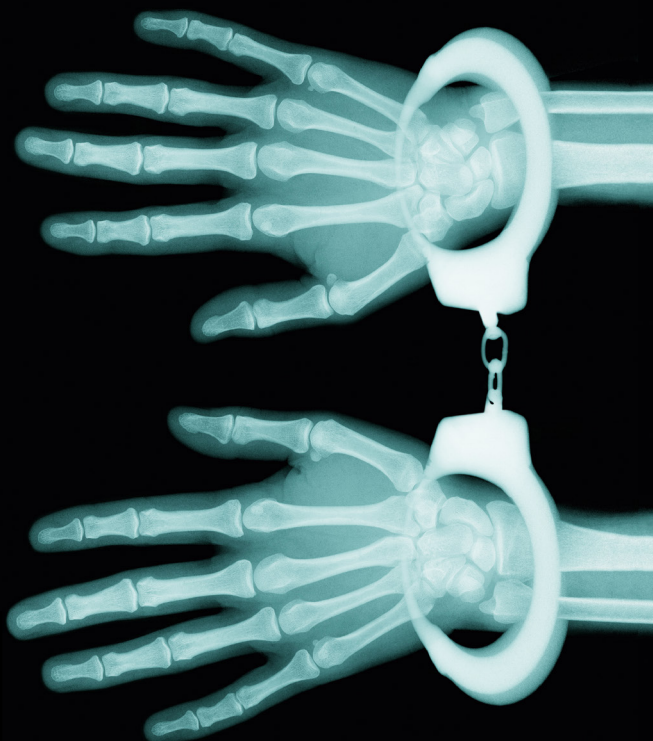


JUTTA PROFIJT

KNAST ODER
KÜHLFACH



dtv
ebook

ROMAN

dtv

Gregor, der beste Freund von Rechtsmediziner Dr. Martin Gänsewein, steht unter Mordverdacht. Alle Indizien sprechen gegen ihn und Gregor schweigt hartnäckig zu allen Vorwürfen. Auf der Suche nach der Wahrheit stößt Pascha – Ex-Autoknacker und nach wie vor auf Erden weilender Geist – bald auf eine heiße Spur: Die Ermordete war Journalistin und recherchierte wegen mysteriöser Todesfälle in der Seniorenresidenz, in der ihr Vater lebt. Gleichzeitig geraten Gregors Kontakte zu einem zwielichtigen Nachtclubbesitzer in den Fokus der Ermittlungen. Martin ist dieses Mal bei der Aufklärung des Falls keine große Hilfe, denn der werdende Vater ist völlig ausgelastet mit Geburtsvorbereitungskursen, Kreißsaalbesichtigungen, Babyausstattungskatalogen und nicht enden wollender Namenssuche.

»Nicht nur erfrischend, kurzweilig, witzig und frech, sondern vor allem eins: geistreich!« (Focus online)

Jutta Profijt wurde 1967 in Ratingen geboren. Ihre Bücher über den vorlauten Geist Pascha und den schüchternen Rechtsmediziner Dr. Martin Gänsewein wurden Riesenerfolge. ›Kühlfach 4‹ war 2010 für den Friedrich-Glauser-Preis nominiert. Neben der Kühlfach-Reihe sind auch ihre Romane ›Schmutzengel‹ (2012), ›Bloggig Queen‹ (2013) und ›Möhrchenprinz‹ (2014) bei dtv erschienen. Jutta Profijt lebt in der niederrheinischen Provinz. Mehr über die Autorin: www.juttaprofijt.de.

Jutta Profijt

KNAST ODER KÜHLFACH

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Jutta Profijt
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag u. a. erschienen:
Kühlfach 4 (21129)
Im Kühlfach nebenan (21185)
Kühlfach zu vermieten (21256)
Kühlfach betreten verboten (21340)

Ausführliche Informationen über unsere
Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de



Originalausgabe 2014
© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: gettyimages/Peter Dazeley
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Sabon Antiqua 10/12
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21506-0

PROLOG

Artikel aus dem Kölner Stadtanzeiger vom 3. April 2010

Raubüberfall: Apotheker stirbt

Innenstadt – Wie erst jetzt bekannt wurde, starb bereits am Dienstag letzter Woche der Inhaber der Asterix-Apotheke in der Altstadt, Stefan Groscheck. Er erlag einem Bruch der Halswirbelsäule, der vermutlich von einem Sturz nach einem Handgemenge mit einem Einbrecher herrührte. Am Tag hatte Groscheck abends die Apotheke geschlossen, hielt sich aber zur Tatzeit noch in seinem Geschäft auf. Wie die Polizei mitteilte, wurde um zweiundzwanzig Uhr vier aus der Apotheke ein stiller Alarm ausgelöst. Die vor Ort eintreffenden Polizeibeamten stellten Spuren eines Einbruchs fest und entdeckten den Toten im hinteren Bereich des Geschäfts. Ein Drogenabhängiger

konnte kurz nach Entdeckung der Tat in der Nähe des Tatortes festgenommen werden. Die Polizei fand mehrere Packungen Betäubungsmittel bei ihm, die, wie die Apothekenhelferin am Folgetag feststellte, im Bestand der Asterix-Apotheke fehlten. Der Verdächtige sitzt zurzeit in Untersuchungshaft.

Stefan Groscheck war in Köln nicht nur als aktiver Karnevalist bekannt. Gemeinsam mit seinem Schwager, dem Pharmaunternehmer Bastian Weiz, rief er den Verein »Köln gegen Krebs« ins Leben. Anlass hierfür war der Tod von Bastian Weiz' Ehefrau (und Schwester von Stefan Groscheck) Melina, die vor fünf Jahren an Darmkrebs gestorben war.

EINS

27. Juni

Es gab keine Vorwarnung, keinen Alarm, nicht einmal einen noch so kleinen Hinweis auf die bevorstehende Festnahme von Kriminalhauptkommissar Gregor Kreidler. Im Gegenteil. Alles war gerade total gechillt. Gregor saß mit seiner Liebsten Katrin, seinem besten Freund Martin und dessen Freundin Birgit in einem chinesischen Restaurant, das allen Anforderungen gerecht wurde: Katrin liebte Essen, das so scharf war wie sie selbst, Martin lebte grundsätzlich von Gemüse, das er vor dem Kompost bewahrte, und Birgit war schwanger. Als wenn das allein nicht schon reichte, hatte sie nun auch noch einen seltsamen Appetit auf eklige Dinge wie glibberige Pilzsalate und knorpelige Schweineohren entwickelt, also echte Ohren von echten Schweinen, die es nur in dem Restaurant gab, in dem die vier saßen. Gregor hatte sich wie immer mit allem einverstanden erklärt, denn wenn er überhaupt Ansprüche an das Essen stellte, dann nur diesen: Es musste satt machen.

Da ich seit über einem Jahr tot war und daher nicht mitessen konnte, waren meine Einwände ungehört geblieben. Ich hasste vegetarischen Fraß, ich hasste aber auch das Geräusch, wenn menschliche Zähne knorpelige Schweineohren durchbissen, und wäre sowieso nie im Leben

auf die Idee gekommen, meine Ernährung von ein paar zwitschernden Schlitzaugen abhängig zu machen. Aber meine Meinung gilt ja nicht viel, zumal ich sie nur Martin mitteilen kann, dem einzigen Menschen, mit dem mir eine direkte Kommunikation möglich ist.

Nicht, dass Sie jetzt denken, ich würde ständig dem Snack-Flash der vier Freunde beiwohnen, aber heute hatten sie ein Namenslexikon dabei und wollten dem Bonsai in Birgits Bauch nun endlich, drei Wochen und einen Tag vor dem errechneten Geburtstermin, seine persönliche Note geben. Da galt es, dem Kevinismus vorzubeugen und pädophobe Strafnamen von vornherein zu vermeiden. Deshalb war ich hier.

Man war gerade mit der Vorspeise fertig und bei dem Buchstaben G angekommen.

»Gregor ist ja ein überaus heldenhafter Name, auch für ein kleines Mädchen«, sagte der werdende Patenonkel gerade, was ihm einen Klaps auf den Hinterkopf von Katrin, ein Kopfschütteln von Martin und ein Bäuerchen von Birgit einbrachte. »Der Name kommt aus dem Griechischen und bedeutet ›wachsam sein‹.«

»Und das Lateinische *egregius* bedeutet ›hervorragend‹«, fügte Martin an.

»Siehst du«, wandte Gregor sich an Katrin. »Kein Grund für körperliche Misshandlung. Ich erwarte eine Entschuldigung, sobald wir zuhause sind.«

Katrin grinste ihn lüstern an.

»Eine sehr ausführliche Entschuldigung«, fügte Gregor leise hinzu.

Birgit hickste.

»Gregoria wäre dann die weibliche Form«, erklärte Gregor gewollt oberlehrerhaft, was ihm erneut ein Augenrollen von Katrin, ein Kichern von Birgit und ein Seufzen

von Martin einbrachte. In die allgemeinen Unmutsäußerungen hinein klingelte Gregors Handy.

Er meldete sich, hörte geschätzte drei Sekunden lang zu, runzelte die Stirn, knurrte: »Hey, was soll das heißen?«, und drückte die rote Taste, nachdem aus dem Hörer nur noch Tuten zu vernehmen gewesen war.

»Was war denn?«, fragte Katrin alarmiert. Als Häschen eines Kripobullen rechnet sie immer mit dem Schlimmsten.

»Keine Ah...«, sagte Gregor, aber der Rest ging in dem Sprachmüll unter, den die zwei Herren absonderten, die plötzlich rechts und links hinter Gregor aufgetaucht waren.

»Gregor Kreidler, Sie werden des Mordes an Susanne Hauschild verdächtigt. Wir müssen Sie bitten, uns zu begleiten.«

In der folgenden Stille hörten wir alle nur Birgits Bäuerchen, ein Zeichen von Nervosität, das sie – und mich – seit dem fünften Monat in zunehmendem Maße quälte.

»Das ist ja wohl totaler Schwachsinn«, brach es aus Katrin heraus. »Wer seid ihr Vögel überhaupt?«

Eigentlich kennt Katrin alle Kollegen von Gregor, aber die Anwesenden offenbar nicht. Ich auch nicht.

»Kripo Düsseldorf, Kriminalkommissare Keller und Stein«, sagte der größere der beiden Vögel. »Und nein, das ist kein Schwachsinn. Herr Kreidler?«

»Kollege Kreidler«, hätten die Kripas normalerweise gesagt, wenn sie sich bei einer Ermittlung über den Weg gelaufen wären, danach hätte man sich recht schnell auf das kollegiale Du geeinigt. Ja, sogar mit denen aus Düsseldorf.

Von kollegialer Gemeinsamkeit war hier allerdings nichts zu spüren. Gregors Gesichtsfarbe hatte die Farbskala zwischen dunkelrot und kreidebleich durchlaufen und war jetzt bei einem gruseligen Grauweiß stehen ge-

blieben. Er öffnete den Mund und schloss ihn wieder, ohne ein Wort gesagt zu haben, schob seinen Stuhl zurück und erhob sich.

»Ich bin so weit«, sagte Gregor zu den Bullen. Seinen Freunden schenkte er keinen Blick mehr.

»Gregor!«, flüsterte Katrin und stand ebenfalls auf.

»Aber ...«, stammelte Martin.

Birgit hickste.

Dann waren die Düsseldeppen mit Gregor weg.

Katrin ließ sich auf ihren Stuhl zurückfallen, Martin und Birgit hatten immer noch die Quatschklappen offen stehen und auch ich war noch einige Sekunden in einem Schockzustand gefangen. Dann reagierte ich gleichzeitig mit Martin. Er rief mir in Gedanken noch zu: »Hinterher!«, aber da war ich schon unterwegs.

Mein körperlicher Zustand war in diesem Fall von Vorteil, denn ich begleitete Gregor und die beiden Düsseldorfer Kripos unbemerkt. Logo, schließlich bin ich tot. Natürlich nicht ganz, sonst wäre ich ja gar nicht mehr da. Meine Seele fand, nachdem ich vor sechzehn Monaten ermordet worden war, den Tunnel mit dem Licht nicht, und so schimmele ich seitdem als Geistwesen zwischen dem Reich der Lebenden und dem der Toten herum. Mein Körper ist schon lang verscharrt, aber meine Seele lebendiger als zu Lebzeiten. Will sagen: Ich kann nicht mehr pegeln und bin daher ständig nüchtern. Ich kann nicht mehr poofen und bin also immer wach. Und ich habe eine Menge gelernt von Gregor, dem einzigen Bullen, den ich für einen coolen Typen halte, und Martin, dem einzigen Menschen, zu dem ich Kontakt aufnehmen kann. Herausgefunden haben Martin und ich diese besondere Beziehung anlässlich meiner Obduktion, als nämlich Doktor med. Martin Gänsewein, Rechtsmediziner am Institut für

Leichenfledderei der Uni Köln, mich vom Hals bis zum Sack aufschlitzte, ausweidete und sehr unschön wieder zusammennähte.

Ich kann die Welt der Irdischen hören und riechen, obwohl ich keine Ohren und Nase mehr habe. Ich kann elektromagnetische Wellen fühlen und manchmal auch beeinflussen, weil ich selbst eine bin. Ich kann also total viel, aber kommunizieren kann ich nur mit Martin. Was schon rein quantitativ eine herbe Einschränkung des sozialen Umgangs darstellt, von der Qualität ganz zu schweigen. Anders gesagt: Eine Bezugsperson allein ist schlimm genug, aber Martin ist eine Strafe für mich, wie ein Seifenkistenrennen für einen Formel-1-Piloten. Aber über das besondere Verhältnis zwischen dem Oberpeinologen Martin Gänsewein und dem coolsten Geist diesseits von Himmel und Hölle werden Sie im Laufe der Geschichte noch mehr lernen – vielleicht mehr, als Sie wollen.

Jetzt jedenfalls ging es erst mal nur um Gregor.

Düsseldorf und Köln sind wie Mercedes und BMW. Jeder hält sich für was Besseres. Natürlich ist das Quatsch. Die Düsseldorfer haben außer der historischen Fehlentscheidung, dieses Kaff am Unterlauf des Rheins zur Landeshauptstadt zu machen, nichts vorzuweisen. Deshalb hacken sie so gern auf den Kölnern herum. Die Kölner hingegen wissen, dass Kölsch und Altbier auf die gleiche Weise gebraut werden – die Frage, warum das Bier rheinabwärts so aussieht, als käme es aus dem Güllefass, müssen Sie sich selbst beantworten.

Auch was den Bullenbunker angeht, liegt Köln klar vorn. Die Kölner Kripo sitzt in einem coolen Neubau in Kalk, während die Düsseldorfer Kripo in einem fast hundert Jahre alten, hässlichen Backsteinbunker vor sich hin oxidiert. Dorthin wurde Gregor geschleift.

Von den beiden Bullen, die Gregor einkassiert hatten, machte der, der wie ein Chorknabe aussah, die Ansagen, der andere pulte Dreck unter seinen Fingernägeln hervor. Viel Dreck. Vielleicht war der Typ eigentlich Gärtner und nur zur Aushilfe bei der Bullerei. Keine Ahnung, wie die in Düsseldorf ihre Planstellen bemannen.

»Ich werde das Gespräch aufzeichnen. Würden Sie bitte Ihren Namen sagen?«, wandte sich der Chorknabe an Gregor.

Gregor schwieg.

»Was haben Sie am vergangenen Freitagabend nach achtzehn Uhr gemacht?«

Gregor schwieg.

Er schwieg auf diese und alle weiteren Fragen nach seinen Tagesabläufen der letzten Woche, nach seiner Beziehung zu Susanne Hauschild und nach dem Grund für ihre Verabredung. Er glotzte einfach eine gute Stunde lang auf die Tischplatte vor sich, bis er endlich die Denkschüssel wieder in die anatomisch vorgesehene Position hob und den Mund aufmachte:

»Kann ich einen Kaffee haben?«

Keller – oder war es Stein? – seufzte, quälte sich auf die Beine und holte Kaffee für alle. Danach gingen die Fragen weiter. Gregor allerdings trennte Ober- und Unterlippe nur noch, um das ekelhaft bitter und sauer riechende Gebräu runterzuschütten. Nicht mal Kaffee können die in Düsseldorf.

Da Gregor weiterhin nichts zur Unterhaltung beitrug und ich daher immer noch keinen Schimmer hatte, was hier eigentlich gespielt wurde, machte ich mich auf den Rückweg nach Köln. Martin, Katrin und Birgit hatten inzwischen den Standort gewechselt und hockten in Martins und Birgits Bude. Katrins rote Lackpumps standen

einträchtig neben Martins Gesundheitstretern und Birgits Sneakers neben der Tür. Ein viertes Paar Schuhe sagte mir, bereits bevor ich im Wohnzimmer ankam, dass sich Gregors junge Kollegin Jenny dem Trio angeschlossen hatte.

»... nicht glauben, dass er einfach so mitgegangen ist«, sagte Jenny gerade.

Katrin explodierte wortlos, sprang auf und ging in die Küche, um sich ein Glas Wasser zu holen.

»Jennymaus«, ätzte sie, als sie wieder ins Wohnzimmer kam, »könntest du jetzt bitte dein ungläubiges Kindergesicht gegen die sachliche Miene einer Kripobeamtin tauschen? Ich weiß, dass es unfassbar ist. Ich weiß auch, dass es ein Fehler sein muss. Aber mit diesem ewigen Ich-kann-es-einfach-nicht-glauben-Gesülze kommen wir nicht weiter.«

Im Normalfall hätte mich Katrins Wutanfall begeistert, denn wenn ihre Augen Laserstrahlen abschießen, ihre Wangen glühen und ihre Hupen zittern, sieht sie am geilsten aus. Allerdings hatte selbst mir der Anlass die Laune verdorben, so dass ich ihren Anblick nicht richtig genießen konnte.

Jenny zog eine Schnute und nippte am Kräutertee, den Martin zur Beruhigung der Nerven gebraut hatte. Birgit knabberte eine Möhre und starrte ins Leere. Die Tränen, die ihr langsam und gleichmäßig die Wange herunterliefen, schien sie nicht zu bemerken. Katrin atmete ein paarmal tief ein und aus, ließ sich dann neben Jenny in den Sessel fallen und legte ihr eine Hand auf den Arm.

»Entschuldige.«

Jenny schluckte und nickte. Dann straffte sie die Schultern und zog ein Notizbuch aus der Handtasche. »Okay, jetzt mal von vorn.«

»Hey Martin, sie haben Gregor nach einem Alibi für

Freitagabend gefragt!«, drängelte ich meine Erkenntnisse zwischen Martins Gedanken.

Martin winkte gedanklich ab.

»Das könnte eurer dämlichen Diskussion hier ein bisschen auf die Sprünge helfen«, schob ich nach.

»Ach, und wie soll ich den anderen meinen plötzlichen Erkenntnisgewinn erklären?«, fragte Martin. Dann ließ er die geistigen Jalousien herunter.

Na super, damit hatte er mich mal wieder mit dem klassischen Totschlagargument kaltgestellt, das da lautete: Wie soll ich den anderen erklären, dass ich plötzlich Dinge weiß, die ich eigentlich nicht wissen kann? Dabei wäre es in diesem Falle gar nicht so tragisch gewesen, sein Wissen in die Welt hinauszukrähen, denn zumindest Katrin weiß, ebenso wie Gregor übrigens, von meiner Existenz. Birgit wurde erzählt, dass Martin gelegentlich »Hinweise von Toten bekommt«, und Jenny ist immerhin mal Zeugin einer Situation geworden, in der sie sich einiges hätte denken können, wenn das in ihrem Naturell läge. Okay, das ist unfair – Jenny ist nicht wirklich doof. Nur jung, unerfahren, ein bisschen naiv und ein deutlich weniger helles Licht als die kesse Katrin oder die brillante Birgit.

Martin jedenfalls ignorierte mich völlig und servierte Jenny eine Zusammenfassung der Ereignisse im besten Profi-Tonfall, den er gern auch vor Gericht oder in einer Besprechung mit seinem Chef anschlägt.

»Weiß jemand, wer diese Susanne Hauschild ist?«, fragte Jenny, nachdem Martin geendet hatte.

Martin pustete in seinen Tee und schielte zu Katrin.

Katrin fing den Blick auf und zog die Augenbrauen hoch. »Du kennst sie?«

Martin nickte. Langsam. Zögerlich. Eindeutig extrem unglücklich.

»Und wer ist sie?«, fragte Jenny deutlich ungeduldig.

»Gregors Frau«, murmelte Martin.

Das haute selbst mich aus der Spur.

Nach Martins schmutziger Bombe herrschte einige Sekunden eine solche Stille, dass ich kurz an einen Hörsturz glaubte.

Allerdings kann ich mir kaum vorstellen, dass ich einen bekommen könnte, also beruhigte ich mich bald wieder. Birgit hatte ihrem Karotinstängel eine Kaupause gegönnt, Jennys Stift schwebte reglos über dem Papier und Katrin klappte den Mund auf und zu, ohne einen Ton herauszubringen.

»Vielleicht sind sie ja auch geschieden«, flüsterte Martin nach einer gefühlten Ewigkeit. »Ich bin mir nicht ganz sicher ...«

Nur zur Erinnerung: Martin ist Gregors bester Freund. Die beiden kennen sich aus der Schule. Und Martin wusste nicht, ob Gregor verheiratet oder geschieden ist? Beziehungsweise verwitwet oder was auch immer? Aber egal. Geschockt waren wir jedenfalls alle.

»Warum weiß ich nichts von ihr?«, stammelte Katrin endlich.

Martin zuckte die Schultern.

Birgit nahm das Mümmeln wieder auf.

Jenny notierte etwas. Ich flog rüber und las: Susanne Hauschild – Gregors verheimlichte (!) Ehe-oder-Exfrau!?

Damit war der Zeiger auf der nach oben offenen Drama-Skala etliche Striche hochgeschossen, denn die meisten Gewaltverbrechen werden von Tätern aus dem direkten Umfeld begangen. Ehepartner stehen auf der Liste an erster Stelle.

Mit ein Grund, nie zu heiraten.

»Was haben die Kollegen denn gesagt ...«

»Kollegenschweine!«, brummte Katrin.

»Katrin!«, mahnte Martin, der vermutlich noch freundlich und verbindlich bleibt, wenn ihn jemand auffordert, die Briefftasche rauszurücken und dann von der Brücke auf die A1 zu springen. Was übrigens nicht so gefährlich wäre, wie es sich anhört, weil auf dem Kölner Ring immer Stau ist. Überfahren wird man also nicht, höchstens landet man auf einem stehenden Fahrzeugdach und bricht sich ein Bein.

»Recht hat sie«, brüllte ich dazwischen. »Schweine!«

»Nichts haben sie gesagt«, murmelte Birgit. Es war ihr erstes Wort, seit die Diskussion über die Namensgebung ihres Nachwuchses so rüde unterbrochen worden war.

Eigentlich ist Birgit ein echter Kracher. Sie sieht mit ihren endlosen Beinen, ihren langen blonden Haaren und ihrem leicht nach oben gebogenen Lächelmund super aus, hat nicht nur was in der Bluse, sondern auch in der Denkschüssel und arbeitete bis zum Beginn ihres Mutterschutzes in einer Bank. Auch das hört sich schlimmer an, als es ist, denn es hat ihrem Charakter zumindest bisher nicht geschadet. Außerdem war sie immer ziemlich relaxed und gut drauf. Das änderte sich schlagartig, als sie von den Hühnerhormonen überschwemmt wurde. Je größer dort, wo sich früher ihre Taille befand, der Bonsaiballon anschwell, desto stiller wurde sie. In sich gekehrt, sagte Martin immer. Wenn sie gelegentlich den Mund aufmachte, zickte sie herum, was ich gar nicht von ihr kannte und auch nicht mochte. Die Phase ging Gott sei Dank vorüber und sie bekam mehr und mehr Ähnlichkeit mit einem trägen Trabbi als mit dem BMW Cabrio, das sie sich mühsam zusammengespart hatte, das aber trotz des geilen Wetters seit Wochen ungenutzt herumstand. Schwangere sollten nicht Cabrio fahren, fand Martin. Gähn.

»Die zwei Typen sind von der Kripo Düsseldorf, heißen Keller und Stein und haben gesagt, dass Gregor mitkommen soll, weil er verdächtigt wird, Susanne Hauschild ermordet zu haben. Das war alles«, sagte Birgit.

Ich strahlte. Kam da meine alte Birgit zum Vorschein? Die ebenso präzise denken und sabbeln konnte wie Martin, aber – im Gegensatz zu ihm – nie oberlehrerhaft klang? Die so schnell Zusammenhänge begriff, dass manchmal selbst ich nicht hinterherkam? Manchmal, habe ich gesagt! Selten, um genau zu sein. Oder fast nie.

»Haben sie gesagt, wann dieser Mord passiert sein soll?«, fragte Jenny.

Alle schüttelten den Kopf.

»Freitagabend«, brüllte ich, aber Martin reagierte nicht.

»Und Gregor ...«

»Ist aufgestanden und mitgegangen. Ohne ein Wort«, sagte Katrin noch immer fassungslos.

»Ich werde sehen, was ich herausfinden kann«, sagte Jenny, stand auf und ergriff die Flucht. Jedenfalls wirkte ihr Abgang so auf mich.

Katrin stand kurz nach Jenny auf, murmelte, dass sie allein sein müsse, und verschwand. Martin und Birgit blieben wie schockgefrostet auf dem Sofa sitzen. Martin allerdings bat mich in Gedanken, ihm doch jetzt bitte schön meine neuesten Erkenntnisse zu servieren. Pah! Als ob ich ein Flaschengeist wäre, den man freilässt, wenn er gerade gebraucht wird, oder verkorkt, wenn nicht. Aber nicht mit mir. Da Martin mich eben so rüde abserviert hatte, wollte ich noch ein bisschen schmallen und schaltete mich stattdessen wieder nach Düsseldorf.

Gregor war natürlich nicht verhaftet, denn für eine Verhaftung benötigt man einen richterlichen Haftbefehl. Der Richter stellt so ein Papier nicht aus, nur weil irgend-

jemand meint, statistisch gesehen wäre sowieso der Ehemann der Mörder. Für einen Haftbefehl muss es eine gute Begründung geben.

Festhalten darf die Bullerei einen Verdächtigen natürlich trotzdem, allerdings nur bis zum nächsten Tag. Dann muss entweder eine Verhaftung erfolgen oder die Freilassung. Insofern war es auch noch kein allzu schlechtes Zeichen, als Keller – oder war es Stein? – zu Gregor sagte: »Sie bleiben erst einmal hier, Kollege.«

Eben hatte mich das Fehlen des Wörtchens Kollege noch betrübt, jetzt klang es zynisch.

Gregor reagierte nicht. Er starrte in den leeren Kaffeebecher und schwieg.

Irgendetwas stimmte hier nicht. Ich meine, abgesehen davon, dass Gregor seine Ex verschrottet haben sollte. Natürlich könnte Gregor einen Menschen killen, wenn es sein müsste – genau wie jeder andere auch. Aber wir reden hier von Gregor, dem abgebrühtesten Kommissar diesseits des Atlantiks. Wir reden von Katrins Lover und Martins bestem Freund. Wir reden von dem Mann mit Intuition, der öde Polizeiarbeit ebenso beherrscht wie einen blitzschnellen Zugriff und der dabei noch einen coolen Spruch auf den Lippen hat.

Ich glaubte nicht, dass dieser Gregor die Alte ausgeknipst hatte. Aber was ich überhaupt nicht kapierte, war sein Schweigen. Warum sagte er nicht, dass er es nicht war, und fertig?

Warum forderte er Keller und Stein nicht freundlich auf, weiter im Keller ihres grottigen Präsidiums kekswichsen zu üben, statt gestandenen Kollegen ans Bein zu pinkeln?

Warum stand er nicht einfach auf und verschwand?

Gut, das ging jetzt nicht mehr, weil es da diese sogenannte Ingewahrsamnahme gab. Aber auch die konnte es doch nur geben, weil Gregor sich zierte wie der Bräu-

tigam auf dem Standesamt. Nur dass hier nicht die Regel galt: Wer schweigt, gewinnt.

Diese Gedanken ließen mich nicht los, während ich Gregor in das Überstellungsfahrzeug, zur JVA, durch den Eingangsscheck und in seine Zelle begleitete. Die JVA war ziemlich neu und die Zelle wenigstens kein Sammelbunker, aber richtig gemütlich wirkten die zehn Quadratmeter mit Bett, Tisch, Stuhl und Klo nicht. Gregor sah sich nicht einmal alles an, sondern warf sich auf das Bett, legte die Hände hinter den Kopf und stellte jede weitere Bewegung ein. Da er leider auch nicht anfang, laut mit sich selbst zu quatschen, drehte ich nach einer Weile mangels Unterhaltung frustriert ab. So eine stumme Depri-Nummer brachte mich nicht weiter, also beschloss ich, umgehend mit meinen eigenen Ermittlungen zu beginnen.

Ich verließ den Knast und düste zu Martin und Birgit. Sie lagen im Bett, wo Martin ein Massageöl in Birgits Bauch zwickte. Echt jetzt. Er massierte nicht, rieb nicht, sondern zwickte das Zeug in die Haut. Das sollte gegen Schwangerschaftsstreifen helfen und für Intimität zwischen den werdenden Eltern sorgen. Zumindest hatte die Geburtshelferschachtel im Geburtsvorbereitungskurs das behauptet. Ich persönlich finde eine Runde Zipfeln irgendwie intimer, aber Martin zupfte mit Leidenschaft – unter dem Elektromogenschutznetz. Das Ding sieht aus wie ein Moskitonetz und hält unerwünschte, elektromagnetische Impulse von den Schlafenden fern. Also mich. Na toll. Von Martin war also keine Hilfe zu erwarten. Ich musste mit meinen Ermittlungen offenbar schon mal ohne ihn anfangen, denn wie jeder weiß, sind in einer Mordermittlung die ersten Stunden und Tage die wichtigsten, wobei der Mord bereits vor achtundvierzig Stunden geschehen war. Wenn nach dieser Zeit Gregor der einzig Verdächti-

ge war, hatten die Bullen zwei Tage lang ins falsche Klo gefasst.

Eine Mordermittlung beginnt immer mit dem Opfer, weil man am Anfang sonst nix hat. Ich düste also in meinen Schrank auf dem Speicher, in dem Martin mir einen Computer installiert hatte, und googelte Susanne Hauschild. Nach einiger Suche bekam ich ein Foto von ihr präsentiert, bei dem in meiner Denkschüssel alle möglichen Glöckchen losklingelten. Ich hatte die Tussi erst vor wenigen Tagen gesehen. Lebend. Mit Gregor.

Ich beschloss, Gregors Aktivitäten in der Woche vor dem Mord an Susanne Hauschild zu rekonstruieren. Das würde mir nicht allzu schwerfallen, denn seit Martin und Birgit nur noch über Kindernamen, Kinderzimmerdekoration, Kindererziehung, Kinderkrankheiten, Kinderkotze und verwandte Themen redeten, hatte ich immer seltener Lust, mich in ihrer Nähe aufzuhalten. Natürlich brauchte ich Martin weiterhin als Gesprächspartner, aber wenn es nur darum ging, den Tag zu vertrödeln, hatte ich mich in letzter Zeit verstärkt an Gregor gehalten.

ZWEI

18. Juni, 9 Tage vor Gregors Verhaftung

An dem Tag, an dem Gregor Susanne Hauschild treffen sollte, kam ich gegen zehn Uhr in Gregors Büro. Es war ein warmer, sonniger Freitag und ich hatte nichts Besonderes zu tun. Freitagmorgens ist in den Krankenhäusern und Notaufnahmen, in denen ich gern herumhänge, nicht viel los. Nicht, dass Sie jetzt denken, ich sei blutrünstig oder weide mich am Leid von Leuten, die sich mit dem Motorrad um einen Laternenpfahl wickeln oder denen beim Holzhacken die Axt im Schienbein stecken geblieben ist. Ganz und gar nicht. Ich warte dort auf geistige Gesellschaft. Immerhin ist mein Dasein eine ganz schön einsame Kiste. Es gibt keine andere Seele in meiner Zwischenwelt, denn meist läuft es so: Im Moment des Todes verlässt die Seele den Körper, sagt vielleicht noch kurz Hallo und verschwindet dann in den Himmel oder die Hölle. Zurück bleibt nie eine. Manchmal allerdings rufe ich noch »Grüß Marlene« hinterher, denn diese kleine, dicke Nonne war die Einzige, die mir für längere Zeit hier auf meiner Zwischenebene Gesellschaft geleistet hat. Später hat sie sich dann auch ins Licht verabschiedet. Aber ich bin sicher, dass sie noch gelegentlich nach mir sieht.

Auch sonstige Einrichtungen, in denen ich gern Zeit ver-

bringe, haben freitagvormittags wenig zu tun, da werden sogar die Betten im Nagelstudio gelüftet und die Swingerclubs entlaust. Ich schaute also bei Gregor nach dem Rechten, weil ich wusste, dass er heute einen wichtigen Termin hatte. Wenn sonst nix los war, begleitete ich ihn gelegentlich ins Gericht.

Gregor band sich gerade eine Krawatte um. Das ist etwas, das er üblicherweise vermeidet, aber heute musste er als Zeuge auftreten, daher beugte er sich dem Druck der Erwartung und zog so genervt an dem Strick herum, dass ich mir Sorgen um seine Luftzufuhr machte. Jenny stand grinsend in der Tür, was Gregor noch mehr anpisste, aber endlich hatte er es geschafft und der Knoten war vielleicht nicht gerade für die Hochzeit von Willi Windsor geeignet, aber fürs Gericht reichte es locker.

Der Auftritt des großen Kriminalhauptkommissars Kreidler war ein voller Erfolg. Er antwortete präzise auf alle Fragen, konnte die Beweise gegen den Angeklagten lückenlos erklären und stotterte nicht einmal an der Stelle, an der die Frage kam, wie er denn überhaupt auf den Angeklagten aufmerksam geworden sei. Er konnte ja schlecht sagen, dass sein bester Kumpel, der Schlitzer, mal einen Autoknacker obduziert hatte und seitdem vom Geist desselben gelegentlich heiße Tipps aus dem Reich der Toten bekam. Daher tat er das, was er in solchen Fällen immer zu tun pflegt, und dehnte die Wahrheit. Sie war an dieser Stelle bereits labberig wie das Hosengummi eines Dreizehnjährigen, aber zum Glück wurde die Frage nur in seltenen Fällen gestellt, nämlich nur dann, wenn der Anwalt des Übeltäters damit auf einen verfahrenstechnischen Fehler hinauswollte, was ihm in diesem Fall nicht gelang. Gregor verließ den Zeugenstand aufrecht und ernst. Das gehässige Grinsen zeigte er erst im Flur, als Jenny fragte, wie es gelaufen sei.

»Der sieht Frauen ab sofort nur noch auf fleckigem Papier.«

Die Genugtuung war ganz auf meiner Seite, denn auch wenn ich zu Lebzeiten mit mehr als einem Gesetz in Konflikt gekommen bin, gibt es einige Sorten Krimineller, die ich nicht ausstehen kann, und das sind alle, die ihren Zipfel zur Waffe machen und andere Leute damit quälen. Wenn diese Opfer dann auch noch Kinder oder Frauen sind, wird es ganz eng. Der Angeklagte, dem Gregor gerade zu einer lebenslangen Karriere im Café Viereck verholfen hatte, gehörte dazu. Der Typ war ein Vergewaltiger, der sein letztes Opfer zwischen (!) mehreren sexuellen Attacken getötet hatte. Versehentlich, wie er behauptete. Keine Ahnung, wie man bei einer extra reißfesten Plastiktüte über dem Kopf und einhundertsiebenundneunzig Zentimeter Duct-Tape von Versehen reden konnte. Mit dem Klebeband haben wir damals ganze Baureihen von Opel repariert. Wer zu dem Zeug greift, weiß, was er tut.

Gregor fummelte noch an seiner Krawatte, diesmal allerdings schwungvoll in Abwärtsrichtung, als sein Handy klingelte. Eine Selbstmörderin war auf dem Speicher ihres Hauses gefunden worden. Bei Selbstmord gehen die Kripo nachschauen, ob es wirklich einer war. Gregor und Jenny machten sich also auf den Weg und ich folgte ihnen.

Wenn jemand die Seele baumeln lassen will, gibt es mehr Möglichkeiten, als der Durchschnittsbürger weiß. Die Falltür-auf-und-tot-Methode kennt jeder, der schon mal einen Western gesehen hat. Das ist nicht nur schwungvoll und dynamisch, sondern auch ziemlich erfolgreich, weil das Genick ein lautes Knacksen von sich gibt – und Schluss. Keine Zweifel, kein langes Leiden, eine schöne, runde Sache. Die unangenehmste Version ist das Erhängen

an der Heizung oder am Abflussrohr des Waschbeckens. Ja, das geht. Allerdings stirbt der Selbstmordwillige bei diesen, sagen wir mal, erdnahen Selbsttötungen meist ziemlich langsam. Wichtig ist dabei, dass der Zug auf der Schlinge erhalten bleibt, der Typ sich also nicht, sobald es eng wird, wieder aufrappelt. Das ist nur etwas für besonders Willensstarke.

Die Frau, die Gregor und Jenny in einem Mehrfamilienhaus älterer Bauart unter dem Dach trafen, hatte sich selbst entweder die nötige Willensstärke nicht zugetraut oder sie hatte einfach die vorhandene Infrastruktur genutzt, die eine First-Class-Genickbruch-Gelegenheit bot. Sie hing an einem offen liegenden Dachbalken. Gregor und Jenny betrachteten sie erst mal aus einiger Entfernung durch die Speichertür vom Treppenabsatz aus.

»Wer hat sie gefunden?«, fragte Gregor als Erstes.

Der Uniformierte, der die Tür bewachte, deutete auf eine kleine Frau in geblümter Kittelschürze, die in einen labberig feuchten, strahlend weißen Kissenbezug heulte. Den hatte sie offenbar aus dem Wäschekorb genommen, mit dem sie in eindeutiger Absicht auf den Speicher gestiegen war. Drei der vier für die Bettwäsche gedachten Plastikkleinen hingen noch waagerecht, die vierte kringelte sich um den Hals der Toten.

»Alle informiert?«, fragte Gregor.

Die Uniform nickte. Über kurz oder lang würden also die Schlitzer und die Nummerngirls erscheinen.

Gregor wandte sich an die heulende Schürze. »Kennen Sie die Frau?«

»Das ist Paulina Pleve«, schluchzte die Frau halb erstickt in ihre Kissenhülle.

»Wohnt sie hier im Haus?«

»Sie ist meine Nachbarin.«

»Wann haben Sie sie zuletzt lebend gesehen?«

Die Schürze schnäuzte geräuschvoll in den Kopfkissenbezug und zuckte unsicher die Schultern. »Gestern? Aber vielleicht war es auch vorgestern. Ich weiß nicht ...«

Gregor bat Jenny, die Personalien der Schürze aufzunehmen und sie dann in ihre Wohnung zu begleiten. Er selbst blieb vor der Speichertür stehen und blickte sich aufmerksam um.

Der Uniformierte räusperte sich. »Ich musste die Tür aufbrechen. Sie war von innen versperrt.«

Gregor seufzte. »Die Nachbarin hat die Polizei gerufen, weil die Tür von innen versperrt war?«

»Natürlich nicht.« Die Uniform drückte die Tür vorsichtig zu. Gregor konnte durch das uralte Fenster mit geätztem Eisblumenmuster den Umriss der im lauen Luftzug schwingenden Leiche erkennen.

»Sie sagen den Spusis bitte ganz genau, wie Sie die Tür vorgefunden haben und was Sie getan haben, um sie zu öffnen.«

»Natürlich.«

Es dauerte weitere zehn Minuten, bis die Schlitzer kamen – in Person von Katrin. Sie drückte Gregor einen flüchtigen Kuss auf den Mund, zog sich die Schuhschoner und den Overall an, stopfte ihr schönes, langes Haar unter die Kapuze und ging durch die Tür. In dem Overall herrschte jetzt vermutlich eine Temperatur von fünfundneunzig Grad. Katrin ist die Lauteste, wenn es um Beschwerden über die Arbeitsbedingungen in den grässlichen Ganzkörpertüten geht, aber in ihrer Professionalität lässt sie sich davon nicht abschrecken. Sie wird nie diejenige sein, die vor dem Richter sitzt und gestehen muss, dass der Tatort von ihr oder ihren Kollegen verunreinigt wurde, weil die Overalls im Sommer zu warm oder im Winter zu kalt sind. Zu kalt des-

halb, weil keine vernünftige Jacke unter so ein Teil passt, von Katrins Daunenmantel ganz zu schweigen. In dieser Konsequenz ist sie sich mit Martin absolut einig – vermutlich die einzige Gemeinsamkeit, die die beiden haben.

Katrin notierte die gemessene Umgebungstemperatur von zweiunddreißig Grad Celsius, maß die Öffnungen der beiden Dachfensterchen, bestimmte die Himmelsrichtung der Dachfenster und knipste ein paar Bilder als Gedächtnisstütze. Sie benötigte diese Informationen zur Berechnung des Todeszeitpunktes, denn eine Leiche kühlt auf einem heißen Dachboden nicht so schnell aus wie in einem feuchten Keller – logo, oder? Wenn bei offenen Fenstern allerdings Luftzug ins Spiel kam, würde Katrin sogar die Temperatur der Nachtluft recherchieren, um eine möglichst genaue Todeszeitangabe machen zu können. Ja, Katrin ist nicht nur die heißeste Maus im Schlitzerteam, sondern auch noch eine der besten.

Aus meiner Perspektive, also ungefähr zwei Meter über dem Fußboden und ebenso weit von der Tussi am Strick entfernt, sahen die beiden Perlhühner sich erstaunlich ähnlich, denn auch Paulina Pleve war ganz in Weiß gekleidet. Als Engelchen ging sie in Jeans, T-Shirt und Tennissocken trotzdem nicht durch. Wahrscheinlicher war, dass die Tussi einem Zahnarzt den Saugrüssel hielt oder einem Allgemeinmediziner beim Spritzen half. Vielleicht war sie auch selbst die Zahnfee, Kinderärztin oder Orthopädin, das konnte ich allein an der Qualität der Tennissocken nicht erkennen.

Katrin schenkte der Leiche zunächst wenig Beachtung. Dafür schaute sie sich umso genauer die alte Holzklappleiter an, die zu Füßen der Toten lag. Sie zog ein Maßband aus der Tasche, maß die Höhe der Leiter und den Abstand der baumelnden Füße zum Fußboden. Passte.

Die Nummerngirls der Spusi, heute in der Mehrzahl

männlich, kamen ebenfalls in ihren weißen Overalls hereingewuselt, scheuchten Katrin kurz hinaus, suchten auf dem leicht staubigen Boden nach Fußspuren, stellten ihre Nummernkärtchen an der Leiter und an einer Wäscheklammer auf, maßen Entfernungen, machten Fotos und riefen Katrin dann wieder hinein.

»Die lebte noch, als man sie hingehängt hat«, brummte eins der Nummerngirls in tiefstem Bass.

»Woran erkennt der Fachmann das?«, fragte Katrin.

»Schau dir doch an, wie die die Zunge rausstreckt.«

»Die Zunge kommt auch bei einem Toten raus«, erwiderte Katrin mit hörbarer Schadenfreude. »Aber der starke Speichelfluss spricht dafür, dass sie noch lebte.«

Ein Nummerngirl schlug einem anderen freundschaftlich auf die Denkschüssel, mehrere brummten mehr oder weniger hämisch, aber trotzdem ließen sie sich keine Sekunde von ihrer Arbeit ablenken. Tief gebückt und teils mit Lupen vor den Sehkugeln untersuchten sie den Boden. Die ganze Veranstaltung sah aus wie eine Performance Moderner Kunst, bei der gesichtslose Typen durcheinanderwimmeln, um so wichtige Menschheitsfragen zum Ausdruck zu bringen. Habe ich mal in der Glotze gesehen. Mich erinnerte es eher an eine Truppe Karosserielackierer mit einem Kontaktlinsenproblem.

Nachdem sie alles abgegrast hatten, halfen die Spusis Katrin, die Leiche abzunehmen. Katrin sicherte die Spuren an der Toten, während die Nummerngirls mit dem weiteren Umfeld des Tatortes weitermachten. Sie ließen sich von dem Kollegen in Uniform erklären, wie er versucht hatte, den innen steckenden Schlüssel aus dem Türschloss zu rütteln, dieser aber nicht auf den unter der Tür durchgeschobenen Tapetenrest gefallen war. Daraufhin hatte er einen Säbel, den die Schürze ihm gebracht hatte, zwischen Türblatt und Pfosten geschoben und die Tür aufgehebelt.

»Einen Säbel?«, fragte Gregor, der den Schluss mitgehört hatte.

»Erbstück«, sagte die Uniform und zeigte auf ein mit Bommeln und Troddeln verziertes, schartiges Stück Metall, das am Rand des Treppenabsatzes lag.

Die Tür einschließlich Rahmen wurde vermessen, wobei sich herausstellte, dass ein Kartoffelschälmesserchen zum Aufbruch vermutlich auch gereicht hätte, so verzogen war das alte Ding.

Endlich hatten alle genug gesehen, Paulina Pleve wurde abtransportiert und Katrin nickte Gregor zu.

»Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit Selbstmord. Es stimmt alles: Die Höhe der Leiter für die Füße, Art und Sitz des Knotens ...«

»... die verschlossene Tür ...«, fügte Gregor hinzu.

»Dann hoffe ich, dass wir uns heute Abend sehen, bevor ich dich verlasse.« Nicht nur Gregor starrte Katrin an, als sie sich aus der weißen Pelle schälte. Der Schweiß hatte ihre luftige Bluse durchsichtig gemacht und die Härchen im Nacken gekringelt. Wenn überhaupt noch möglich, schoss die Temperatur auf dem Treppenabsatz um etliche Grad nach oben.

Katrin fuhr ins Institut und führte die Obduktion gemeinsam mit Martin durch. Martin schnippelte, Katrin sabbelte die Erkenntnisse ins Diktiergerät.

»Wenn ich mich umbringen wollte, würde ich keine quietschgrüne Wäscheleine nehmen, auf der die Nachbarn jahrelang ihre Unterhosen aufgehängt haben«, erklärte ich Martin, der gerade das Seil aus dem geschwollenen Halsgewebe herauslöste. »Ich würde mir ein schönes Seil kaufen. Eins, das angenehm auf der Haut liegt. Also auch kein Hanf, Sisal oder Jute. Weich müsste es sein, wie ...«

»Es wäre nichts dagegen einzuwenden, dass du dich end-

lich richtig umbrächtest«, konterte Martin in Gedanken.
»Allerdings hilft ein Seil in deiner Situation leider nicht.«

»Aber findest du das nicht komisch? Eine Wäscheleine?
Wie sperrig!«

Martin wehrte sich zwar gegen die Erkenntnis, gab mir aber insgeheim recht, wie ich seinen ungeschützten Gedankenwirbeln entnehmen konnte.

Katrin bekam von unserer Unterhaltung natürlich nichts mit, sondern operierte die Befunde ins Mikro. »Der Knoten ist unfachmännisch, aber zweckdienlich. Er sitzt seitlich am Hals, die Strangmarke stellt sich als Gewebeeinziehung mit Hautvertrocknung dar, zum Knoten hin ansteigend ausgebildet ...«

Zum Knoten hin ansteigend heißt, dass die Leiche hing, als es eng wurde. Hätte sie gelegen oder jemand hinter ihr gestanden und ihr das Seil um den Hals gezogen, läge der Verlauf der Strangmarke schön auf einer Höhe um den Hals. Ja, ich habe von den Schlitzern schon viel gelernt.

Dass sich die üblichen Stauungsblutungen fanden, war nicht weiter erstaunlich und wurde entsprechend unaufgeregt, aber nicht weniger sorgfältig dokumentiert.

»An den Händen finden sich Reste von Talkum.«

»Talkum?«, fragte ich.

»Dieses Zeug in Einmalhandschuhen, damit sie nicht verkleben«, erklärte Martin.

»Sie hat sich vor dem Aufhängen also nicht die Hände gewaschen«, schlussfolgerte ich.

Martin stutzte. »Nein.«

Katrin schaltete das Diktiergerät aus und murmelte:
»Ich kann mich nicht erinnern, dass am Fundort Handschuhe herumgelegen hätten. In der Kleidung war auch nichts – also, wo sind die Dinger geblieben?«

»Dafür ist dein Liebster zuständig«, sagte Martin streng.

Ach, mein Martingsgänschen, seit ich ihn immer wieder in Ermittlungen hineinziehe, hat er eine Aversion gegen jeden Gedanken entwickelt, der auch nur einen Millimeter neben seinem rein medizinischen Fachgebiet liegt.

Katrin schaltete das Gerät wieder an. »An den Händen finden sich keine Hinweise auf Selbststrettungsversuche, auch an der Halshaut sind derartige Spuren nicht zu finden.«

»Die war aber ungewöhnlich entspannt«, stellte ich fest.

»Ich stelle Tatsachen fest, die Kripo zieht die Schlüsse«, sagte Martin stoisch.

»Wo ist die Kripo eigentlich?«

Keine Antwort ist auch eine Antwort. Normalerweise ist nämlich meist der Ermittler, manchmal sogar der Staatsanwalt bei der Obduktion dabei, damit er alle Informationen so schnell wie möglich aus erster Hand erfährt. Hier waren die Freunde und Helfer – also Gregor, der Freund, und Jenny, sein Helferlein – aber offenbar von vornherein der Meinung, es handle sich um einen Selbstmord.

Ich kürze die Sache mal ab: Am Ende der Obduktion stand die Erkenntnis, dass die Sache mit den Talkumspuren an den Händen und das Fehlen von Hinweisen auf Selbststrettungsversuche zwar ungewöhnlich war, es aber keinen eindeutigen Hinweis auf ein Fremdverschulden gab.

Die Leiche lag kaum in ihrem Kühlfach, als Katrin erneut nervös zur Uhr sah.

»Ich mache den Rest«, bot Martin an. »Schönen Urlaub.«

DREI

Am nächsten Morgen frühstückten Martin und Birgit gegen neun Uhr. Genauer gesagt frühstückte Birgit zum dritten Mal. Sie war bereits um halb fünf und um viertel nach sechs auf gewesen und hatte jedes Mal die Gelegenheit genutzt, eine Kleinigkeit zu essen. Das erste Mal waren es sechs Schnitten Toastbrot mit Butter und englischer Orangenmarmelade gewesen, beim zweiten Mal nur etwas Obst: zwei Bananen und eine Honigmelone. Dieses ständige Herumgezappel und Aufstehen, Hinlegen, Aufstehen, Hinlegen sei eine ganz normale Begleiterscheinung einer Schwangerschaft, hatte Martin mir erklärt, aber mich machte es trotzdem wahnsinnig. Mal drückte der Bonsaiballon auf Birgits Blase, dann auf den Rücken, dann wurde ihr heiß oder kalt oder die Beine waren unruhig oder der Bonsai übte Kickboxen oder ... irgendwas war immer. Total ungemütlich.

Früher war Birgit völlig entspannt und konnte megamäßig chillen. Im Bett frühstückten, nach dem Kaffee die Decke noch mal über die Denkschüssel ziehen und eine Zugabe poofen. Seit sie immer weiter anschwillt, hat sie sich von Martin den Kaffee ausreden lassen und isst jetzt zum gemeinsamen Frühstück Müsli, wie Martin. Und seit sie nicht einmal mehr arbeiten geht, ist sie total träge ge-

worden. Martin redet ihr jede sinnvolle Tätigkeit aus, weil er meint, Birgit müsse sich schonen. Er mag sie kaum noch allein aus der Wohnung lassen, aus Angst, dass ihr etwas passieren könnte. Ich hoffte, dass die alte Birgit spätestens dann wieder zum Vorschein käme, wenn der Bonsai endlich auf der Welt war, denn die Valium-Variante gefiel mir überhaupt nicht.

»Ich finde, dass wir noch mal über Liam nachdenken sollten«, sagte Martin mit irgendwelchen dunklen Körnchen zwischen den Zähnen. »Und Roger finde ich auch schön.«

Natürlich sprach er beide Namen deutsch aus.

»Die Namen findet er aber kacke«, informierte ich Martin.

Dieser *Er* war in den vergangenen Monaten mein Schlüssel zu Martins Aufmerksamkeit gewesen, denn mit *ihm* meinte ich Martins Sohn. Ich konnte nämlich mit dem Nachwuchs reden. Das glaubte zumindest Martin. Besser gesagt: Ich hatte das behauptet und der Naturwissenschaftler in Martin glaubte es natürlich nicht. Aber eben dieser glaubte ja auch nicht, dass der Geist eines Menschen nach seinem Tod weiterhin anderen Leuten auf den Sender gehen würde. Das allerdings musste Martin aus eigener Erfahrung bestätigen, also glaubte er auch, dass ich mit seinem Nachwuchs wirklich plauderte. Zumindest manchmal. Und in diesen Momenten war ich der wichtigste Mensch in Martins Umgebung, weil ich ihm sagen konnte, ob der Nachwuchs sich wohlfühlte, obwohl Birgit sich immer mal wieder die Seele aus dem Leib reiherte. Ich antwortete je nach Laune und Bedarf und hatte so einige Zugeständnisse erstritten. Zum Beispiel freien Zugang zu meinem bereits erwähnten Computer. Aber dazu später mehr.

Die Geburt war übrigens für den neunzehnten Juli errechnet, also genau eine Woche nach meinem eigenen Ge-

burtstag. Ich hoffte stark, dass sowohl Birgit als auch der Bonsai sich daran hielten und nicht etwa meinen Geburtstag für ihre Zwecke missbrauchen würden. Es war schwer genug, meinen eigenen Geburtstag zu feiern, weil ja außer Martin niemand mit mir feiern konnte und unsere Vorstellungen von einer angemessenen Sause nicht wirklich deckungsgleich waren. Umso weniger wollte ich in Zukunft meinen G-Day inmitten einer Horde lärmender Milchzahnterroristen verbringen.

»Das sagst du von jedem Namen, den wir bisher in die engere Wahl gezogen haben«, erwiderte Martin genervt.

»Weil ihr so bescheuerte Namen wie Linus, Titus oder Jörgen-Malte aussucht. Da muss man einfach kotzen.«

»Ach, halt doch endlich mal die Klappe«, maulte Martin.

»Ich glaube, ich platze gleich«, maulte Birgit und ließ ein lautes Bäuerchen folgen.

Ich machte die Biege. Hier waren eindeutig zu viele *bad vibrations*.

Im Bullenbüro traf ich Gregor und Jenny, die sich zunächst einige Becher Kaffee und den Bericht der Rechtsmedizin reinzogen, bevor sie sich auf den Weg in das Altenasyl machten, in dem Paulina gearbeitet hatte.

Ich wunderte mich, denn der Bericht der Schlitzer hatte keinen Hinweis auf Fremdverschulden gegeben. Im Gegenteil, eigentlich stimmte alles. Strangulationsmerkmale, Leiterhöhe, der Winkel, in dem sie umgefallen war, und die Wucht, mit der die Frau in die Wäscheleine geknallt war. Auch die von innen abgeschlossene Tür war doch ein ziemlich gutes Indiz für einen Selbstmord. Ich suchte also noch nach einer Erklärung, warum die Kripo nicht nur auf dem Weg zu Paulinchens Arbeitsplatz waren, sondern das auch noch an einem Samstag durchzogen, aber dann

löste Jenny das Rätsel, indem sie ungebremst über die Schürze herzog.

»Die alte Schachtel hat doch tatsächlich offiziell Anzeige wegen Mordes erstattet. Weil Paulina sich ›niemals nimmer nicht‹ aufgehängt hätte. Das sei gegen das Gebot vom Herrgott.«

»Herrgott noch eins«, brummte Gregor grinsend.

»Genau«, ereiferte sich Jenny.

»Und warum genau bist du nun so stinkig«, fragte Gregor nach einer Weile.

Jenny errötete. »Ich hatte eine Verabredung, aber nachdem mich die blöde Kuh so lange aufgehalten hat ...«

Wenn Jenny errötet, sieht sie noch mehr nach Schulmädchen aus als sowieso schon. Sie ist gerade mal einsiebzig und füllt leider ihre Blusen nicht so richtig aus. Ihre Haut ist blass, die Haare nix Besonderes und die Kulleraugen puppengroß. Eigentlich sieht sie gar nicht so schlecht aus, kommt aber meist ziemlich langweilig rüber, weil sie mit seriösen Klamotten versucht älter zu wirken, als sie ist. Jenny war mit zweiundzwanzig als fertige Kommissarin von der Bullenuni gekommen, musste aber, wie alle anderen Kripo-Clowns auch, erst mal bei der Einsatzhundertschaft Demonstranten und Hooligans vermöbeln. Ich kannte Jenny damals noch nicht, konnte sie mir aber beim besten Willen nicht in einer ordentlichen Keilerei vorstellen. Immerhin überlebte sie die Zeit, denn nach zwei Jahren Fronterfahrung war sie mit vierundzwanzig die mit Abstand jüngste Kommissarin in Köln.

»Und wer ist der Glückliche?«, fragte Gregor.

Jenny und Gregor kamen als Team gut miteinander aus, auch wenn sie nicht ihre Freizeit miteinander verbrachten. Eventuell auch, *weil* sie nicht ihre Freizeit miteinander verbrachten. Gregor war außerdem keine Klatschtante, daher wusste er vermutlich nicht allzu viel über Jennys

Privatleben. Ich hätte ihm erzählen können, dass es auch nichts Interessantes zu wissen gab, denn Jenny lebte wie eine Nonne. Welcher halbwegs normale Kerl lässt eine Bullenbraut an sein bestes Stück? Eben. Daher war auch ich jetzt ansatzweise neugierig, ob in Jennys Bett neuerdings Leben gekommen war.

»Andy kam vorbei, als ich mit der renitenten Nachbarin im Büro das Protokoll gemacht habe. Ich hatte meine liebe Not mit der Frau, weil sie ständig Geschichten von Paulina als Kleinkind, Paulina in der Grundschule und Paulina beim Krippenspiel erzählte. Andy hat dann mühsam herausgefunden, was sie über den Selbstmord wirklich weiß.«

»Und was weiß sie?«

»Nichts. Bis auf die Sache mit dem Gebot vom lieben Herrgott.«

»Herrgott noch eins«, brummte Gregor wieder. »Und wer war die Verabredung?«

»Na, Andy halt.« Jenny verdrehte die Augen, als sei Gregor schwer von Begriff. »Wir wollten zusammen essen gehen.«

»Wir reden über *den* Andy? Kollege Offermann?« Wenn Gregor sich darüber wunderte, dass Kollege Andy auf dem Weg ins Wochenende einen Zwischenstopp einlegte, um Jennymaus mit einer umständlichen Zeugin zu helfen, konnte man es zumindest nicht hören.

Jenny wurde wieder rot. »Genau. Da es mit der Zeugin aber immer später wurde und Andy noch zum Junggesellenabschied seines besten Freundes musste, wurde nichts daraus.«

Gregor schüttelte den Kopf. Vielleicht wunderte er sich also doch. Oder er fragte sich, ob ein Junggesellenabschied wirklich besser als eine Runde zipfeln war. Oder er wunderte sich darüber, dass er von Andys Interesse an Jenny

noch nichts bemerkt hatte, oder er hatte es bemerkt und wunderte sich nun, dass der Kollege so lange gebraucht hatte, es zu zeigen. Vielleicht hatte er aber auch nur einen steifen Hals, den er mit dem Kopfschütteln lockern wollte – erinnern Sie sich, ich kann Gregors Gedanken leider nicht lesen.

Im Altenheim erfuhren Gregor und Jenny von der Heimleiterin Dr. Wenger, dass Paulina eine höchst zuverlässige Mitarbeiterin gewesen war. Die Schichtführerin erklärte unter Tränen, dass sie selten eine so gute und umsichtige Pflegekraft gehabt hätte, und die Kolleginnen, die im Pausenraum zusammengerufen worden waren, bestätigten die Aussagen. Die Kripo räumte Paulinchens Spind leer und wollten gerade das Heim verlassen, als eine laute Stimme sie zurückhielt.

»Gregor, bist du das?«

Das war das erste Mal, dass ich Susanne Hauschild sah.

Sie kam mit kleinen Trippelschritten auf Gregor zu und blieb in fast zwei Metern Abstand vor ihm stehen. »Wenn das kein Zufall ist – ich habe in den letzten Tagen oft an dich gedacht.«

Gregor nickte ihr zu.

»Ich ... äh, gut siehst du aus«, stammelte Susanne, von der ich zu dem Zeitpunkt natürlich nicht wusste, dass sie Gregors Ringtaube war. Oder gewesen war. Oder dass sie überhaupt jemals eine Rolle in Gregors Leben gespielt hatte. Sie war auch überhaupt nicht Gregors Typ. Susanne Hauschild war klein, pummelig und blond. Ihre hellen Augen verschwanden hinter einem fransigen Pony, den sie sich mit der freien Hand alle drei Sekunden aus dem Gesicht strich. Sie trug eine alte Jeans, ein kariertes Hemd und Leinenchucks. Ich hätte sie spontan auf Ende vierzig

geschätzt, womit ich, wie ich später erfuhr, fast zehn Jahre über der Wahrheit lag.

Susanne strich sich wieder eine Strähne aus der Stirn, linste zu Gregor hinauf und fragte etwas unvermittelt: »Hast du Zeit für einen Kaffee?«

Gregor lächelte. »Hi Sahne. Leider nicht. Wir sind hier in einer Ermittlung.«

Susanne machte große Augen. »Eine Mordermittlung? Hier? Ist ja ...«

Gregor schüttelte den Kopf. »Eine Pflegerin. War wohl Selbstmord. Reine Formsache.«

Susanne runzelte die Stirn und fummelte deutlich hektischer an ihren Stirnfransen herum. »Bitte ruf mich an. Ich muss mit dir sprechen.«

»Hat das mit unserer Ermittlung zu tun?«, mischte sich Jenny ein.

Susanne schien sie jetzt erst wahrzunehmen, taxierte sie von oben bis unten und rang sich ein Lächeln ab. »Äh, nein. Es ist eher – privat.« Sie wühlte in ihrer Tasche nach einem Kärtchen, das sie Gregor in die Hand drückte.

»Ich melde mich«, sagte Gregor und drehte sich zur Tür. Dann blieb er noch einmal stehen. »Was machst du hier?«

»Mein Vater lebt hier. Wenn du Zeit hast, besuch ihn doch mal. Er würde sich freuen.«

Wenn Sie mich fragen, war dieses Zusammentreffen von Gregor und Sahne, wie er seine Verflozene nannte, vollkommen unspektakulär. Und selbst im Rückblick kann ich nicht erkennen, ob es bei diesem Treffen gefunkt hatte, ob die beiden einen geheimen Code für versteckte Botschaften genutzt hatten oder ob irgendetwas darauf hingedeutet hatte, dass Gregor acht Tage später für den Mord an seiner Sahneschnitte in den Knast wandern würde.

28. Juni, Tag 1 nach Gregors Festnahme

Ich hatte nachts mehrfach nach Gregor geschaut, aber es war ziemlich langweilig, ihm dabei zuzusehen, wie er sich auf seiner Pritsche hin- und herdrehte, mal kurz einschlief und dann wieder wach lag und in die Dunkelheit starrte. Nie hatte ich mir mehr gewünscht, Gregors Gedanken lesen zu können, als in diesen Stunden. Aber leider: nach wie vor Fehlanzeige. Und für Selbstgespräche war Gregor einfach nicht der Typ.

Da hätte ich in anderen Zellen mehr Glück gehabt, wenn mich die Verbalergüsse von Gregors Knastkollegen interessiert hätten. Manche hielten ganze Plädoyers darüber, warum sie dem kleinen Rentner die betrügerische Investition geraten hatten, warum sie den Ast vom Obstbaum genau in dem Moment abgesägt hatten, als der Nachbar auf seiner Liege darunter eingeschlafen war, oder wieso sie ein Opfer ihrer Jugend, der Umstände oder der FDP waren und daher nicht für die Steuerhinterziehung, den Totschlag oder die Vergewaltigung verantwortlich gemacht werden können. Wenn diese Typen schon nachts so viel sabbelten, wollte ich lieber gar nicht wissen, was tagsüber hier los war.

Neben dem Gelaber, das durch die geschlossenen Zelentüren zum Glück eher privat blieb, störte mich vor allem eins an diesem Luxusknast: der Gestank. Obwohl die Hütte noch ziemlich neu war, drang der Mief von Schweiß, Dampfgemüse und Desinfektionsmittel bereits aus jeder Mauerfuge. Zwischendurch waberten Wolken von Pomade, stinkenden Socken und fauligen Fürzen durch die Nacht. Ich war nie besonders zimperlich gewesen, aber der Cocktail in dieser Bude war selbst mir zuwider. Vermutlich, weil alles fehlte, was für mich zu einer gemütlichen Umgebung dazugehörte: Zigarettenrauch, Bierdunst und Schmieröl. Alternativ Pommesfett und Currywurstaroma.

Hier jedenfalls bedauerte ich mal wieder, dass ich weder Sehdeckel noch Horchklappen noch Nüsternstopfen hatte. Ich schaltete mich raus und gönnte meinen angeschlagenen Sinnen Erholung in einer illegalen Lackiererei, die geklauten Karren ein neues Outfit verpasste.

Nach einer Stunde war ich einigermaßen wiederhergestellt. Es konnte weitergehen, allerdings bieten die Nächte meist wenig Möglichkeiten, Gespräche zu belauschen oder Leute zu beobachten, daher erledigte ich ein bisschen Denkarbeit.

Wir hatten ein Opfer. Gut. Und einen Verdächtigen. Schlecht, weil ich davon ausging, dass der Verdächtige nicht der Täter war. Ich brauchte also einen anderen Verdächtigen. Leider haperte es ganz entschieden daran, dass ich nichts über das Opfer wusste. Das würde ich ändern müssen – aber erst wollte ich wissen, warum zum Teufel eigentlich Gregor so dringend verdächtigt wurde. Vielleicht wusste Martin mehr, als er bisher zugegeben hatte. Ich düste also nach Hause.

Natürlich habe ich eigentlich kein Zuhause – weil ich keins brauche. Als mein Körper noch im Institut für Rechtsmedizin lag, betrachtete ich das Kühlfach mit der Nummer vier eine Zeit lang als mein Zuhause, aber dann lag eines Tages eine unansehnliche Hackfleischleiche drin und meine eigene, von Martins Naht verunzierte körperliche Hülle wurde beerdigt. Spätestens seit dem Tag gab es keinen Ort mehr, an den ich gehörte. Es sei denn den Ort, an dem der einzige Mensch lebt, mit dem ich mich unterhalten kann. Ich hatte also zuerst in Martins Junggesellenbude mit ihm gehaust und lebte jetzt in der schönen Altbauwohnung, die Birgit ausgesucht hatte, mit den beiden werdenden Eltern zusammen. Ursprünglich war die Wohnung ganz okay gewesen, denn wenigstens

Birgit hat einen einigermaßen normalen Geschmack, was die Wohnungseinrichtung angeht.

Inzwischen aber gab es DAS ZIMMER. Dabei handelte es sich um das Kinderzimmer, das bereits vollständig renoviert und kinderfreundlich eingerichtet war. Mit gestreiften Tapeten in kinderfreundlichem Hellgelbrosablauf, mit Mobiles aus grinsenden Walen und schielenden Tintenfischen und mit Klamotten von Naturmode-Labels, deren Baumwolle so völlig pestizidfrei und kompostierbar war, dass man sie vermutlich auch hätte essen können. Stofftiere, Bilderbücher zum Durchkauen im wahrsten Wortsinn, Spieluhren und tausenderlei Kleinkram verstopften jetzt schon jeden Winkel in den Schränken und Kommoden, bevor der Zwerg überhaupt eingetroffen war. Und oft genug dudelte bereits eine von den Spieluhren, weil Martin mal gelesen hatte, dass Babys im Bauch schon gut hören können. Wenn er also der Meinung war, dass der Nachwuchs gerade in einer friedlichen Stimmung war, spielte er eine Spieluhr ab. Dabei hoffte er, dass die Verquickung später auch andersherum funktionieren würde: Also Spieluhrdudeln führt zu friedlicher Stimmung. Vielleicht funktionierte das bei einem konditionierten Zwergwürstchen, aber mich brachte das Jaulen regelmäßig zum Reihern.

Um sechs Uhr morgens an diesem Tag nach der Festnahme seines besten Freundes hockte Martin im Kinderzimmer und lauschte der Beruhigungsspieluhr. Ich sah zukünftig schon den Vater losratzen, sobald die ersten Töne erklangen, während der Bonsai mit jedem Takt aggressiver wurde und dem Papa gegen Ende der ersten Strophe das Kuschetier in den Hals stopfte, aber das mochte eine Projektion meiner eigenen negativen Empfindungen sein. So jedenfalls hatte das die Psychologin kürzlich im Fernsehen genannt.

»Unfug«, dachte Martin träge in meine Richtung.

»Was weißt du über das Verhältnis von Gregor zu Susanne Hauschild in den letzten Jahren?«, fragte ich ihn.

»Nichts. Es gab keins.«

»Was nun? Du weißt nichts oder es gab keins?«

»Gregor hat sie nie erwähnt. Seit Jahren nicht. Also gab es kein Verhältnis.«

Ich hätte Martin jetzt erklären können, dass es ein gesunder Schutzmechanismus sein kann, gewisse Namen nicht zu erwähnen, aber Martin glaubt an das Gute im Menschen, bis das Böse einwandfrei bewiesen ist, daher sind solche allgemeinen Hinweise bei ihm nicht erfolgreich.

»Hat er nicht berichtet, dass er sie kürzlich wiedertroffen hat?«, fragte ich.

Martin erstarrte. »Wann?«

»Letzte Woche.«

Er schüttelte in Zeitlupe den Kopf. »Kein Wort.«

Okay, das konnte heißen, dass er das Zusammentreffen so wichtig fand, dass er es ganz für sich behalten wollte, oder dass er es so unwichtig fand, dass er vergessen hatte, es zu erwähnen.

»Fällt dir irgendein sachdienlicher Hinweis ein, den du mir geben könntest?«, fragte ich leicht genervt.

Martin hatte die Spieluhr wieder aufgezogen und ließ sich von ihr hypnotisieren.

Dann eben nicht. Ich schaute noch schnell nach Birgit, die vor dem Spiegel stand und ihrem Bauch böse Blicke zuwarf. »Nun komm schon, ich bin es leid. Ich will mich wieder wie ein Mensch fühlen, nicht wie ein Elefant.«

Eine freundliche Einladung sieht auch anders aus, dachte ich, und schaltete mich weg.

Jennymaus trudelte um sieben Uhr im Büro ein und rief in Düsseldorf an. Sie erreichte weder Keller noch Stein und auch nicht deren Vorgesetzten. Klarer Fall von Abwim-

meln. Außerdem klarer Fall von Jennymaus, denn Gregor hätte sich, wäre die Situation andersherum gewesen, nicht abwimmeln lassen. Jenny jedenfalls legte den Hörer auf, seufzte leise und ging zum Chef.

»Ich weiß schon Bescheid«, murmelte der Chef, als Jenny in sein Büro trat. »Der Kollege aus Düsseldorf hat mich informiert.«

»Und was genau hat er gesagt?«, fragte Jenny.

»Dass Kollege Kreidler des Mordes an seiner Exfrau verdächtigt wird. Und dass es zwingende Hinweise gibt. Indizien und Zeugenaussagen. Und dass der Verdächtige schweigt.«

Jenny sackte in sich zusammen. »Aber das glaube ich nicht.«

Der Chef blickte sie unglücklich an. »Ich habe schon alles Mögliche erlebt ...«

Jenny starrte ihn ungläubig an.

»... aber ich glaube es auch nicht. Für jeden Menschen und für diesen Fall ganz besonders gilt die Unschuldsvermutung.«

Jenny nickte. »Ich werde ...«

»Sie werden gar nichts tun, Frau Gerstenmüller.« Die Stimme des Chefs hatte einen ziemlich scharfen Tonfall angenommen. »Wir werden den Kollegen aus Düsseldorf jede Hilfe zukommen lassen, um die man uns bittet, aber ansonsten halten wir Hände und Füße still. Ich will mir nicht nachsagen lassen, dass wir eine Ermittlung kompromittieren oder manipulieren, um unserem Kollegen zu helfen.«

Jenny erhob sich steif, murmelte »Natürlich« und verließ das Büro. Auf dem Flur traf sie Andy Offermann.

Offermännchen war keine Beilage, obwohl er so aussah. Beilage nannte ich die Kripo, die nicht allein verantwortlich ermittelten, sondern üblicherweise einem

erfahreneren Kollegen zur Seite gestellt wurden. So wie Jenny.

Offermännchen hingegen war ein erfahrener Cop von Mitte dreißig, also ungefähr im selben Alter wie Gregor, sah aber deutlich jünger aus. Er hatte, ähnlich wie Columbo, diesen Tick mit dem harmlosen Auftreten. Allerdings stellte er sich nicht doof, sondern tat gern so, als seien ihm die Ermittlungen lästig, weil er etwas Besseres vorhätte. Darauf waren schon etliche Leute hereingefallen, zumal er mit seinen langen Haaren, die nach zu viel Sonne und Salzwasser aussahen, den bunten T-Shirts und den abgewetzten Jeans wie ein Surfer aussah, der auf dem Weg zur nächsten, großen Welle lästigerweise von einem Mordfall aufgehalten worden war.

»Was sagt er?«, fragte Andy ungeduldig.

»Dass wir die Düsseldorfer Kollegen unterstützen, wenn sie uns darum bitten, uns aber ansonsten komplett aus der Mordermittlung gegen Gregor heraushalten.«

Offermann schnaubte durch die Nase wie ein Schwimmer, der die Chlorbrühe aus dem Hirn bläst.

»Aber ...« Jennys Augen liefen über. Heulende Weiber sind ja schon schlimm, aber heulende Kripos sind eine Schande.

Offermann legte ihr die Hand unter das Kinn und blickte ihr tief in die Augen. »Wenn ich irgendetwas für dich tun kann, Jenny, lass es mich wissen.«

Die Art, wie Jenny sich gegen ihn sinken ließ, ihren Kopf an seine Brust lehnte und ihre Finger in sein T-Shirt krallte, ließ bei mir keinen Zweifel aufkommen, dass sie sich sehr bald bei ihm melden würde.

VIER

Seit dem Mord an Susanne Hauschild waren inzwischen etwa sechzig Stunden vergangen und seit Gregors Festnahme immerhin zwölf, also sollten wohl die Kollegenschweine, wie Katrin die Jungs treffend genannt hatte, einige Ergebnisse vorzuweisen haben. Ich düste folglich zur Kripo nach Düsseldorf.

»... es sich um einen Kollegen von der Kripo Köln handelt, werden wir mit größter Präzision vorgehen. Gerade in einem solchen Fall dürfen wir uns keine Fehler erlauben.«

Der so wichtigtuertisch dahersabbelte, stand in Anzug und Krawatte vor einem Haufen halbwegs wacher Kripo in einem großen Raum mit einem riesigen Besprechungstisch in der Mitte. Auf dem Tisch befand sich ein Chaos aus verschiedensten Kaffeetassen, leeren Keksschachteln, zusammengeknüllten Bäckereitüten und Wasserflaschen. Der Zustand des Raumes legte den Verdacht nahe, dass die Soko Sahne, wie ich den Haufen ungebügelter Bullen nannte, bereits seit einigen Stunden im Dienst war. Oder dass die Raumpflegerinnen sich weigerten, inmitten von blutigen Tatortfotos ihren Job zu tun.

Ich strich den letzten Verdacht aus meinem Hirn, denn in diesem Fall gab es kein Blut. Die Fotos an den Wänden zeigten Susanne, die offenbar erwürgt worden war, sowie

den Tatort aus mehreren Blickwinkeln. Ein paar Detailaufnahmen von auf dem Boden liegenden Gegenständen waren auch dabei. Eine umgefallene Zimmerpflanze, ein einzelner Frauenschuh und – mir stockte der Atem. Auf dem nächsten Foto war etwas, das ich sofort erkannte: Gregors Schlüsselanhänger. Jeder, der Gregor kannte, kannte auch diesen Schlüsselanhänger. Er hatte das Teil gehütet wie seinen Augapfel, und das war nur allzu verständlich, denn es war ein Unikat.

Das verbeulte Blechding war das Original Typenschild einer Kreidler Mustang 80, Baujahr 1982. Die Maschine war Gregors erster fahrbarer Untersatz gewesen, den er sich im zarten Alter von sechzehn Jahren von seinem eigenen Geld gekauft hatte. Eine Enduro, knallrot und das im wahrsten Sinn des Wortes letzte Zweirad, das von Kreidler verkauft wurde, bevor der Laden dichtmachte. Unter diesem Buchhaltungsposten kam der dicke, schwarze Strich, dann nichts mehr. Der Hobel war zu dem Zeitpunkt, als Gregor ihn kaufte, schon acht Jahre alt und reichlich mitgenommen, aber technisch ziemlich okay. Gregor schraubte besessen daran herum und setzte das Ding instand. Er fuhr es, bis er dreißig wurde. Okay, die letzten Jahre hat er mehr daran geschraubt als darauf gesessen, aber er erzählte die Geschichte von seiner ersten großen Liebe oft und gern und mit so viel Begeisterung, dass niemand maulte, wenn er sie noch einmal zum Besten gab.

Die Trennung kam in Gestalt eines polnischen Vierzigtonners. Der Fahrer, der sein Handwerk in einer kasachischen Kiesgrube gelernt haben musste, war nach nur siebzehn Stunden Lenkzeit ohne Pause am Steuer eingepennt und hatte den gesamten Parkplatz des Jahrestreffens der Freunde Historischer Zweiräder plattgewalzt. Er hatte Glück, dass die Besitzer der Kreidlers, BMW, BSA

und Zündapps ihn nicht auf der Stelle schlachteten. Es war ein schwarzer Tag für die Fahrzeugversicherungen, und es war ein schwarzer Tag für Gregor. Das Einzige, was ihm von seiner geliebten Mustang blieb, war das Typenschild. Verbogen und zerkratzt, aber seitdem sein Markenzeichen.

Dieses Typenschild lag nun nicht etwa im örtlichen Fundbüro, sondern direkt neben der Leiche von Gregors Exhexe. Jetzt kapierte ich auch, warum die Düsseldorfer Kripos sich so verdammt sicher waren, den Mörder zu kennen.

Ich versuchte, mich auf das zu konzentrieren, was unter mir besprochen wurde, aber ich musste mich schwer zusammenreißen, um in das Gespräch einzusteigen.

»... waren schon lange geschieden«, sagte eine Tussi mit leuchtend rot gefärbten Haaren. Sie hätte sich nicht deutlicher als Emanze zu erkennen geben können, selbst wenn sie den Spruch »Alle Männer sind Schweine« auf die Stirn tätowiert hätte. »Er ist insofern eben nicht jemand aus dem nächsten Umfeld.«

Keller – oder war es Stein? – seufzte genervt. »Nun leg doch nicht jedes Wort auf die Goldwaage.«

»Der aktuelle Lover jedenfalls hat ein Alibi«, ergänzte der andere der beiden Bullen.

»Ein ziemlich zweifelhaftes«, winkte die männerhas-sende Farbkatastrophe ab. »Er hat seine Kneipe um eins zugemacht. Danach hätte er in Seelenruhe zu ihr fahren und sie töten können.«

»Aber um diese Zeit hat niemand von den Nachbarn etwas gehört oder gesehen«, sagte der Anzug ruhig. »Daher ist es richtig, wenn wir uns im Moment auf Kreidler konzentrieren. Zumal er hartnäckig schweigt.«

»Und warum tut er das wohl?«, fragte ein Schönling iro-

nisch. »Weil er uns durch eine entlastende Aussage nicht den Spaß an unserem schnellen Erfolg nehmen möchte? Oder weil er einfach nichts zu seiner Verteidigung vorzubringen hat?«

»Außerdem hat Kreidler sein Markenzeichen am Tatort hinterlassen«, fügte einer des ungleichen Duos hinzu.

»Eben«, sagte die Gefärbte. »Ich will ja wirklich keine Spielverderberin sein, aber ein Kollege wäre nicht so blöd ...«

»Auch einem Kollegen mit dem Ruf eines Gregor Kreidler kann in einer Situation außergewöhnlicher Anspannung mal ein kleines Fehlerchen unterlaufen«, sagte der Schönling. »Vorausgesetzt, er ist das Morden nicht gewöhnt.«

Es hatte also einen weiteren Verdächtigen gegeben, der aus reichlich zweifelhaften Gründen von Platz eins der Verdächtigen-Charts verschwunden war. Den Typen sollten wir uns mal vornehmen. Außerdem musste ich den Weg des Kreidler-Typenschildes von Gregors Schlüsselring zur Wohnung des Opfers verfolgen, denn wenn ich von Gregors Unschuld ausging, dann war das Typenschild nicht anlässlich des Mordes in die Wohnung gekommen.

Ich versuchte, mich zu erinnern, wann ich das Typenschild zuletzt gesehen hatte. Mit Sicherheit an dem Montag, an dem Gregor und Jenny die Wohnung der geselbstmorden Altenpflegerin untersucht hatten.

21. Juni, 4 Tage vor dem Mord an Susanne

Gregor und Jenny hatten die Wohnung von Paulinchen, dem Dachbodenpendel, am Tag ihres Auffindens nur kurz begutachtet und dann versiegelt. Die Hoffnung, dass sie

den Fall schnellstens als sicheren Selbstmord zu den Akten legen konnten, hatte die Schürze ihnen vermiest, so dass sie nun doch wieder in dem Haus standen, in dem Paulina Pleve fortan als Gespenst auf dem Speicher umgehen würde – zumindest sofern man der Schürze glauben konnte, die Zeter und Mordio schrie, weil die Kriminalpolizei ihre Arbeit nicht ordentlich tat.

»Was genau suchen wir?«, fragte Jenny, während sie sich Handschuhe überzog.

»Wie immer«, entgegnete Gregor. »Gründe für einen Selbstmord oder Gründe für einen Mord.«

Zwei Zimmer mit einem winzigen Balkon, eine Küche, eine Diele und ein Bad, das in Größe und Zustand einer Telefonzelle der Deutschen Post ähnelte, bevor sie die Laberschränke in Pissgelb gegen Metallsäulen mit neuem Logo in tuntigem Rosa ausgetauscht hatte. Allerdings waren die prähistorischen Kacheln sauber, alle Böden gewischt, die Teppiche fusselfrei und jedes Ding an seinem Platz, bis auf eine Teetasse und einen Löffel in der Spüle und eine leere Zuckerdose auf dem Küchentisch. Das erleichterte Gregor und Jenny die Arbeit, so dass sie schon nach einer halben Stunde fündig wurden und auf den leeren Blisterstreifen starrten, den Jenny aus dem Mülleimer gezupft hatte.

»Was ist das für Zeug?«, fragte Gregor.

»Beruhigungsmittel«, sagte Jenny. »Ein ziemlich starkes sogar, ähnlich wie Valium, nur von einer anderen Firma. Wenn sie das alles auf einmal geschluckt hat ...«

Die beiden starrten auf den Pillenstreifen.

»Wir brauchen eine Toxi«, sagte Gregor. »Und ich will wissen, woher sie das Zeug hat.«

Als Gregor wenige Minuten später das Auto aufschloss, hing das Kreidler-Typenschild noch an seinem Schlüsselring.

28. Juni, Tag 1 nach Gregors Festnahme

»Was gibt es Neues von Gregor?«, fragte Martin, noch bevor er seinen karierten Stockschild an den Garderobenständer hängte. Die Sonne schien vom blauen Himmel, aber die Vorhersage hatte das Wort Schauer in die Welt gesetzt. Kein gemütsmäßig normal dimensionierter Mensch würde auf so etwas reagieren. Was wieder einmal bewies: Martin war nicht normal.

Katrin trug Jeans und eine leichte Bluse, unter deren durchscheinendem Stoff genug Platz blieb, damit ich die Farbe der Paradieskörbchen checken konnte. Mintgrün. Nicht so gut wie das rote Zeug, das Gregor und mir am besten gefiel, aber auch nicht schlecht.

»Nichts.«

Martin erstarrte. »Nichts?«

»Er hat sich nicht bei mir gemeldet.« Katrins Stimme klang zickig, beleidigt, genervt, irgendwas in der Art. Den Tonfall kannte ich, aber er hatte bisher nie Gregor gegolten.

Ich löste mich von der grünen Spitze und wandte mich Martin zu.

»Ich hätte dir ja gern erzählt, dass Gregor den Düsseldorfern nicht die Wohltat seiner Stimme zuteil werden ließ, aber du hast dich ja schön in deiner kleinen, heilen Welt abgeschottet und deinen besten Freund vergessen.«

Martin runzelte genervt die Stirn.

Katrin schnaubte durch die Nase. »Vierzehn Stunden ist es her, dass die zwei Pfeifen ihn mitgenommen haben, und er hält es nicht einmal für nötig, mich anzurufen.«

»Vielleicht ...« In Martins Denkschüssel tauchten Bilder auf, die nicht aus der Werbung für das deutsche Justizsystem stammten. Gregor, die zwei Bullen und ein Verhörzimmer mit einer Lampe, die auf Gregors Augen gerichtet war. Gregor fiel vor Müdigkeit fast vom Stuhl, aber die

beiden Bullen kannten kein Mitleid, schossen ihre Fragen ab und grinsten mit hämischen Fratzen auf Gregor herunter. »Vielleicht kann er nicht«, murmelte Martin.

»Hast du Lack gesoffen?«, fragte ich. »Gregor hat die Nacht gemütlich auf einer steuerfinanzierten Pritsche in einer Zelle verbracht, die so sauber und aufgeräumt ist wie dein Arzneischränk im Bad.«

Martin schüttelte das Folterbild aus seinem Hirn und fragte sich, wie er, der bedingungslos an Recht und Gesetz glaubte, nur so etwas Lächerliches glauben konnte. Natürlich unterstellte er mir eine Manipulation seiner Gedanken, aber in diesem Fall war ich total unschuldig. Vielleicht schlummerte in Martins Unterbewusstsein doch ein klitzekleiner Funke Zweifel an der Unfehlbarkeit des bestehenden Systems.

»Er hat doch bestimmt einen Anruf frei«, maulte Katrin in einem Tonfall, der mich an Batteriesäure erinnerte.

Martin zog den Kopf zwischen die Schultern. Er ist nicht konfliktfähig. Katrin hingegen ist ein lebender Konflikt mit gelegentlichen friedlichen Momenten. Okay, die harmonischen Phasen kamen durchaus häufiger vor, aber der kleinste Anlass reichte, um ihr Blut in Wallung zu bringen. Sie rebellierte gegen Vorgesetzte, legte sich mit Staatsanwälten an und ließ sich generell nicht den Mund verbieten. Ich fand es immer wieder erstaunlich, dass Martin und Katrin sich nicht nur wirklich mochten, sondern auch immer zueinander standen, obwohl sie oft so gegensätzliche Ansichten von der richtigen Lösung eines Problems hatten. Martin bevorzugte das sachliche Gespräch, Katrin wollte mit dem Kopf durch die Wand. Ich lag generell mehr auf Katrins Linie. In der aktuellen Situation konnte ich natürlich sehr gut verstehen, dass sie wütend war. Dabei wusste sie noch nicht einmal die Hälfte von dem, was ich wusste.

»Die Kripas haben Gregors Schlüsselanhänger am Tatort gefunden«, berichtete ich Martin. Er wurde blass.

Katrin war so aufgebracht, dass sie Martins Entsetzen nicht bemerkte.

»Wie kommt der dahin?«, fragte Martin mich.

Ein Punkt für Loyalität.

»Der Mörder wird die Plakette am Tatort verloren haben«, schlug ich vor.

»Gregor ist unschuldig«, sagte Martin, und zwar laut.

»Warum benimmt er sich dann so komisch?«, herrschte Katrin ihn an.

Das war in der Tat die Eine-Million-Euro-Frage, auf die wir aber alle keine Antwort wussten.

Um elf Uhr hielt Martin es nicht mehr aus. Er schaltete seinen Computer ab und verkündete, er werde jetzt nach Düsseldorf fahren.

Katrin blickte ihn fassungslos an. »Was willst du da erreichen?«

»Ich weiß nicht«, sagte Martin. »Aber ich kann hier nicht untätig herumsitzen, während mein bester, genau genommen sogar mein einziger Freund zu Unrecht des Mordes beschuldigt wird.«

Katrin starrte mit verkniffenen Lippen auf ihren Bildschirm.

»Du bist immer noch sauer, weil du nichts von Susanne wusstest, oder?«, fragte Martin leise.

Katrin nickte.

»Ich werde sehen, was ich in Erfahrung bringen kann. Du kannst sicher sein, es klärt sich alles auf«, sagte Martin, dann verließ er das Büro.

Martin gehört zu den Menschen, die eine unerklärliche Liebe zum hässlichsten und lächerlichsten Auto der Menschheitsgeschichte hegen. Er fährt Ente. In dieser

Schunkelbüchse brauchte er Ewigkeiten bis nach Düsseldorf. Ich hatte also genug Zeit, die Lage zu peilen, und ihn gleich zur richtigen Stelle zu lotsen, nämlich in die Kommandozentrale der Soko Sahne.

»Ich bin der Freund von Kriminalhauptkommissar Kreidler und möchte gern wissen, was Sie ihm vorwerfen«, sagte Martin zu dem jungen Schönling, der geschickt worden war, um den lästigen Besucher abzufertigen.

»Darüber darf ich Ihnen leider keine Auskunft geben«, schnöselte der Typ, dessen stylisches Vorbild eindeutig dieser Vampir-Schickolo aus dem Kino war. Schon allein deshalb war er bei mir so was von unten durch.

»Wo finde ich Kriminalhauptkommissar Kreidler?«, fragte Martin.

»Er befindet sich in Untersuchungshaft.«

Martin wurde blass. »Sie haben einen Haftbefehl gegen ihn? Aus welchem Grund?«

»Wir haben Indizien und Zeugenaussagen, die ihn belasten.«

»Aber das rechtfertigt noch keine Haft«, gab Martin zu bedenken.

»Die Schwere der Tat rechtfertigt schon allein eine Untersuchungshaft.«

»Nein«, oberlehrerte Martin. »Ohne weitere Haftgründe hätten Sie nie ...«

Der Schnösel hob die rechte Hand und zählte an den Fingern ab: »Verdunkelungsgefahr – immerhin kennt er das Handwerk. Fluchtgefahr – wegen fehlender familiärer Bindungen.« Er zwinkerte Martin kumpelhaft zu. »Die letzte Bindung hat er vorgestern Nacht erwürgt.«

»Sie machen einen riesigen Fehler«, stammelte Martin.

»Er hat so gut wie gestanden«, ließ der Schleimer von oben herab verlauten.

Martin schwankte. »Gestanden?«

Der Schnösel zuckte die Schultern. »Immerhin leugnet er nicht. Wie würden Sie das interpretieren?«

Martin sah aus wie der Sandsack eines Boxvereins nach einem intensiven Trainingswochenende und trat den Rückzug an. Allerdings fuhr er nicht nach Köln zurück, sondern schnurstracks zum Knast.

»Glaubst du, dass du da einfach so hereinspazieren kannst?«, fragte ich.

Ich selbst hatte zwar meinen Lebensunterhalt mit dem Diebstahl teurer Autos verdient, war darin aber so gut gewesen, dass ich nie eingedost worden war. Noch nicht einmal verdächtigt. Ich war quasi schon zu Lebzeiten ein Phantom gewesen, zumindest für die Bullen. Deshalb war ich auch mit den Gepflogenheiten des deutschen Vollzugsystems nicht vertraut.

Martin hielt es für unnötig zu antworten und bewies mir eine halbe Stunde später, dass Untersuchungshäftlinge Besuch empfangen dürfen. Allerdings nur innerhalb der Besuchszeiten. Er ließ sich das Zettelchen mit den Besuchszeiten geben, machte auf dem Absatz kehrt und fuhr zurück ins Institut. Unterwegs hatte er Mühe, nicht in Tränen auszubrechen. Ich schaltete mich weg, denn mein Bedarf an Elend war für heute gedeckt.

Stattdessen fragte ich mich, was hier eigentlich ablief. Es gab ja eigentlich nur zwei Möglichkeiten. Erstens: Gregor hatte seine Sahneschnitte gekillt und hielt die Klappe, um sich nicht selbst zu belasten. Zweitens: Er hatte sie nicht gekillt. Warum aber lag dann das Typenschild am Tatort? Woher kamen die Indizien und Zeugenaussagen? Wie konnte es sein, dass ein Unschuldiger so dermaßen schuldig aussah? Die wahrscheinlichste Antwort lautete:

Gregor war gelinkt worden. Aber warum verteidigte er sich dann nicht?

Ich ging weiter davon aus, dass Gregor nicht der Täter war. Blieb die Frage, wer ihm den Mord in die Schuhe schieben wollte. Und vor allem, warum? Und wie sollte ich das herausfinden, wenn Gregor den Bullen bisher kein Sterbenswörtchen gesagt hatte? Und warum, zum heiligen Turbolader, schwieg er? Meine Gedanken strudelten im Kreis herum und ich fand einfach keinen Haken, an dem ich sie ordentlich hätte aufhängen können. Ich musste also wieder in meinen Erinnerungen kramen.

Ich konnte nur hoffen, dass die Antwort in den Ereignissen der letzten Tage vor dem Mord lag. Mein Gedächtnis war schon zu Lebzeiten nicht das beste und mein Tod der Erinnerungsfähigkeit nicht gerade dienlich gewesen. Aber verdammt noch mal, ich musste einfach etwas finden. Es ging immerhin um Gregor.

FÜNF

23. Juni, 2 Tage vor dem Mord an Susanne

Gregor und Jenny legten gleichzeitig die Hörer auf.

»Du zuerst«, ordnete Gregor an.

»Sie hatte tatsächlich Diazepam im Blut«, sagte Jenny.

Gregor schaute sie fragend an.

»Diazepam ist der Wirkstoff des Beruhigungsmittels, dessen Blisterstreifen wir in ihrer Wohnung gefunden haben. Allerdings hat sie nur eine oder zwei von den Pillen geschluckt.«

»Und was sagt der Arzt?«

»Er hat ihr weder dieses Schlafmittel noch sonst ein Medikament verschrieben und wüsste auch nicht, wofür. Kerngesund sei sie gewesen. Weder körperliche noch psychische Beschwerden.«

»Warum hatte sie dann überhaupt einen Hausarzt?«, fragte Gregor.

»Erfolgreiche Allergiedesensibilisierung vorletztes Jahr, regelmäßige Grippeimpfungen«, las Jenny von ihrem Zettel ab. »Jetzt du.«

»Auf dem Blisterstreifen aus Paulinas Mülleimer sind nur an zwei von den Blisterdingern Paulinas Fingerabdrücke zu erkennen, und zwar ziemlich verschmiert. Alle anderen Pillenblasen sind ohne Abdruck.«

»Ohne ihren Abdruck meinst du.«

Gregor schüttelte den Kopf. »Ohne jeglichen Abdruck.«

»Was heißt das?«, fragte Jenny.

»Dass die Packung nicht ihre war.«

Jenny glotzte verständnislos. »Wieso?«

»Schau mal auf die Pillenstreifen in deinem Arzneimischrank, Jenny. Die sind voll von deinen Fingerabdrücken. Jedesmal, wenn du eine Pille aus einer Blase drückst, hinterlässt du einen. Es sei denn, du ziehst vor jedem Aspireinwurf Gummihandschuhe über.«

Beide starrten dumpf vor sich hin, bis Gregor seufzte. »Okay, erst die Frage, woher sie die Pillen hatte. Die einfachste Art der Beschaffung ist wohl der Arbeitsplatz. Komm, auf in den Sonnenschein.«

Die Kripas fuhren zum zweiten Mal in das Altenheim, in dem Paulina gearbeitet hatte, und ließen sich bei der Leiterin der Seniorenresidenz Sonnenschein, Dr. Wenger, anmelden. Sie schilderten ihre Suche nach der Herkunft der Pillen und sahen ungerührt zu, wie der Verantwortlichen das Blut aus der Birne sackte.

»Paulina? Sie soll Beruhigungsmittel für ihren Selbstmord gestohlen haben? Das ist ja unfassbar.«

Die Tussi vom Typ Büffelhüfte, deren gewaltige Sitzpolster beim Gehen in gefährliche Schwingungen gerieten, begleitete Gregor und Jenny in die Hausapotheke, erläuterte dem zuständigen Weißkittel die Situation und ließ die Kripas mit ihm allein.

Nach fünf Minuten pharmazeutischem Dampfgeplauder hatte ich kapiert, dass der Pillenportionierer erstens beim Pillenzuteilen aus hygienischen Gründen immer Handschuhe trug und zweitens die Überprüfung der Arzneimittelbestände anhand von Verordnungslisten, Liefer scheinen, Tagesdosisplanern und anderen Dokumentatio-

nen den ganzen Rest des Tages, wenn nicht gar den Rest der Woche dauern würde. Ich verkrümelte mich.

Auf dem Weg zur Tür sah ich Gregors Ex, die im Cafébereich mit einem alten Mann am Tisch hockte und Kaffee trank, das ein Mädchen mit ultrakurzen platinblonden Haaren den beiden brachte. Damals wusste ich nicht, dass alle drei in dieser Tragödie noch entscheidende Rollen spielen sollten, sonst hätte ich ihnen nur allzu gerne ein paar Minuten Gesellschaft geleistet.

28. Juni, Tag 1 nach Gregors Festnahme

Gregor und Katrin wohnten nicht zusammen, was hauptsächlich daran lag, dass Katrin eine Eigentumswohnung besaß, die Gregor zu klein fand, und Gregor in einer Mietwohnung hauste, deren Lage seiner Angebeteten nicht gefiel.

Als Katrin am Montag nach Gregors Verhaftung gegen sechs nach Hause kam, hockten Keller und Stein auf der Treppe zu ihrer Wohnung wie Schlüsselkinder ohne Schlüssel.

»Sie hätten anrufen können«, sagte Katrin unfreundlich.

»Hätten wir«, sagte der Fette mit der Glatze, von dem ich immer noch nicht wusste, ob er nun Keller oder Stein war.

»Was wollen Sie?«

»Reinkommen, einen Kaffee und ein nettes Gespräch.«

Katrin machte aus ihrer Abneigung keinen Hehl, ließ die Kripos aber hinein. Sie blickten sich neugierig um, was Katrin ganz offensichtlich nicht gefiel.

»Nichts anfassen«, bellte sie, als einer der beiden nach einem Foto greifen wollte, auf dem Katrin mit Gregor und einem Elch zu sehen war. Das Foto war in einem Urlaub in

Schweden entstanden, der Elch war ausgestopft. Das hatte Katrin Martin erzählt, der fast einen Herzkasper angesichts des riesigen Viehs direkt hinter den beiden bekommen hatte. Ich sag ja, Martin ist ein echter Waschlappen.

Mit den Händen auf dem Rücken beziehungsweise in den Hosentaschen begutachteten die Kripos Katrins Reich. Der große, in der Mitte fast vier Meter hohe Raum diente als Wohn- und Esszimmer sowie Küche. Eine Wand wurde fast vollständig von einer riesigen, verglasten Gaube eingenommen, durch die man sogar den Dom sehen konnte. Zugegeben, man sah nur eine winzige Ecke eines der Türme, aber immerhin konnte man mehr sehen als den Hinterhof, auf den Gregors Bude blickte.

Die Einrichtung war ziemlich okay. Schränke und Regale in rotem und schwarzem Lack, ein hölzerner Esstisch in Größe und Gewicht eines italienischen Kleinwagens, Holzstühle vom Flohmarkt und eine breite und gut gepolsterte Ledercouch, die Gregor und Katrin nicht nur zum Fernsehen nutzten, wenn Sie wissen, was ich meine.

Das Parkett auf dem Fußboden sah aus, als sei es in seinem ersten Leben mit Columbus Richtung Westen gesegelt, und die Lampenschirme bestanden aus diversen zweckentfremdeten Dingen wie einem Megafon, einem Putzeimer aus Zink oder einem vietnamesischen Reisstrohhut. Schlafzimmer und Bad waren separat und jeweils winzig, was die Kripos nicht sehen konnten, aber ich kannte beide Räume und fand sowohl das Bett aus Edelstahl mit Walnussholz als auch den Duschvorhang mit Psycho-Motiv ziemlich abgefahren. Die ganze Dachgeschossbude hatte kaum mehr als siebzig Quadratmeter, war aber ultracool.

Katrin füllte die Kaffeemaschine und schaltete sie ein, dann setzte sie sich zu den beiden Kripos an den Tisch.

»Wer ist nun Keller und wer ist Stein?« Dabei machte sie eine Handbewegung, die die Bullen richtig deuteten. Sie kramten in ihren Hosentaschen herum, dann zückten sie ihre Ausweise und legten sie vor Katrin auf den Tisch.

Thorsten Keller war der Fette mit der Glatze. Ungefähr eins siebzig, Mitte fünfzig, mit strähnigem Resthaar an Ohren und Nacken, Bartstoppeln, wulstige Lippen. Kaffeeblau auf dem Hemd, das ihm immer wieder aus der Hose rutschte, speckige Jacke. Er stank wie ein Aschenbecher, der seit mindestens einer Woche nicht geleert worden war.

Neben ihm wirkte Michael Stein wie ein Knabe aus dem Domchor. Saubere, schwarze Jeans, hellblaues Hemd, Leinensakko. Glatt rasiert und frisch geduscht. Er benutzte ein Rasierwasser der aufdringlichen Art oder hatte einfach zu viel davon über die Schwiegermamas-Liebling-Frisur gekübelt. Ich jedenfalls hielt von dem Typen Abstand aus Sorge, von dem Lösungsmitteldunst in meine Bestandteile zerlegt zu werden.

»Wir untersuchen den Mord an Susanne Hauschild.«

Katrin reagierte nicht.

»Frau Hauschild war die Exfrau von Gregor Kreidler.«

Sie verschränkte die Arme und lehnte sich zurück.

»Also von Ihrem Lebensgefährten.«

Stein hatte gesprochen, Keller währenddessen ein Lutschnougat ausgepackt und zwischen die Gummilippen geschoben. Jetzt lehnte Keller sich vor.

»Wollen Sie auch die Schweigetur fahren wie Kreidler?«

»Wenn Sie etwas hören wollen, sollten Sie es mal mit Fragen versuchen«, sagte Katrin mit einem zuckrig süßen Lächeln.

»Wo waren Sie am vergangenen Freitagabend?«

»In Renesse.«

»Allein?«

»Mit drei Freundinnen.«

»Die Namen?«, nuschelte Keller um sein Bonbon herum und schlug einen Block auf. Auch darauf waren Kaffeeflecken, zwei Seiten klebten zusammen. Er trennte sie mit Gewalt, eine Seite riss ein. Keller grunzte unwillig und blätterte zur nächsten um.

Katrin nannte die Namen.

»Dürfen wir uns mal Ihre Garderobe ansehen?«, fragte Stein höflich.

»Was haben meine Klamotten ...«

»Ich meine die da.« Er zeigte auf die Haken neben der Eingangstür. Die Garderobe bestand aus knorrigen Ästen. Mir war das Teil zu öko, aber Katrin fand es total geil. Logo, sie hatte den Waldmüll selbst gesagt, auf Hochglanz poliert und geölt. Den Teil mit dem Polieren der dicken Schwängel hatte übrigens selbst ich geil gefunden – und mal wieder meine Schwellkörper vermisst.

Katrin zuckte die Schultern.

»Ist der Kaffee eigentlich fertig?«, fragte Keller.

»Sehen Sie selbst nach.«

Katrin folgte Stein zur Garderobe, während sie mit einem Auge Keller im Blick behielt, der einen Kaffeebecher vom Regal nahm und sich bediente.

»Die nehmen wir mit«, verkündete Stein nach wenigen Sekunden. In der Hand hielt er Gregors Jeansjacke, die er immer trug, wenn es nicht zu kalt dafür war. »Wenn Sie gestatten, natürlich.«

Katrin schüttelte den Kopf. »Ich gestatte gar nichts.«

Stein ließ den Kopf hängen und blickte enttäuscht. »Wenn Sie Beweismittel unterschlagen, hängen Sie mit drin. Ist er das wert?«

Ich konnte den Vulkan in Katrin brodeln hören.

»Raus«, zischte sie und es war für ihr Verhältnis zur Staatsmacht sicher vorteilhaft, dass nur dieses eine Wort

über ihre Lippen kam. Katrin kann nämlich fluchen, dass selbst ich rote Ohren bekomme.

»Sie machen einen Fehler«, sagte Stein, während er durch die Tür ging, die Katrin ihm aufhielt.

»Danke für den Kaffee«, nuschelte Keller. Auf seinem Hemd war ein Fleck dazugekommen.

Ich blieb bei Katrin und konnte beobachten, wie sie die Jacke in die Hand nahm, wieder aufhängte, sich einen Kaffee holte und mit der Tasse in der Hand vor der Garderobe stand und minutenlang auf die Jacke starrte. Dann rief sie Martin an.

»Die Düsseldorfer Bullen waren hier und wollten Gregors Jeansjacke holen. Hat er die letzte Woche getragen?«

Martin und Gregor sahen sich nicht nur privat, sondern liefen sich auch beruflich ständig über den Weg, daher konnte Martin die Frage eindeutig mit Ja beantworten.

»Auch am Freitag?«

Das wiederum wusste Martin nicht. Ich aber. Die Antwort lautete: Ja.

»Und dann hat er sie bei mir hängen gelassen, damit die Bullen sie nicht in seiner Wohnung finden?« Katrin klang verunsichert.

Ich war sauer. Von Katrin hatte ich mehr Loyalität erwartet. Ich ließ sie allein und düste zu Martin. Es wurde langsam Zeit, dass er seinem besten Kumpel den Arsch rettete. Niemand sonst schien dieses Ziel zu verfolgen. Nicht einmal Gregor selbst.

Martin und Birgit saßen beim Abendessen, als sei alles in bester Ordnung, obwohl Martins bester Freund seit fast vierundzwanzig Stunden im Knast saß. Ich war stinkig, bevor Martin mich überhaupt bemerkt hatte.

»Susannes Vater lebt in dem Heim, in dem Gregor sie

getroffen hat. Vielleicht kann der uns ja ein bisschen über seine Tochter erzählen«, brüllte ich.

Martin hatte, als wir drei zusammengezogen waren, ein paar lächerliche Regeln aufgestellt, deren Einhaltung ich hoch und heilig schwören musste. Erstens: Ich durfte nicht mit Birgit allein in der Wohnung sein. Das hatte etwas mit Birgits Privatsphäre zu tun. Da weder Martin noch Birgit das kontrollieren konnten, hatte ich bei meinem eigenen Grabe geschworen, mich daran zu halten. Getan habe ich es natürlich nicht. Warum auch? Da Birgit nichts von mir wusste, konnte es sie auch nicht stören, wenn ich mit ihr duschte.

Die nächste Regel lautete, dass ich Martin und Birgit weder beim Zipfeln noch beim Essen stören und dass ich sie nicht in wichtigen Gesprächen unterbrechen durfte. Außerdem darf ich weder Martins noch Birgits Computer benutzen. Als Gegenleistung bekam ich immerhin einen eigenen Computer mit Internetzugang! Dafür hatte ich hart verhandelt – oder wie nennt man das regelmäßige Abschießen des Betriebssystems von Martins Computer? Manchmal braucht er einfach etwas Druck.

Jetzt saßen die beiden also beim Abendessen und ich sabbelte dazwischen, erzählte Martin vom Wiedersehen zwischen Gregor und Sahne und wiederholte den Vorschlag, mit ihrem Vater zu plaudern. Martin schickte mir kurz eine Erinnerung seiner Nicht-beim-Essen-stören-Regel und machte dann wieder dicht.

»Ein wirklich toller Freund bist du«, sagte ich. »Dir ist dein ungestörtes Breilöffeln wichtiger als Gregors Rettung.«

Martin kaute mit Hingabe seine abendliche Möhrenpampe, obwohl sich das Schlabberzeug durch die Zahnlücken einsaugen ließ. Probierte er hier schon mal Gemüsebreirezepte für den Nachwuchs aus? Denn dass Martin

Fertigfutter im Glas kaufen würde, konnte ich mir im Leben nicht vorstellen.

»Birgit braucht in ihrem Zustand Schonung und verlässliche Rituale«, erklärte Martin mir mit Herablassung.

»Birgit braucht vor allem Anregung für ihren hellen Verstand, Abwechslung und einen Typen mit Eiern in der Hose.«

Martin wurde rot.

»Wir sollten irgendetwas tun, um Gregor zu helfen«, sagte Birgit plötzlich mit vollem Mund. Sie aß ein Käsebrod.

Ich jodelte vor Glück. Birgit war nach dem durch Gregors Festnahme ausgelösten Erwachen nicht in ihre Brutstarre zurückgefallen, sondern nahm wieder Anteil am Leben um sie herum.

Martin sah sie fassungslos an.

»Ich kann nicht über Vornamen oder die Farbe der Kinderzimmergardinen nachdenken, wenn ich weiß, dass Gregor in einer Zelle sitzt.«

Was denn, das Kinderzimmer war immer noch nicht fertig? Jetzt mussten auch noch Gardinen ausgesucht werden? Wo sollte dieser Wahnsinn noch hinführen?

Martin schaute betreten. »Aber was stellst du dir vor?«, fragte er.

»Ich habe von Polizeiarbeit keine Ahnung«, sagte Birgit mit einem kleinen Seufzer, der in ein Bäuerchen überging. »Und sicher wird es auch nicht gern gesehen, wenn sich Unbefugte in eine Ermittlung einmischen.«

Martin nickte nachdrücklich und schleuderte mir gedanklich ein »sehr richtig!« entgegen.

»Aber ich muss etwas tun, sonst werde ich hier noch verrückt. Vielleicht kann ich mich im Umfeld von dieser Exfrau umhören, wie sie und Gregor zueinander standen.«

Ich hätte Birgit küssen mögen. Sie war wieder ganz die Alte. Na gut, doppelt so umfangreich, watschelfüßig und ständig hicksend, aber ihr Hirn hatte seinen Dienst wieder aufgenommen.

»Nun, der Vater von Susanne lebt in einem Altenheim hier in Köln ...«, murmelte Martin.

Aha, jetzt konnte er sich mit den Informationen, die ich ihm serviert hatte, hervortun.

Birgit stemmte sich schwerfällig aus dem Stuhl hoch. »Worauf warten wir?«

Es war halb acht, als Martin und Birgit auf dem Parkplatz vor dem Haus Sonnenschein aus der Schunkelbüchse stiegen. Birgit sah sich interessiert um, während Martin Birgits Jacke von der Rückbank fischte und die Blechdose hermetisch verriegelte und abschloss. Bei fünfundzwanzig Grad Außentemperatur würde Birgit ihr Jäckchen nicht brauchen und kein Mensch klaute eine Ente, selbst wenn alle Fenster weit offen standen und der Schlüssel steckte, aber in beiden Fällen war Martin beratungsresistent.

Ich war zwar schon mit Gregor und Jenny hier gewesen, aber Birgit und Martin musterten das Haus interessiert und zum ersten Mal, also musterte ich quasi mit. Das Haus Sonnenschein machte seinem Namen alle Ehre, denn die Sonne spiegelte sich in den Scheiben des Haupteingangs. Das Gebäude bestand aus drei Teilen, die in einem nach hinten offenen U angeordnet waren. Drei Stockwerke, riesige Fenster, Stuckverzierungen und Türmchen auf dem Dach zeigten, dass der Architekt nicht aus unserer Zeit stammte, aber die Bude war nicht etwa alt und bröselig, sondern vom Sockel bis zur Dachfahne saniert. Auch die Bepflanzung rund um das Pensionärspensionat war deutlich abwechslungsreicher als das Einheitsgrün, das man normalerweise um Krankenhäuser, Altenheime oder Behörden findet. Mehr Details kann ich dazu nicht

liefern, weil Botanik nicht gerade mein Steckenpferd ist, aber die Bananenpflanzen neben dem Haupteingang hatte ich schon mal in der Werbung gesehen. Jedem halbwegs aufmerksamen Betrachter musste klar sein, dass hier nicht die Leute wohnten, denen das Sozialamt den Frühstücksbrei zahlte.

»Ich möchte gern zu Herrn Hauschild«, sagte Martin am Empfang, der mit seiner Marmorthke und der geschniegelten Tussi dahinter auch zu einem Mittelklassehotel gepasst hätte.

»Er ist sicher im Park. Gehen Sie einfach hier geradeaus ...« Ihre manikürten Hände wiesen die Richtung.

Ich folgte Martin und Birgit durch die Eingangshalle, am Café Sonnenschein und dem Zeitungskiosk vorbei, durch den Wintergarten, in dem es weitere Bananen und anderes exotisches Zeug gab, und nach hinten in den Park. Auch hier viele Bäume, Springbrunnen, Parkbänke, Schachtische und dazwischen Rasen und Blumenbeete.

»Wer ist es?«, fragte Martin mich.

»Woher soll ich das wissen? Ich hab den Knaben nie gesehen.«

Martin seufzte, aber Birgit hatte bereits Freundschaft mit zwei Muppets geschlossen, die sie auf ihren Kugelbauch angesprochen hatten.

»Nein, ich weiß noch nicht, ob es ein Junge oder ein Mädchen wird. Ja, der Geburtstermin ist schon in drei Wochen. Ja, es ist mein erstes Kind. Übrigens, wo finde ich Herrn Hauschild?«

Wie sich herausstellte, war Hauschild der Mann, der an der Staffelei stand und zeichnete.

Martin stellte Birgit und sich vor. »Wir sind Freunde von Gregor. Ihrem Schwiegersohn.«

»Gregor, ja. Der Junge mit dem Mokick.«

Hauschild hatte eisgraue, zottelige Haare, war min-

destens einen Meter fünfundsiebzig groß und dünn. Er schwankte beim Zeichnen hin und her, wodurch er ein bisschen aussah wie ein Dirigent mit festgeklebten Schuhen, aber seine Augen schienen noch gut zu sein, denn er zeichnete einen Vogel, der ungefähr zwanzig Meter entfernt auf einem Baumstamm herumhackte, unglaublich detailgetreu.

»Dieser Vogel heißt Specht«, klugscheißerte Martin in meine Richtung.

»Vögelei ist wohl dein Steckenpferd?«, fragte ich.

Martin wurde rot.

»Haben Sie ihn in letzter Zeit mal gesehen?«, fragte Birgit.

»Natürlich. Aber er war irgendwie komisch. Sah alt aus.«

Hauschild schlug das Papier seines Blocks um und zeichnete mit wenigen, schnellen Strichen ein Porträt von Gregor. Martin und Birgit starrten erst auf das Papier und dann einander beeindruckt an. Mit zwölf kräftigen Kohlestrichen hatte er Kriminalhauptkommissar Gregor Kreidler perfekt getroffen.

»Hat er das Mokick noch?«, fragte Hauschild, während er wieder ein Blatt umschlug. Dann zeichnete er ein Porträt von Birgit, bei dem selbst mir die Kauleiste runterklappte. Birgits Augenbrauen und Nase waren mit einem einzigen durchgehenden Strich perfekt dargestellt, die Lippen zeigten genau den richtigen Schwung nach oben. Der Mann war ein echter Künstler.

»Er hatte es, bis er dreißig wurde«, sagte Martin.

»Dreißig? Was faseln Sie da, mein Freund? Susanne hätte nie einen so viel älteren Mann geheiratet!«

29. Juni, Tag 2 nach Gregors Festnahme

Aus Hauschild war kein vernünftiges Wort herauszuholen gewesen. Aber Birgit hatte den ganzen Abend über gejammert, dass man etwas für Gregor tun müsse, und so fuhr Martin am Dienstag gezwungenermaßen wieder zum Knast, um endlich mit Gregor zu sprechen. Er sagte sein Sprüchlein auf und erhielt die Information, der Inhaftierte wünsche keinen Besuch.

»Das muss ein Irrtum sein«, sagte Martin verwirrt. »Ich bin sein bester Freund und ...«

»Wir haben die Anweisung von Herrn Kreidler, keinen Besuch zu ihm zu lassen. Wir können ihn nicht zwingen, wenn er nicht will. Bitte gehen Sie.«

»Es geht um das Leben seines Patenkindes«, sagte Martin.

»Du lügst!«, brüllte ich begeistert. Martin log! Diesen Tag müsste ich mir rot im Kalender anstreichen und zum internationalen Feiertag erklären.

»Wenn Sie Herrn Kreidler nicht umgehend in den Besuchsraum schaffen, werde ich Sie persönlich haftbar machen«, fuhr Martin fort.

»Martin, Martin«, brummte ich glucksend, »dafür wirst du in der Hölle schmoren.«

»Unsinn«, erklärte der Vollstrecker an der Pforte der JVA, aber seine Stimme klang nicht mehr ganz so sicher wie zuvor.

»Wollen Sie es darauf anlegen?«

Ich kannte mein Martinsgänschen nicht wieder. Noch nie im Leben war er dermaßen dreist aufgetreten, ohne auch nur ansatzweise rot zu werden oder zu stottern oder hyperventilierend vom Stuhl zu kippen.

Der Türsteher wandte sich ab und telefonierte. Legte den Hörer auf. Erhielt einen Anruf und lauschte. Dann drückte er die Tür auf.

Martin trat in einer Mischung aus Freude über seinen gelungenen Coup und Aufregung vor dem Wiedersehen mit Gregor durch die Tür. In dem Büro, in dem wohl üblicherweise die Personalien festgestellt und die Besucher durchsucht werden, wartete ein Anzugträger auf Martin. Er ließ sich den Personalausweis zeigen, notierte die Angaben und gab ihn dann zurück.

»So, Herr Gänsewein, dann erklären Sie mir doch bitte, was Sie mit Ihrem Auftritt hier beweisen wollen.«

Martin wurde blass.

»Sie haben hoffentlich nicht wirklich geglaubt, dass Sie damit durchkommen?«

Martin blickte zu Boden.

»Wenn Sie Herrn Kreidler einen Gefallen tun wollen, dann bringen Sie nicht die Mitarbeiter dieser Anstalt gegen ihn auf, indem Sie hier Drohungen aussprechen oder wilde Geschichten erfinden. Haben wir uns verstanden?«

Martin nickte mit Tränen in den Augen.

»Die Situation ist für jeden Angehörigen oder Freund eine Belastung, aber je früher Sie sich mit dem Offensichtlichen abfinden, desto besser für alle Beteiligten. Auf Wiedersehen.«

Der Mann legte Martin eine Hand auf die Schulter und führte ihn zur Tür. Martin schlich wie ein geprügelter Hund am breit grinsenden Vollstrecker vorbei nach draußen. Dort setzte er sich in seine Ente und legte den Kopf auf das Lenkrad. Ich konnte das Leid nicht mit ansehen und düste stattdessen zur Soko Sahne. Vielleicht hatten diese Jungs mehr Glück bei ihren Unternehmungen.

»Wir haben das Typenschild von Kreidler in der Wohnung der Toten, wir haben Zeugenaussagen, die sein Auto am Abend des Mordes direkt vor der Haustür und später noch einmal in einer Nebenstraße gesehen haben, und wir haben DNA von Kreidler an der Leiche«, zählte Stein auf.

Er sah wieder aus wie einer dieser Typen aus den bunten Modemagazinen, während Kollege Keller die Nacht unter einer Brücke verbracht zu haben schien.

Wenn von Zeugenaussagen die Rede war, hatten die Kripo in den letzten achtundvierzig Stunden vermutlich Hunderte Klinken geputzt, mit redseligen, schwachsinnigen, wichtigtuerischen, exhibitionistischen, kriminellen, langweiligen, aufdringlichen, durchgeknallten und sonstigen Leuten gesprochen – eben der durchschnittlichen Nachbarschaft einer Mittelklassestraße in Düsseldorf. In Köln wäre vermutlich die Hälfte der Nachbarn schwul und die andere beim Fernsehen gewesen, in Düsseldorf arbeiteten sie bei Banken oder Modelabels. In Köln hätten zwanzig Prozent trotz des starken bis sehr starken ausländischen Akzents eine gewisse Hilfsbereitschaft an den Tag gelegt, in Düsseldorf wurde Störern gern mit der Polizei gedroht. Glaube ich zumindest. Würde mich jedenfalls nicht wundern.

All das war im Grunde schnurzegal, denn worauf es ankam, war einzig und allein die Tatsache, dass es eng wurde für Gregor. Indizien und Zeugenaussagen sind das eine – DNA an der Leiche ist etwas ganz anderes. Leider hatten die Kripo nicht ausgeführt, welcher Art die DNA war, also ein Haar an Sahneschnittchens Schulter oder Körperflüssigkeiten in Regionen, die man nicht beim Händeschütteln erreichte. Solange ich aus dieser Quelle keine Hinweise auf die Art des letzten Zusammentreffens zwischen den beiden Exen bekam, musste ich mir wohl selbst in Erinnerung rufen, in welcher Stimmung sie waren, als ich sie noch unter Beobachtung hatte. Ich hockte mich auf die Spitze des Fernsehturms, blendete die Umgebung aus und erinnerte mich an den Donnerstag letzter Woche.

SECHS

24. Juni, 3 Tage vor Gregors Festnahme

Gregor und Jenny wollten gerade das Büro verlassen, um das Ergebnis der Pillenzählung im Altenheim zu checken, als der Empfang Besuch meldete.

»Eine Frau Sieger. Sie sagt, sie hätte Informationen zum Mord an Paulina Plevé«, tönte es aus dem Lautsprecher des Telefons.

Gregor runzelte kurz die Stirn, erinnerte sich dann, dass Frau Sieger die renitente Schürze war, die ihnen diese ganze Ermittlung überhaupt aufgehalst hatte, griff nach seiner Jeansjacke und schob den Stuhl zurück. »Ich fahre allein zum Sonnenschein und du notierst die wichtigen Informationen von Frau Sieger. Viel Spaß.«

Gregor nahm pfeifend den Hinterausgang, während Jenny die übereifrige Nachbarin in ihr Büro brachte.

»Was möchten Sie mir denn noch mitteilen?«, fragte sie desinteressiert.

»Hätten Sie vielleicht ein Glas Wasser für mich? Es ist so heiß heute.« Frau Sieger fächelte sich mit einem ordentlich gebügelten Stofftaschentuch mit Blümchendruck Luft ins Gesicht, während sie sich neugierig in Jennys Reich umsah.

Auf dem Weg zur Teeküche lief Jenny Offermann über den Weg. Ich hatte den Eindruck, dass er Jennymaus auf-

gelauert hatte, sobald Gregor aus dem Büro war. Er schien tatsächlich Interesse an unserem süßen Kindercop zu haben.

»Habe ich etwa die alte Klatschtante wieder hier im Haus gesehen?«, fragte der Kollege grinsend. »Die gibt wohl nie auf, was?«

Was sabbelte er für blödsinniges Zeug, wenn er sie doch nur flachlegen wollte? Warum baggerte Offermann Jenny nicht einfach geradeheraus an? Das Offermännchen war doch wohl kein Frauenverstehrer? Ich seufzte. Wenn sogar der Bullenbunker voller Softies war, hatte ich für diese Welt keine große Hoffnung mehr.

»Sie hat nichts Besseres zu tun«, seufzte Jenny.

»Soll ich sie übernehmen?«, bot Offermann an. »Ich brauche drei Minuten, um sie wieder aus deinem Büro zu befördern.«

Jenny grinste. »Nein, danke. Ich werde schon mit ihr fertig.«

»Wenn du mich brauchst, weißt du ja, wo du mich findest.«

Offermann strich Jenny eine Haarsträhne hinters Ohr, drehte sich um und schlenderte davon. Jenny lief kopflos in die falsche Richtung, erinnerte sich, dass sie in die Teeküche gewollt hatte, und saß einige Minuten später an ihrem Schreibtisch der Zeugin gegenüber. Ihre Gesichtsfarbe hatte sich inzwischen normalisiert.

»Nun?«

Frau Sieger trank einen winzigen Schluck, stellte das Glas ab und holte tief Luft. »Haben Sie schon mit Paulinas Freund gesprochen?«

Jenny blickte überrascht auf. »Hatte sie denn einen?«

Die Schürze reckte triumphierend das Kinn. »Aha, jetzt sind Sie überrascht. Sollte die Polizei das nicht inzwischen selbst herausgefunden haben?«

Ich war genauso baff wie Jenny, denn als sie und Gregor die Wohnung gefilzt hatten, war kein Hinweis auf einen Stecher aufgetaucht. Es müssen ja nicht gleich gebrauchte Zipfeltüten sein, aber normalerweise findet sich eine zweite Zahnbürste, ein Rasierer, vielleicht ein Männer-T-Shirt oder wenigstens ein Foto oder irgendetwas in der Wohnung einer Frau, die einen festen Freund hat. Frauen brauchen das, während Männer froh sind, wenn die Weiber nichts bei ihnen herumschimmeln lassen, also weder Tampons noch Gesichtscreme oder Enthaarungswachs. Ich lauschte jetzt also gespannt, wurde aber – mal wieder – enttäuscht.

Paulinas Freund war ein netter, junger Mann. Zumindest sah er so aus. Glaubte Frau Sieger. Leider hatte sie ihn nur ein einziges Mal gesehen. Im Treppenhaus. Im Halbdunkel. Und seinen Namen kannte sie auch nicht. Aber sie sei ziemlich sicher, dass er Arzt sei, das habe Paulina ihr auf Nachfrage erklärt.

»Haben Sie vielleicht mal ein Autokennzeichen gesehen, als er Paulina nach Hause gebracht hat?«

»Nein.«

»Hat sie mal einen Namen erwähnt?«

»Nein.«

»Wie lange war sie mit ihm zusammen?«

»Ein halbes Jahr vielleicht.«

Mehr war von Frau Sieger nicht zu erfahren, auch wenn sie wie eine Klette an Jenny hing und gar nicht mehr wollte. Ich verließ die beiden und folgte Gregor zum Altenheim. Da er seinen Vorsprung im Stau wieder verloren hatte, kamen wir gleichzeitig an.

Gregor meldete sich nicht beim Empfang und fragte auch nicht nach der Leiterin Dr. Wenger, sondern ging ohne Umweg in die Hausapotheke.

»Die Heimleitung kann Ihnen alle Informationen geben«, antwortete Till Krämpel auf Gregors Frage, wie die Untersuchung der Medikamentenbestände ausgegangen sei.

»Ich bekomme Informationen lieber aus erster Hand.«

Der Arzneiverteiler fügte den Sorgenfalten auf der Stirn eine weitere hinzu. Ich zählte sieben, alle glänzten speckig.

»Die Überprüfung hat keine Fehlbestände ergeben«, sagte Krämpel. Mein Gott, der Typ lispelte, als hätte er einen Eierwärmer auf der Zungenspitze.

»Warum hat das überhaupt so lang gedauert?«

»Es ist ein komplexes System.« Leute mit Sprachfehler sollten Worte wie »komplexes System« meiden, dachte ich, während Gregor sich unauffällig die Speicheltröpfchen aus dem Gesicht wischte.

Krämpel leckte sich den Schweiß von der Oberlippe. »Jeder Bewohner bekommt seine speziellen Arzneimittel, die wir auch für jeden Bewohner getrennt aufbewahren. Hier, sehen Sie.«

Er öffnete die Tür eines großen Schrankes, in dem ungefähr zweihundert schmale Schubladen jeweils mit einem Namen beschriftet waren.

»Die Medikamente sind Eigentum des Bewohners. Wenn nun ein Arzt ein Mittel absetzt, entsorgen wir das Mittel nur nach Rücksprache mit unserem Bewohner. Möchte er es behalten, bleibt es hier. Eine dritte Möglichkeit ist, dass wir einen anderen Bewohner haben, der dasselbe Mittel nimmt, dann können wir den Rest der Packung weitergeben. Auch dazu benötigen wir die Zustimmung des Eigentümers. Stirbt jemand, gilt das gleiche. Zusätzlich sind natürlich noch die Verfallsdaten zu beachten, was manchmal dazu führt, dass die Reste einer Verpackungseinheit entsorgt werden müssen, obwohl

der Patient das Mittel weiter nimmt. Dann muss das in der Buchhaltung korrigiert werden, weil nominell noch Pillen vorhanden sind, die aber faktisch fehlen. Verstehen Sie?»

»Natürlich«, erwiderte Gregor. »Und alle diese Ein- und Ausgänge haben Sie geprüft und keinerlei Abweichung gefunden?«

Krämpel nickte.

Leute, die behaupten, sie beherrschten ein komplexes System ohne Fehler oder Abweichung, sind Lügner. Jede menschliche Erfahrung zeigt, dass Fehler zu komplexen Systemen dazugehören. Deshalb explodieren Raumfähren, darum verliert eine Formel-1-Karre mal ein Rad und darum stürzen Häuser in U-Bahn-Tunnel. Nur bei Herrn Stirnspeckfaltenwerfer war das komplexe System völlig fehlerfrei. Lächerlich.

Auch Gregor schien sich nicht so einfach überzeugen zu lassen, denn er ließ sich ein paar Dokumentationsblätter zeigen, begutachtete die Schubladen mit den Namen, ließ sich erklären, wie Krämpel jeden Tag die Tagesrationen für die Bewohner zusammenstellte, und warf einen Blick auf den Müllbehälter für abgelaufene oder nicht mehr benötigte Arzneimittel. Die Box sah aus wie eine verschlossene Wahlurne. Die Tonne wurde von einem beauftragten Entsorgungsunternehmen abgeholt, im Haus besaß niemand einen Schlüssel.

»Sie sehen, dass man ein Medikament, das dort drin ist, nicht mehr herausholen kann«, sagte Krämpel.

Gregor nickte, dankte und verließ die Giftküche. Ich konnte seine Gedanken nicht lesen, aber meine beschäftigten sich mit der Feststellung, dass der Weg eines Blisterstreifens aus dem Apothekenschrank in die Müllbox verdammt nah an einer Kitteltasche vorbeiführte. Wenn man ein Medikament also gar nicht erst in die Müllbox,

sondern lieber in die eigene Tasche steckte, war es auch egal, dass man das, was man nicht hineingeworfen hatte, nicht mehr hätte herausholen können.

Gregor war nicht gerade bester Stimmung, als er durch die Eingangshalle in Richtung Parkplatz schlenderte. Anfangs noch ganz in Gedanken, realisierte er erst nach ein paar Schritten, dass jeder Tisch in der Lobby besetzt war – und zwar von fast so vielen Jugendlichen wie Muppets.

Gregor blieb stehen und blickte sich ungläubig um. Diese Gelegenheit ergriff Susanne und schlich sich von hinten an ihn heran.

»Ungewöhnlich, was?«

Gregor fuhr herum.

»Mir scheint, du liest immer noch nicht regelmäßig Zeitung.«

Gregor schüttelte den Kopf. »Steht zu viel Blödsinn drin.«

Die beiden grinnten sich verschwörerisch an. Ich kapierte den Gag nicht.

»Aber du kannst mir sicher erklären, was hier abläuft.«

Susanne nickte. »Ich bin gewissermaßen die Hofberichterstatterin dieses Projekts. Es ist ein gutes Beispiel dafür, dass manchmal eine einzige gute Idee mehrere komplizierte Probleme löst.«

Gregor verzog das Gesicht. »Du weißt, dass ich allem misstraue, was einfach und unkompliziert klingt.«

Susanne lachte. »Problem eins: Die alten Leute in den Heimen langweilen sich, weil sie alle in derselben Situation sind und sich nichts zu erzählen haben. Problem zwei: Viele Kinder leiden unter dem Phänomen der Tagesobdachlosigkeit. Problem Nummer drei: Viele Eltern können sich keine Nachhilfe leisten. Und Problem Nummer vier: Schüler mit schlechtem Zeugnis bekommen keine

Lehrstelle, meist nicht einmal eine Chance, sich vorzustellen.«

Gregor nickte.

»Die Lösung: Schülerinnen und Schüler kommen ins Altenheim und verbringen ein paar Stunden in der Woche mit den Senioren. Die alten Leuten haben jemanden, der ihnen zuhört, der ihnen erklärt, wie ein Handy funktioniert, oder der ihren Enkeln eine E-Mail schreibt. Manche Senioren geben den Kids Nachhilfe in Deutsch, Geschichte oder Mathe. Die Kinder, die an diesem Projekt teilnehmen, bekommen eine lobende Erwähnung auf ihrem Zeugnis über ehrenamtliches Engagement, was ihre Chancen auf einen Ausbildungsplatz erheblich verbessert.«

Gregor dachte einen Moment darüber nach. »Und das ist alles?«

Susanne grinste.

»Wo ist der Trick?«, fragte Gregor.

»Du bist ein unverbesserlicher Pessimist.«

»Ich bin Realist. Es mag Kinder geben, die ihre Zeit hier bei den alten Menschen verbringen wollen aus all den Gründen, die du genannt hast, aber doch nicht so viele.« Er deutete in die Halle. »Also? Was ist der wahre Anreiz?«

»Erwischt. Es gibt einen Sponsor. Für jede Stunde, die ein Schüler hier verbringt, zahlt die Weiz Pharma AG fünf Euro in die Klassenkasse. Das ist gerade für die Jahrgänge, die Klassenfahrten vor sich haben, eine riesige Motivation.«

Gregor grinste. »Es geht also, wie immer, nur ums Geld. Mein pessimistisches Weltbild ist wiederhergestellt.«

Susanne nickte lächelnd.

»Weshalb wolltest du mit mir reden?«

Susanne blickte sich um, als fürchtete sie Zuhörer. »Das möchte ich nicht hier besprechen.«

Gregor stöhnte.

Sofort wechselte Susannes Gesichtsausdruck von freundlich-entspannt zu ärgerlich-genervt. »Mach kein Theater, Gregor, ich mache auch keins. Dass ich dich damals mit meinem Korruptionsverdacht gegen deinen Chef in eine peinliche Situation gebracht habe, musst du mir nicht jedes Mal wieder in Erinnerung rufen.«

Gregor machte ein verkniffenes Gesicht.

»Du weißt, dass ich damals nach Mutters Tod nicht ganz zurechnungsfähig war.«

Gregor nickte.

»Okay. Dann lass uns jetzt einfach wie normale Menschen miteinander reden. Ich möchte gern einmal in Ruhe mit dir sprechen.«

»Warum?«

»Nicht hier.«

Gregor zögerte noch einen Augenblick, aber dann gab er sich einen Ruck. »Okay.«

»Wann hast du Zeit?«

»Morgen nach Feierabend.«

»Kommst du zu mir?«

Gregor nickte, dann war er weg.

Weder er noch Susanne hatten das halbgare Perlhuhn mit den kurzen, platinblonden Haaren bemerkt, das hinter dem Raumteiler das Gespräch belauscht hatte.

SIEBEN

29. Juni, Tag 2 nach Gregors Festnahme

Meine Erinnerung hatte keine neuen Erkenntnisse darüber gebracht, ob Gregors DNA, die an Sahnes Leiche gefunden worden war, über oder unter der Gürtellinie lag. Anders gesagt: In meiner Gegenwart hatten die beiden sich zu einem Gespräch verabredet, nicht zu einer heißen Zipfelzeremonie, aber das musste nichts heißen. Manche Dinge ergaben sich einfach, zumal Gregor ein echter Kerl und seine Katrin gerade eine ganze Woche weit weg war. Eigentlich kein Drama. Blöd wird es erst, wenn gleich auf den Koitus der Exitus folgt und die Bullen mit ihren nervigen Fragen um die Ecke kommen. Aber vielleicht war ja gar nichts passiert und Gregors Testosteronpegel war auf treuetauglichem Niveau geblieben.

Ich war also nicht viel schlauer als in dem Moment, in dem ich die Info mit der DNA bei den Düsseldoofern Kripos zum ersten Mal gehört hatte.

Ich düste zu Martin, um ihm zu berichten, welche Beweise die Soko gegen Gregor in der Hand hatte, und fand ihn in trauter Bürogemeinschaft mit Katrin. Beide hockten an ihren Schreibtischen vor ihren Computern, aber niemand arbeitete.

»Ich hatte gar nicht mehr an Susanne gedacht«, sagte Martin gerade. »Es war ja schon so ewig lang her.«

»Warum haben sie überhaupt so früh geheiratet?«, fragte Katrin. »So spießig ist Gregor doch eigentlich gar nicht.«

Martin überlegte. »Es war nicht spießig für ihn, sondern die Chance, endlich eine Familie zu haben.«

Katrin presste die Lippen zusammen.

»Nachdem seine Eltern bei dem Unfall gestorben waren, hat Gregor bei einer unverheirateten Tante gewohnt. Die Abneigung beruhte auf Gegenseitigkeit.«

»Ich weiß«, murmelte Katrin. »Von dieser Prusseliese hat er mir erzählt.«

»Gregor lernte Susanne im letzten Schuljahr kennen. Sie war total anders als alle anderen Mädchen. Sie war ein Hippie, trug geblünte Röcke, ging barfuß und redete dauernd über Gerechtigkeit, Liebe und so Zeug.«

Katrin lachte ungläubig auf. Auch ich konnte mir nicht vorstellen, dass Gregor auf so ein Herzchen abgefahren war, aber offenbar war er damals noch etwas anders gestrickt.

»Auch mit ihrem Vater hat er sich auf Anhieb verstanden. Gregor und Hans waren bald ein Herz und eine Seele. Gregor bewarb sich bei der Polizei, weil Susannes Vater bei der Kripo war. Gregor war also innerhalb kürzester Zeit ein festes Familienmitglied, und das wollte er dann wohl auch richtig offiziell sein. Wieder irgendwo dazugehören, wo er sich wohlfühlte. Da war es irgendwie logisch, dass die beiden heirateten.«

»Wie lang waren sie verheiratet?«

Martin zuckte die Schultern. »Während meines Studiums haben wir uns aus den Augen verloren. Als wir uns wiedertrafen, war das mit Susanne vorbei.«

Beide schwiegen eine Weile.

»Warum will Gregor keinen von uns sehen?«, fragte

Katrin. Sie war den Tränen nahe. So hatte ich sie noch nie gesehen.

»Ich habe keine Ahnung.«

»Vielleicht stimmt es ja ...«, murmelte sie.

Martin schluckte.

»Hast du Lack gesoffen?«, ranzte ich Martin an. »Gregor hat die Tussi nicht umgebracht.«

»Dann wird die Kripo das herausfinden«, wies er mich in Gedanken zurecht.

»Da wäre ich mir nicht so sicher«, brüllte ich. »Die sind fest davon überzeugt, ihren Mörder bereits zu haben.«

»Trotzdem müssen wir die Ermittlungen den Behörden überlassen«, entgegnete Martin. »Alles andere wird Gregor nur schaden.«

Dann ließ er die Jalousien runter.

Von Martin war also mal wieder keine Hilfe zu erwarten. Um meinen Informationsbedarf zu stillen, düste ich zurück nach Düsseldorf. Wenn die Kripo dort ähnlich arbeiteten wie die Kölner, fand am späten Nachmittag vermutlich eine letzte Tagesbesprechung statt, da wollte ich dabei sein. Ich musste fast eine Stunde herumtrödeln, bis die Kripo wieder vollzählig versammelt waren, aber dann ging es los.

»Kreidler ist in den letzten Tagen vor der Tat mehrere Male mit dem Mordopfer gesehen worden, und zwar in dem Heim, in dem Susanne Hauschilds Vater lebt.«

»Dort lebt auch Agathagelidis' Mutter«, meldete sich die Ferrarirote zu Wort. »Vielleicht hat ihr aktueller Lover sie dabei beobachtet, wie sie sich ihrem Exmann an den Hals warf ...«

Die Kollegen stöhnten.

»Hat jemand den Vater befragt?«

»Der tickt nicht mehr richtig.«

»Wie steht es mit Kreidlers Alibi?«

»Er hat keins. Im Gegenteil. Kreidler selbst hat das Opfer drei Mal angerufen. Einmal am Freitagnachmittag, dann um acht Uhr und noch einmal gegen zehn. Die letzten Anrufe kamen aus der unmittelbaren Umgebung des Tatortes.«

»War sie da schon tot?«

»Das wissen wir nicht.«

»Warum sollte er sie überhaupt umgebracht haben?«, fragte das Leuchtköpfchen.

Die Kollegen stöhnten wieder.

»Was soll dieser Macho-Scheiß?«, keifte sie zurück.

»Die Frage nach dem Motiv ist ...«

»... die letzte auf der Liste«, brummelte Keller zwischen seinen dicken Wulstlippen hervor.

»Du bist natürlich der superschlaue ...«

»Erpressung«, sagte Stein lässig.

Alle Kollegen verstummten, sogar die Emanze mit dem Farbfehler. Aber nur kurz.

»Wer soll wen weshalb erpresst haben?«, fragte sie.

»Der Computer von Susanne Hauschild fehlt«, erläuterte Stein leise. Alle mussten die Ohren spitzen, um ihn zu verstehen. Auch ich flog etwas näher. »Warum sollte der Mörder einen fünf Jahre alten Laptop klauen, aber alle anderen Wertgegenstände liegen lassen? Weil er etwas verheimlichen will, was sie entdeckt hat. Die Frau war Journalistin, wenn ich das mal in Erinnerung rufen darf.«

»Trotzdem«, hakte Lili Leuchtfée nach. »Womit soll sie ihn erpresst haben? Gibt es etwas über Kreidler, das wir wissen sollten?«

Stein ließ sich mit der Antwort Zeit. Ich weiß nicht, wie es den anderen im Raum ging, ich jedenfalls hätte am liebsten an den Fingernägeln gekaut, so gespannt war ich. Und dann kam es:

»Karpi Glasunow. Susanne Hauschild hat ihn in der Woche vor ihrem Tod zehn Mal angerufen und war am Mittwoch, also zwei Tage bevor sie ermordet wurde, bei ihm.«

Die Düsseldorfer Kripos glotzten verwirrt, nur ich wusste, was Stein damit sagen wollte: Jetzt war Gregor am Arsch.

»Sie haben ein Motiv, Martin, und das lässt Gregor ganz, ganz alt aussehen«, brüllte ich schon, bevor ich in der Wohnung angekommen war.

Martin trank seinen spätnachmittäglichen Tee, heute war es Himbeerblätterttee. Die Himbeerblätter sollten für einen klaren Geist sorgen, stand auf der Packung. Zum ersten Mal in meinem Leben hoffte ich, dass dieser ganze Esoterik-Klimbim einen echten Nutzen hatte.

»Die Soko Düsseldorf hat eine Verbindung zwischen Gregors Exhexe und Karpi Glasunow gefunden und jetzt glauben sie, Susannchen hätte Gregor erpresst und deshalb hätte er sie ermordet.«

»Glasunow?«, fragte Martin mich, während er den Tee vom Tisch wischte, den er bei der Erwähnung des Namens Glasunow verschüttet hatte. Er war blass geworden und zitterte. Tja, auch Martin konnte mit dem Namen etwas anfangen.

»Genau der.«

»Aber die Sache war doch abgeschlossen ...«

»Die Sahneschnitte hat Glasunow getroffen, Martin. Am Mittwoch, bevor sie ermordet wurde. Und sie hatte engen Kontakt zu Gregor und erwartete ihn Freitagabend bei sich zuhause – kurz bevor oder nachdem oder während sie ermordet wurde. Wie sieht das für die dämlichen Düsseldorfer aus?«

Birgit kam aus dem Bad und setzte sich Martin gegen-

über. Sie trank keinen Himbeerblätterttee, sondern Möhrensaft. Seit Wochen. Ihre Handinnenflächen waren schon ganz orange.

»Wir wollten überlegen, was wir nun für Gregor unternehmen«, sagte Birgit.

»Äh, ja. Es hat sich da etwas ergeben ...«, stammelte Martin.

Birgit sah ihn auffordernd an.

Martin erklärte Birgit, dass Gregors Ex kurz vor ihrem Tod offenbar engeren Kontakt zu Karpi gehabt hatte, und Birgit wurde blass. Sie hatte sofort kapiert, welche Schlussfolgerung man daraus ziehen konnte.

»Okay, dann gehen wir zu diesem Karpi und fragen ihn, was Susanne von ihm wollte«, entschied Birgit.

Martin wand sich.

»Birgit hat recht«, sagte ich.

»Ich gehe allein«, entschied Martin. »Du solltest in deinem Zustand nicht in einen Nachtclub gehen.«

Birgit verdrehte die Augen. »Ich bin nicht krank. Und ich will Gregor helfen. Außerdem werden sie einer Hochschwangeren schon nichts tun.«

Martin schüttelte den Kopf. »Du unterschätzt den Ernst der Lage, Birgit. Es hilft Gregor auch nicht, wenn dir etwas passiert.«

»Ich komme mit«, sagte Birgit. »Keine Widerrede.«

Damit Sie die Bedeutung dieser neuen Spur der Düsseldorf kapierten, muss ich Ihnen kurz die Geschichte von Karpi Glasunow erzählen. Nicht die ganze Geschichte, natürlich, sondern nur den Teil, der offenbar die Soko Sahne auf eine elend dumme Idee gebracht hatte.

Ende März dieses Jahres wurde Gregor zu einem Leichenfundort gerufen. Martin war bereits vor Ort und sicherte die Spuren an einer jungen Frau, deren Nasen-

löcher so weiß waren wie die Ränder eines Cocktailglases mit Zuckerrand. Vom Rest ihres Gesichts war nichts zu erkennen, denn die Perücke mit den schwarzen Haaren war verrutscht und hing ihr über die Augen. Außerdem war sie spindeldürr, mit Minirock und bauchfreiem Top bekleidet und, wie Martin gleich vor Ort vermutete und bei der Obduktion bestätigt fand, durch einen Schlag auf den Kehlkopf ums Leben gekommen. Der Nachtclub, an dessen Hinterausgang sie gefunden worden war, hieß *Karpi Diem*.

Gregor kam also an, ließ ein paar zusätzliche Uniformierte anrücken, die die Personalien der Zappeldackel aufnahmen, setzte Karpi in seinem Büro und Karpis rechte Hand in einem Besenschrank fest und überwachte die Fundortsicherung, bis die Spusi kam.

Dann ging er hinein.

Allein.

Er ging in Karpis Büro und plauderte mit dem Kerl, der der größte lebende Widerspruch in der Kölner Halb- und Unterwelt ist. Er stammte aus einer dieser Republiken, die beim Zerfall der Sowjetunion plötzlich nicht wussten, ob sie Diktatur oder Demokratie werden wollten, und war mit siebzehn Jahren nach Deutschland gekommen. Er sprach kein Wort Deutsch und hätte vermutlich eine Karriere wie ähnlich gelagerte Fälle hingelegt, wenn die zweiundachtzigjährige Nachbarin seiner Eltern nicht gerade ihren Mann verloren hätte. Sie suchte eine Aufgabe und fand Karpi. Er lernte bei ihr Deutsch und verliebte sich in Ringelnatz. Sie hatte jemanden, der ihr die Einkäufe nach Hause trug und sich die Fotos ihres Mannes anschaute. Als sie starb, wartete Karpi, damals einundzwanzig Jahre alt, eins siebzig groß und durchtrainiert wie ein Olympiasieger, bis zur Beerdigung, dann verschwand er. Drei Jahre später kam er zurück, zweihundertfünfzig Kilo schwer

und mit einer Briefftasche, die aus allen Nähten platzte. Kein Mensch wusste, wo er die Zwischenzeit verbracht hatte.

Der aktuelle Karpi wiegt immer noch zweihundertfünfzig Kilo und futtert ununterbrochen Pistazienkerne, Walnüsse oder Baklava. Er hat eine Stimme wie die Raupenkette eines Leopard-Panzers, aber er zitiert immer noch Ringelnatz. Es wird berichtet, dass man bei ihm jede beliebige Ware der Welt kaufen oder über ihn verkaufen kann, aber er ist noch nie bei irgendeinem illegalen Ding erwischt worden. Karpi also drückte sein Bedauern über den Todesfall in seinem Hinterhof aus, sagte, in seinem Schuppen werde nicht gekokst und wenn doch, dann wüsste er nichts davon, und knackte während des Gesprächs mit Gregor ungefähr ein halbes Kilo Pistazien.

Gregor dankte für die Auskünfte und bat um ein Büro, in dem er den auffallend nervösen Assistenten verhören konnte. Karpi gewährte ihm Zugang zu einem kleinen Zimmer, nach dessen Zweck Gregor angesichts eines mit grünem Stoff bezogenen, runden Tisches nicht fragen musste. Ich bin sicher, wenn Gregor Karpi darauf angesprochen hätte, hätte dieser ihm eine absolut glaubwürdige und wasserdichte Story über eine seit Kindertagen schwelende und kürzlich ausgebrochene Allergie gegen Holzpolitur aufgetischt. Karpi ist einfach nicht zu fassen.

Gregor jedenfalls bat die rechte Hand des großen Fettsacks ins Pokerzimmer. Als er die Tür hinter sich schließen wollte, drückte Karpi sich mit hinein.

Der Assistent wurde blass. Er versteckte sich hinter Gregor. Karpi sagte nichts, aber er machte eine Geste, die jeder halbweltgebildete Mensch kapiert: Er führte langsam seinen fetten Zeigefinger über seinen fetten Hals. Als Gregor sich umdrehte, um Karpi hinauszuschicken, setzte

der Assistent Gregor mit einem Hieb des Ellbogens gegen das Ohr außer Gefecht, griff sich dessen Dienstwaffe und machte seinem eigenen, verpfuschten Leben ein Ende.

Pikant wurde die Sache dadurch, dass die Tote die Tochter von Gregors Cousine war. Das allerdings stellte sich erst heraus, als Gregor, der von dem Fall abgezogen worden war, die Akte mit dem Foto der Toten auf Jennys Tisch liegen sah. Er kotzte in Jennys Schoß, womit sich die Frage, ob er die Identifizierung lieber noch eine Weile für sich behalten wollte, erledigt hatte. Die Verwandtschaft war Wasser auf die Mühlen derjenigen, die Gregor unterstellten, er habe den schleimigen Olm erschossen, weil der seine Lieblingsnichte auf dem Gewissen hätte.

Karpi jedenfalls sagte vor der Untersuchungskommission aus, dass sein Assistent häufig mit laufender oder blutender Nase zum Dienst erschienen war und während der mutmaßlichen Tatzeit mehrfach den Keller des Nachtclubs verlassen hatte – angeblich zum Rauchen. Karpi bestätigte, dass sein Assistent mit Gregors Dienstwaffe Selbstmord begangen hatte, aber der Bericht der Rechtsmedizin konnte den Tathergang nicht zweifelsfrei belegen. Der Widerling hatte sich die Waffe in den Mund gesteckt und den Kopf nach hinten gelegt. Hätte Gregor ihm das Ding zwischen die Zähne gerammt, wäre der Winkel ähnlich gewesen. Dass Gregor Schmauchspuren an den Händen hatte, weil er vom Schießtraining kam, und der Olm wegen der Krätze, an der er litt, ständig Handschuhe trug, war ein weiteres Problem bei der Beweisführung. So ergaben also die Indizien kein zweifelsfrei klares Bild und die Kripo musste sich daher auf zwei Aussagen verlassen, die zwar gleich lauteten, von denen aber eine vom Betroffenen selbst und die andere von einem Nachtclubbesitzer mit

zweifelhaftem Ruf stammten. Abgesehen davon konnte auch nie zweifelsfrei bewiesen werden, dass der Kerl, der den Gruß aus Gregors Waffe verschluckt hatte, auch der Mörder der jungen Frau gewesen war.

Kein Wunder, dass es Leute gab, die hinter vorgehaltener Hand weiter über Gregors Selbstjustiz tuschelten.

Diese Leute gab es immer.

Irgendwann verstummten sie.

Es sei denn, es passierte so etwas wie jetzt die Sache mit Gregors Ex.

ACHT

Während Martin und Birgit sich fertig machten, um die Wohnung zu verlassen, was bei Birgit unter anderem das Zusammenpacken größerer Mengen Lebensmittel beinhaltete, düste ich zurück zur Soko Sahne.

Ich war nicht lang weg gewesen, um Martin zu informieren, daher traf ich die Soko bei meiner Rückkehr immer noch in ihrer Besprechung an. Stein hatte offenbar die Geschichte von Gregor, Karpi, dem schleimigen Olm und der Tochter von Gregors Cousine gerade genüsslich ausgebreitet, denn Lili Leuchtfée sagte: »Wenn die Sache damals geklärt worden ist, wo liegt dann das Problem?«

Stein sprach das aus, was so oft hinter vorgehaltener Hand gezischelt worden war: »Was, wenn Karpi gelogen hat?«

Einen Moment war es still.

»Gibt es Gründe für ihn, das zu tun?«, fragte das Leuchtköpfchen. »Kreidler ist immerhin bei der Mordkommission, nicht bei Drogen, Betrug oder Geldwäsche tätig. Was sollte Kreidler diesem Karpi also als Gegenleistung dafür angeboten haben, dass er in dieser Sache für ihn lügt?«

Sie sah zwar scheiße aus, hatte aber offenbar unter dem bunten Mop ein funktionierendes Hirn sitzen. Im Gegen-

satz zu den Zellhaufen von Keller und Stein, deren Mentalnavi immer nur eine Richtung kannte, nämlich Gregor als Mörder darzustellen, egal wie.

»Das werden wir herausfinden«, sagte Stein. »Und zwar schnellstmöglich.«

Er wusste es zwar noch nicht, aber dieses Rennen würde er verlieren.

Das *Karpi Diem* befand sich in einem Bunker aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine ganze Menge dieser Betonklötze standen noch störend im Stadtgebiet herum, bis jemand mal auf die Idee kam, die Dinger nicht abzureißen, sondern anderweitig zu nutzen. Es gab Bunker, die zu Wohnhäusern umgebaut worden waren, andere beherbergten Archive oder Probenräume für Musiker. Manche waren hässlicher als andere, aber einen Schönheitswettbewerb würde keiner der Kotzbrocken gewinnen. Auch Karpis nicht.

Karpis Bunker lag halb unter und halb über der Erde und befand sich in einer überraschend guten Lage. Hier musste man keine Angst haben, auf dem Weg zum Samstagabendvergnügen überfallen, ausgeraubt und gelyncht zu werden. Auch deshalb bot der Zappelbunker samstags und sonntags nachmittags Teeniedisko an. Auch in jahrelangen verdeckten Ermittlungen hatten die Sittenwächter es nicht geschafft, Karpi einen Verstoß gegen das Jugendschutzgesetz nachzuweisen. Inzwischen wusste ganz Köln, dass in der Kindertanzstätte tatsächlich kein Alkohol ausgeschenkt wurde. Damit konkurrierte Karpis Kita mit vergleichbar weichgespülten Angeboten der städtischen Jugendzentren oder Pfarrgemeinden. Doch bei Onkel Karpi war es natürlich bedeutend cooler. Da stimmte das Ambiente, und Karpi ließ es sich nicht nehmen, auch zur Pampersdisco die kleinen Scheißer an der Tür von seinen

coolen Rausschmeißern abchecken zu lassen. Karpis Ruf als geheimnisvoller Gangster war die Kirsche auf der Sahnetorte. Sein Laden war immer voll.

Dienstagabends um acht allerdings war Karpis Bunker dunkel und leer. An der Stahltür, auf die ein Scherzkeks die Silhouette eines Mannes gemalt und dann auf die Herzgegend geballert hatte, gab es keine Klingel. Martin und Birgit standen vor der Schießfigur und glotzten dumm. Martin klopfte. Das Geräusch, das seine zarten Griffelknochen auf dem massiven Stahl machten, war schon in fünf Zentimeter Entfernung nicht mehr zu hören. Birgit schob ihn energisch zur Seite und hämmerte mit der Faust dagegen. Schon besser, aber die Reaktion war weiterhin gleich null.

Ich drehte eine Runde im dunklen Club. Die Zappelarena, die Bar und die Lounge waren leer, nur im Vorratsraum war Bewegung. Einige unrasierte, in schwarze Lederjacken und Jeans gekleidete Typen mit Gold am Hals und im Mund stapelten Kisten in eine Ecke, die sie aus einem LKW entluden. Die Beschriftung auf der LKW-Plane und den Kisten war kyrillisch. Die Jungs hatten ihren Job offenbar gerade erledigt, denn sie blickten sich noch einmal im Vorratsraum um, zählten die Kisten nach, die sie gerade gestapelt hatten, nickten sich zu und verpissten sich. Die Feinstaubwolke, die die Karre ausstieß, als sie angelassen wurde, würde am nächsten Tag für fragende Gesichter im Bundesumweltamt sorgen.

Ich beendete meinen Rundflug im Erdgeschoss und sauste runter in den Keller. Karpis Büro lag am Ende eines langen, nur von Notlicht erhellten Ganges. Dort fand ich ihn. Der Chef hatte seinen Ledersessel nach hinten gekippt und pennte. Aus seinem offenen Mund drang ein Gestank, der mich in Schlingerbewegungen versetzte. Mist. Karpi war seit Tagen tot und schimmelte hier

vor sich hin. Ich wollte schon wieder abdrehen, als mich durch die Übelkeit hindurch eine weitere Sinneswahrnehmung erreichte: Die Füße auf dem Schreibtisch zuckten gelegentlich, und bei genauem Hinsehen konnte ich erkennen, dass seine Brust sich hob und senkte. Wenn er tot war, dann gärte es derartig in seinen Eingeweiden, dass das gelegentliche Entweichen der Faulgase den Eindruck von Atemtätigkeit erweckte. Aber was brachte die Füße zum Zucken?

Ich entschied, dass der Typ vermutlich doch noch lebte, und schaute mich im Büro um. Auf dem Schreibtisch standen drei Festnetztelefone. Aha, der fette Karpfen hatte auch kapiert, dass die gute alte Telefonleitung mehr Privatsphäre garantierte als ein unverschlüsseltes Funksignal. Allerdings half mir das nicht weiter, denn die Nummern, unter denen diese Telefone erreichbar waren, standen leider nicht darauf.

Auf dem Schreibtisch lagen Zettel mit Telefonnummern herum, Lieferscheine über Getränke, ein Schreiben vom Finanzamt über Grundbesitzabgaben, ein Rezept für irgendwelche Pillen, deren Namen mir nichts sagte, und eine Visitenkarte von Susanne Hauschild. Genau so eine, wie sie sie Gregor in die Hand gedrückt hatte. Das half mir leider auch nicht wirklich weiter.

Ich wollte bereits aufgeben, als ich das fand, was ich gesucht hatte. Unter dem Tischbein. Eine zusammengefaltete Karte von Karpi. Auch zwielichtige Gestalten haben Visitenkarten. Allerdings stand auf seiner nur KARPI und eine Telefonnummer. Ich konnte dummerweise nur vier Ziffern erkennen. Keine Ahnung, wie viele Ziffern die ganze Nummer hatte, aber vier Ziffern waren immerhin ein Anfang.

Ich beeilte mich, zurück zu Martin und Birgit zu kommen, die wie Maria und Josef am Heiligen Abend aus-

sahen. Ein Mann und eine platzschwangere Frau Hand in Hand vor einer verschlossenen Tür. Nur ohne Esel.

»Ruf ihn an, dann wacht er bestimmt auf«, rief ich.
»Die Nummer ist zwei, drei, fünf, sieben. Festnetz, Köln.«

»Nur vier Ziffern?«

Er tippte sie in sein Handy. Kein Anschluss unter dieser Nummer.

»Die anderen Ziffern konnte ich nicht sehen ...«, sagte ich.

Martin kratzte sich am Kopf.

Birgit linste auf das Display. »Es müssen mindestens sechs Ziffern sein, oder?«

Martin nickte.

»Zweimal die Eins«, sagte Birgit.

Martin wählte. Kein Anschluss unter dieser Nummer.

»Okay, dann noch die dreizehn«, sagte Birgit mit Überzeugung.

Martin zuckte zusammen. »Bitte?«

Birgit grinste. »Schau dir doch mal die Zahlenfolge an. Alles Primzahlen. Zwei, drei, fünf, sieben, elf, dreizehn, siebzehn, neunzehn ...«

Martin versuchte es damit. Der Ruf ging durch. Ich düste zurück in Karpis Höhle. Das Telefon links außen klingelte. Wahnsinn.

Karpi gurgelte, röchelte, hustete, schnaubte und grunzte, aber er rührte sich nicht. Das Klingeln verstummte.

Ich düste zu Martin. »Es war seine Nummer, aber er liegt im Koma. Probier es weiter.«

Jetzt regte Karpi sich, die Füße zuckten wieder, dann die Beine, dann ein Arm. Er öffnete ein Auge einen Millimeter, dann auch das andere. Es dauerte geschlagene fünfzig Sekunden, bis er die fette Hand auf dem Hörer hatte. Das Klingeln hörte auf. Karpi glotzte das Telefon an, dann sammelte er seine ausladende Figur zusammen und

schwabbelte auf die Füße. Er streckte sich, kratzte sich am Sack und erstarrte mitten in der Bewegung, als das Telefon wieder klingelte.

»Wie spät ist es?«, knurrte er in den Hörer.

Ich konnte Martins Antwort nicht hören, weil ich nicht in die altertümliche Muschel hineinkam, die auf Karpi's Ohr klebte, aber offenbar erzählte Martin mehr als nur die Uhrzeit, denn Karpi grunzte ein paar Mal als Antwort, dann patschte er mit seiner Pfote auf einen roten Knopf.

Ich flog Martin und Birgit entgegen, nahm sie an der Tür in Empfang und führte sie durch den leeren Nachtclub zu einer Tür ohne Klinke. Es dauerte einige Minuten, bis die Tür sich öffnete. Es handelte sich um einen Fahrstuhl. Er war leer. Martin blieb verunsichert stehen, aber Birgit hatte kapiert, dass dies eine Einladung war. Sie zog Martin mit sich.

Das Zusammentreffen von Karpi und Birgit war sicher ein Moment, den Birgit ihr ganzes Leben nicht mehr vergessen würde. Sie trat hinter Martin aus dem Aufzug in den halbdunklen Gang. Martin sah das Licht unter der Bürotür, ich konnte ihm bestätigen, dass Karpi dort auf die beiden wartete, sie tasteten sich über den unebenen Betonboden zur Tür, Martin stieß sie auf und machte einen Schritt in das Büro. Hinter ihm trat Birgit über die Schwelle – und sah einen Berg von einem Mann in einem schreiend gelben Satinanzug mit einer Weihnachtsmannmütze auf dem Kopf, deren Bommel lustig blinkte.

Martin ist für diese Art von Spaß wenig empfänglich, aber Birgit hatte Mühe, die Quatschklappe wieder zu schließen.

»Du hast gesagt, du willst deinen Freund, den Kripobullen retten«, sagte Karpi zu Martin. »Mit meiner Hilfe. Du glaubst also an den Weihnachtsmann.«

Birgit prustete los.

Karpi blickte sie todtraurig an. »Lachst du mich aus?«

Birgit schüttelte den Kopf, konnte aber noch nicht wieder sprechen. Sie gluckste weiter.

»Bitte, seien Sie ihr nicht böse. Die Hormone ...«, stammelte Martin, während er seine pummelige Figur vorsichtig vor Birgit schob, um sie vor Karpis möglichem Wutausbruch zu schützen.

»Ihr Bommel blinkt SOS«, japste Birgit. »Das ist mindestens so gut wie die Primzahlen.«

Karpi winkte Martin unwirsch zur Seite, damit er dieses aufgeplusterte Weibchen genauer betrachten konnte. Birgit lächelte ihn freundlich an.

»Du hast die Primzahlen erkannt?«, flüsterte Karpi. »Wie heißt du?«

»Birgit. Freut mich.«

Sie streckte Karpi die Hand entgegen. Karpi blieb sitzen und machte keine Anstalten, die Hand zu schütteln.

»Oh, keine Sorge, das ist nicht ansteckend«, sagte Birgit mit einer Geste auf ihren Bauch.

»Okay.« Karpi streckte ihr seine Pfote entgegen.

Birgits Hand verschwand bis fast zum Ellbogen in Karpis Griffel, aber er schüttelte sie so vorsichtig, als hielte er einen kleinen Vogel zwischen den Fingern.

Martin und ich hatten sprachlos zugesehen, wie Birgit sich mit der Kölner Unterwelt verbrüdete, aber jetzt räusperte ich mich laut.

»Wir haben ein Anliegen«, begann Martin. Dann erklärte er Karpi die Situation.

»Ja, diese Frau war hier«, flüsterte Karpi. Er zog eine Riesenpackung Mäusespeck aus der Schreibtischschublade und bot Birgit davon an. Sie nahm eine der süßen Wabbelmäuse und biss ihr den Kopf ab. Karpi nickte zufrieden.

»Was wollte sie?«, fragte Birgit mit vollem Mund.

Karpi schwieg.

Martin zappelte nervös.

»Okay«, sagte Birgit. Sie hielt den kopflosen Rest der Speckmaus am Schwanz fest. Karpis kleine Augen folgten jeder Bewegung der Maus. Er glich einer trägen Katze, die noch überlegt, ob sie sich ein Spielchen gönnen soll, dabei hatte er eine ganze Tüte von den Dingen. Der Kerl war wirklich nicht ganz richtig im Kopf.

»Fragen wir anders. War Susanne Hauschild hier, weil sie glaubte, dass Gregor Ihren Assistenten erschossen hat?«

Karpi schüttelte den Kopf. Geschätzte fünf Kilo Speck gerieten unter seinem Kinn in Bewegung.

»Hatte ihr Besuch überhaupt etwas mit Gregor Kreidler zu tun?«

Speckschwabbeln.

»Nehmen wir an, Susanne Hauschild wäre hierhergekommen, weil sie eine Information haben wollte über etwas, von dem sie glaubte, dass Sie sich damit auskennen – ohne damit andeuten zu wollen, dass Sie mit diesem Thema persönliche Erfahrung haben, okay?«

Birgit blickte Karpi mit halb geschlossenen Augen an. Karpi nickte. Himmel, die Frau hatte diesen Freak völlig um den Finger gewickelt.

»Um welches Thema ging es?«

Karpi legte die Fingerspitzen vor seinen diversen Kinnen zusammen und kaute auf der Lippe herum. Dann beugte er sich vor – soweit seine Fettrollen es zuließen.

In genau diesem Moment klingelte das mittlere Telefon. Karpi nahm den Hörer mit zwei Fingern auf und hielt ihn sich ans Ohr. Er lauschte und legte ohne Antwort auf.

»Verschwindet«, flüsterte er. »Durch die Tür am Ende des Ganges. Schnell.«

Birgit zuckte zurück, als hätte sie einen Stromschlag bekommen, und Martin sah aus, als bräche er gleich in Tränen aus. Birgit fing sich als Erste wieder.

»Danke für die Maus«, sagte sie, steckte den Rest des weißen Gummitiers in den Mund, so dass nur noch der Schwanz heraushing, und zog Martin mit sich hinaus.

Durch Formel-1-mäßiges Hin- und Herschalten in Lichtgeschwindigkeit verfolgte ich sozusagen gleichzeitig die sichere Rückkehr von Martin und Birgit nach Hause und die Ankunft von Keller und Stein bei Karpi. Dieses Mal trug Karpi keine Weihnachtsmannmütze mit Leuchtbommel. Er saß einfach hinter seinem Schreibtisch und erhob sich auch nicht, als einer seiner Leute die beiden Bullen in sein Kellerverließ führte.

Es gab das übliche Gesabbel zur Begrüßung, bei dem die Bullen abschätzen, ob ihr Gesprächspartner willig oder unwillig ist, dann stellte Stein die Frage nach dem Besuch von Susanne Hauschild.

»Ja, sie war hier«, sagte Karpi.

»Was wollte sie?«

»Eine Ernährungsberatung.«

Kellers Kopf ruckte von der Betrachtung der Einrichtung zu Karpi. Steins Wirbelsäule versteifte sich.

»Wie bitte?«, fragte Stein.

»Ernährungsberatung«, wiederholte Karpi.

»Wollen Sie uns verscheißern?«, nuschelte Keller. Offenbar hatte er wieder etwas im Mund, das zu viel Speichel erzeugte, jedenfalls klangen die Zischlaute in seiner Frage nach Sabber.

»Wieso sollte ich? Sie haben übrigens einen Fleck auf Ihrem Hemd.« Karpi sah völlig entspannt aus.

»Sind Sie Ernährungsberater?«, fragte Stein ernsthaft.

»Weder ausgebildet noch anerkannt«, entgegnete Karpi.

»Aber viele Leute wissen, dass ich etwas von gesunder Ernährung verstehe.«

Der Anblick der in den gelben Satinanzug gestopften Qualle, die mit abgespreizten Armen hinter dem Schreibtisch saß und aus allen Nähten zu platzen drohte, verlieh seinen Worten etwas, äh, Surrealistisches. Ich habe das Wort extra nachgeschlagen.

»Nun ...«

»Sie zum Beispiel essen Fleisch, das kann ich riechen. Das ist nicht gut«, sagte Karpi. Er zuckte die Schultern.
»Aber das müssen Sie selbst wissen. Ich dränge meinen Rat nicht auf.«

Ich dachte an den Gestank, der aus Karpis Mund gekommen war, und fragte mich, was er wohl gegessen haben mochte.

»Frau Hauschild allerdings kam, um Sie um genau diesen Rat zu bitten«, sagte Stein in einem Tonfall, in dem er auch nach Details über den Besuch der grünen Männchen hätte fragen können.

»Genau. Ich lebe vegan.«

»Was ist das denn?«, fragte Keller. Die Sprühtropfchen seiner Zischlaute flogen nur so in Richtung Karpi.

»Ich esse nichts, was von einem Tier kommt. Kein Fisch, kein Fleisch, keine Eier, Milch und so weiter und so fort.«

»Pffft«, machte Keller.

»Warum nicht?«, fragte Stein.

»Ist gesünder«, sagte Karpi. »Haben Sie sonst noch Fragen?«

Keller und Stein stellten ein und dieselbe Frage wieder und wieder, in unterschiedlichen Formulierungen, mal freundlich, mal drohend, aber Karpi blieb dabei, dass Susanne Hauschild ihn aufgesucht hatte, um Tipps für eine gesunde Ernährung zu bekommen. Ich begeierte mich geschlagene

zwanzig Minuten und war in Hochstimmung, als die beiden Düsseldorfser endlich das Weite suchten. Leider hielt meine gute Laune nicht lange an, denn außer der astrein gecheckten Verarsche der beiden Bullen waren wir dem eigentlichen Problem der Lösung um keinen Schritt näher. Gregor war immer noch der Hauptverdächtige, ach, was sage ich, der einzige Verdächtige im Mordfall Susanne Hauschild.

NEUN

Gregor war, wie ich bereits erwähnt habe, der einzige Kerl, den ich absolut hundertprozentig mochte. Wie oft hatte ich mir schon gewünscht, dass Gregor mich hören kann. Wir wären ein geniales »Detek-Team«. Und Gregor würde bestimmt nicht so ein Theater machen mit blöden Benimmregeln und Elektrosmogschutznetz über dem Bett wie Martin, die peinliche Nervensäge. Im Gegenteil. Gregor würde mich nach dem Zipfeln fragen: »Na, wie war ich?« Und ich könnte antworten: »Heute nicht so richtig in Form, aber immer noch besser als James Bond.«

Ich seufzte. Gregor war auf dem Weg in die Hölle und er brauchte meine Hilfe. Deshalb drehte ich keine Runde durch die sommerliche Stadt. Ich ging nicht ins Kino, schaute nicht im Puff nach dem Rechten und düste noch nicht einmal zur Notaufnahme, um eventuell eine andere Seele im Augenblick des Todes zu erhaschen und zu einem kleinen Plausch zu überreden – nein, ich begab mich in den Schrank auf dem Speicher, in dem Martin meinen Laptop deponiert hat.

Mein eigener Laptop war mein Zugang zur Welt. Mit Hilfe des Spracherkennungsprogramms, das Martin auch im Institut zum Diktieren seiner Obduktionsberichte nutzte,

konnte ich den Computer steuern. Ich dachte einen Befehl und schon gehorchte der Rechner. Dazu benötigte ich nur ein kabelloses Headset. Die Schnittstelle, durch die das Headset mit dem Laptop verbunden war, war mein geheimes Türchen in das System.

Natürlich sind lebende Computernerds voll peino. Die hocken zu Hause und chatten über das Wellenmachen, während sie unter dem Tisch Einhandsegeln üben. Bei mir war das anders. Ich hatte keine Schwellkörper mehr, konnte also nicht zipfeln. Ich hatte überhaupt keinen Körper mehr, konnte also auch nicht mehr griffeln, reiben, Zungentango tanzen oder auch nur einer Schnecke ins Ohrchen blasen. Ich hätte also alle Gründe der Welt, meine Nächte vor der Online-Glotze zu verbringen. Tat ich aber nicht.

Okay, die ersten Monate als stolzer Besitzer eines eigenen Computers hatte ich wirklich viel Zeit in den virtuellen Welten verbracht, hatte den Müll konsumiert, der dort angeboten wird, also Formel-1-Rennen gesehen, blöde Filmchen auf YouTube geglotzt oder scharfen Häschen bei allen möglichen Spielereien zugeguckt. Aber selbst das ist auf Dauer total öde. Im Fratzbuch hatte ich mich umgeschaut, aber auch da ging nix wirklich Interessantes ab. Es gab keine Gruppe, die den Diebstahl von vierrädrigen Luxusspielzeugen diskutierte. Da hätte ich einiges an Kenntnissen beitragen können, aber ich hatte Verständnis dafür, dass eine Facebook-Gruppe nicht der ideale Ort für diese Art von Expertendiskussionen war. Alles, was dort sonst so verbreitet wurde, war im Grunde ähnlicher Scheiß wie das Nachmittagsprogramm in der Glotze.

Was mich also an meinem Computer reizte, war bisher hauptsächlich die Möglichkeit, meine Erlebnisse aufzuschreiben. Martin hatte eine Tussi aufgetrieben, die sich

freie Autorin nennt – gibt es denn auch unfreie? – und mittlerweile meine autobiographischen Berichte als ihre Romane ausgibt. Seitdem tourt sie als Promi durch die Welt und verdient die dicke Kohle, während ich in die Röhre gucke. Aber das ist okay, denn ich brauche kein Geld. Und wenn doch, dann habe ich meine eigenen Mittel und Wege, an die nötigen Finanzen zu kommen.

Ich hatte zwar eigentlich keinen Bock, Gregors Geschichte schon aufzuschreiben, weil ich ja noch gar keinen Schimmer hatte, worauf die ganze Sache hinauslief, aber ich begann damit, mir Notizen zu machen. Schrieb die Ereignisse aus den Tagen vor dem Mord an Sahne auf und überlegte hin und her, welchen Grund der Mord an Gregors Ex haben könnte. Kannte man das Motiv, kannte man den Täter. Meist lief das so ab.

Ich kam immer wieder darauf zurück, dass das Motiv entweder im privaten Umfeld zu suchen war oder mit einer Story zusammenhing, der Sahne auf der Spur gewesen war. Über ihr Privatleben wusste ich nur, dass die Soko mal einen Freund mit einem absolut unaussprechlichen Namen erwähnt hatte. Da würde ich mich schnellstens schlaumachen müssen.

Und der Story, an der Susanne dran war, sollten wir ebenfalls folgen. Nur wie? Ihr Laptop war geklaut und das Handy hatte die Kripo Düsseldorf in den Griffeln. Das half mir nicht weiter. Wo ich aktuell nichts anderes zu tun hatte, wäre es aber vielleicht hilfreich, mir noch einmal die letzten Stunden vor Susannes Tod in Erinnerung zu rufen, denn ich hatte sie an dem Freitag, an dem sie ermordet wurde, zumindest kurz gesehen.

25. Juni, 2 Tage vor Gregors Festnahme

Im Altenheim beginnen die Tage früher als in einer durchschnittlichen Bäckerei. Keine Ahnung, wieso, denn die Schrumpfköpfe würden nichts verpassen, wenn sie bis elf in der Falle blieben. Aber nein, pünktlich um halb acht beginnt das Frühstück und dann ist der Speisesaal üblicherweise bereits voll. Manche sind so ungeduldig, dass sie wohl am liebsten mit den Löffeln auf die Teller trommeln würden, aber an jedem Tisch sitzt mindestens eine Spaßbremse, die mit laserwaffenscharfem Blick die anderen in Schach hält. Schade. Ich würde mich abrollen, wenn hier mal Randalie wie im Schullandheim wäre.

Ich war schon vor dem Frühstück da und beobachtete die Vorbereitungen. Die Bewohner der oberen Etagen und des Westflügels waren alle noch mehr oder weniger selbstständig unterwegs. Einige hatten Hilfe beim Anziehen nötig, aber das war schon erledigt, als ich eintrudelte. Die Karawane an schlurfenden, rollenden, schleichenden und staksenden Gruftis erinnerte mich ein bisschen an diese Zombiefilme, in denen Mumien zum Leben erwachen und als Gruselarmee über die Leinwand schluffen. Hier schlufften sie in den Speisesaal, um Haferbrei, weichen Eiern und krustenlosem Weißbrot zu einem rasanten Rutsch durch die Darmröhren zu verhelfen.

In entgegengesetzter Richtung waren die Weißkittelwichtel unterwegs, die den Bettwärmern, die nicht mehr aus der Falle kamen, ihr Frühstück brachten. Mal in Form von Suppen, Brei oder Weißbrotwürfeln, die aussahen, als wären sie vorgekaut, mal in Form von Infusionsbeuteln.

In der Giftküche war der Hausapotheker Krämpel damit beschäftigt, Pillendöschen zu befüllen. Er arbeitete DIN-A4-Blätter ab, auf denen jeweils oben der Name des Dinosauriers stand und dann Angaben darüber folgten, wer wann welche und wie viele Pillen zu nehmen hatte.

Wofür diese ganzen Pillen, Tropfen und Arschbomben sein sollten, war mir nicht klar, denn mit den Handelsbezeichnungen legaler Drogen kannte ich mich nicht aus. Nur bei den Pillen, die in der Tageszeitentabelle bei zweiundzwanzig Uhr standen, vermutete ich einfach mal, dass es Schlaftabletten sein könnten.

Eine von den Weißgekleideten kam, nahm den Rollwagen mit den fertigen Pillendosen in Empfang und verteilte die Chemiebomben im Haus. Wäre doch lustig, die Dosen mal zu vertauschen. Oder mindestens die Tageszeiten durcheinanderzubringen. Dann würden beim Frühstück etliche graue Lockenköpfchen vor Müdigkeit in die Müslischale platschen und nachts wäre Party auf den Fluren. Aber leider sah die Tussi, die die Pillendosen verteilte, nicht so aus, als hätte sie Humor. Verbissen und mit hängenden Mundwinkeln spielte sie die Hauspost für Arzneimitteljunkies, knallte jedem Rest-Ager seine Ration Chemieglück auf den Nachttisch und zog weiter. Die Sonne schien von einem wolkenlosen Himmel, es war noch nicht einmal neun Uhr, und ich war schon so deprimiert, dass ich am liebsten selbst eine Überdosis Schlafpillen gefressen hätte. Zu meinem Glück war das unmöglich.

Wenn schon kein seliges Koma, brauchte ich wenigstens eine kurze Pause und flog in den Park. Ich machte eine Zeit lang Wettrennen gegen die Eichhörnchen, versuchte, die Enten zu ärgern, die sich in dem brackigen Tümpel in der Mitte der Rasenfläche niedergelassen hatten, und flog durch Mückenschwärme, ohne gestochen zu werden. So langsam kam meine Stimmung aus dem Keller wieder an die Oberfläche und ich gondelte zurück in die Seniorensammelstelle, wo unerwartete Hektik herrschte.

Eine Girlande mit dem Schriftzug »Herzlich Willkommen« war in der Eingangshalle aufgehängt worden. Die

Buchstaben sahen aus, als hätte die Handarbeitsgruppe der Kriegsblinden sie gebastelt. Umkränzt waren die Worte mit ebenfalls selbst gebastelten Schmetterlingen, deren Flügel aus Draht gebogen und mit Nylonstrümpfen überzogen waren. Es gab also Schmetterlinge in rüstigem Beige und schweinischem Rosa und die ganz exotischen Falter waren gemischtfarbig.

Die Eingangshalle füllte sich nach und nach mit mehr und vor allem weniger rüstigen Senioren, die mit den unterschiedlichsten Fortbewegungshilfen heranschlurften. Vom Parkplatz schlenderten Ortsfremde herein, die mit Notizblöcken und Stiften, Fotoapparaten oder umgehängten Mikrofonen eindeutig als Vertreter der Medien zu erkennen waren. Sie nahmen direkten Kurs auf die Ausgabetheke der Cafeteria, wo sie mit Kaffee versorgt wurden.

Fleißige Hände trugen einen Mikrofonständer herbei, und ein zotteliger Typ, den ich mir eigentlich eher an einer Steeldrum als mit einer Bettpfanne unterm Arm vorstellen konnte, steckte Stecker in Lautsprecher, die auf Stangen mit Dreifuß standen. Einen ordentlichen Bass würden diese Dinger nicht rüberbringen, das war klar.

Um Punkt zehn Uhr fuhr eine Stuttgarter Nobelschleuder mit Kölner Nummernschild vor, parkte pedantisch ein und entließ einen Mann in einem blauen Anzug mit Krawatte. Ich musste ein Gähnen unterdrücken, ein Reflex auf Allerweltsgesichter auf Allerweltskörpern in blauen Anzügen mit Allerweltskrawatten.

Der Langweiler schloss im Gehen den mittleren Knopf seines Jacketts, strich sich mit der Hand über die ordentlich gescheitelten, mittelbraunen Haare und rückte seine randlose Brille zurecht. Er wurde gleich an der Tür von der Heimleiterin abgefangen und mit ekstatischem Händeschütteln begrüßt.

Ein Gong schallte durch das ganze Haus und aus allen Ecken kam weiteres Publikum angeschlappt, diesmal sogar die fleißigen Hände aus der Küche und zwei Tussen aus den Verwaltungsräumen. Und auch der Stirnfalten-träger aus der Hausapotheke trug zur Vergrößerung der Zuschauerschar bei. Die Heimleiterin Dr. Wenger höchstpersönlich führte den Langweiler in die Eingangshalle und stellte ihn neben das Mikro. Dann wartete sie, bis das Fußescharren beendet war, überprüfte mit einem scharfen Blick, ob auch alle Untergebenen ihrem Ruf Folge geleistet hatten, und räusperte sich, bevor sie das Wort ergriff.

In die langweilige Ansage hinein betrat Susanne Hauschild die Halle, stahl damit der Heimleitung die Schau, drängelte sich gleich nach hinten durch und heuchelte Interesse, als der Anzug an das Mikro trat. Mist, jetzt hatte ich die Erklärung verpasst, wer der Langweiler war.

»Guten Morgen, liebe ...« Er zögerte.

Muppets, dachte ich, aber selbst wenn ihm genau das auf der Zunge gelegen hatte, schluckte er die Anrede hinunter.

»Meine Damen und Herren, ich freue mich, fast auf den Tag genau ein Jahr nach meinem ersten Besuch bei Ihnen wieder hier zu sein.«

Die Schreiberlinge schrieben, die Fotografen schossen ihre Fotos und die Fuzzis vom Lokalradio langweilten sich. Sie würden dem Kerl ihre Mikros nach der offiziellen Rede in den Hals schieben.

»Vor einem Jahr hat die Weiz Pharma AG ein Projekt ins Leben gerufen, das alte und junge Menschen zusammenbringen sollte zum gegenseitigen Nutzen.«

Aha, der Typ war der, der die Klassenschweine mästete.

»Der Erfolg hat unsere kühnsten Erwartungen übertroffen.«

Ich konnte dem einschläfernden Gesabbel nicht folgen, ohne sofort ins Koma zu fallen, daher schaute ich mich lieber um. Die Hälfte der Zuhörer schlief, die andere Hälfte nestelte an den Hörgeräten herum. Ob sie sie lauter stellen oder abschalten wollten, konnte ich nicht erkennen.

Ich überlegte gerade, ob ich ins nächstgelegene Beredigungsinstitut düsen sollte, denn selbst dort musste es lebendiger zugehen als hier, als mir eine Bewegung im Hintergrund auffiel. Sahne schob sich langsam und unauffällig in Richtung Treppenhaus. Ich folgte ihr in den ersten Stock und in die Hausapotheke. Sie griff sich den Ordner mit den Medikamentenverordnungen, kopierte einen ganzen Schwung davon und sortierte mit zitternden Händen die Originale wieder ein. Sie nahm einen weiteren Ordner aus dem Schrank, kopierte wieder mehrere Seiten, die im Prinzip so aussahen wie die ersten, stopfte alle Kopien in ihre Tasche, prüfte, ob die Luft rein war, und verließ die Giftküche.

Wäre ich ihr direkt gefolgt, hätte ich wahrscheinlich gar nicht gesehen, dass sie beobachtet wurde. Da ich aber wissen wollte, welche Aufschrift der zweite Ordner trug, blieb ich noch kurz in dem Zimmer zurück. Leider hatte die gute Frau den Ordner wieder an seinen Platz im Schrank gestellt und die Tür geschlossen. In einem geschlossenen Schrank ist es dunkel wie im Elefantenarsch, daher sah ich gar nichts. Ich folgte Sahne also mit Verspätung und bemerkte nur aus diesem Grund die Person, die sich aus der Mauernische löste und Gregors Ex hinterherblickte. Den platinblonden Stoppelschopf hatte ich hier schon gesehen, er gehörte einem Perlhuhn von höchstens dreizehn Jahren, das ich für eine der hilfswilligen Schülerinnen gehalten hatte.

Kein anderer Schüler trieb sich um diese Uhrzeit hier herum. Kein anderer Schüler in Köln war vermutlich über-

haupt schon aufgestanden. Nur die Platine war hier. Warum? Und warum beschattete sie Susanne Hauschild, die ihrerseits in der Giftküche herumspionierte?

30. Juni, Tag 3 nach Gregors Festnahme

Katrin durchlief die Prozedur an der Gefängnisporde und saß endlich im Besuchszimmer, das nicht wie in amerikanischen Filmen mit schusssicherem Glas zwischen *in* und *out* getrennt war. Der Raum war einfach ein ganz normaler Raum. Gut, nicht ganz normal, denn die Überwachungskameras hingen sichtbar in den Ecken. Das rote Licht war aus, was mich nicht weiter beeindruckte. Ich hatte selbst oft genug kleine Verdrahtungskorrekturen an Sicherungssystemen durchgeführt, um zu wissen, dass ein rotes Licht nichts mit der Aufnahmefunktion zu tun hat.

Katrin hatte die Kameras auch gesehen, interessierte sich aber nicht für sie. Sie war blass und kaute am Nagel ihres linken Daumens.

Dann kam Gregor. Er wurde von einem Schließer in den Raum geführt und trat ein, wie er es gelernt hatte. Immer schön Abstand von dem Typ mit den Schlüsseln halten. Vor der Tür warten, durchgehen, weitergehen, wieder warten. Eineinhalb Meter war das Maß, in dem hier gemessen wurde, denn in diesem Abstand kann der Häftling dem Vollstrecker nix tun. Jedenfalls nicht aus dem Stand.

Katrin sprang auf.

Gregor trat wieder zurück und stand damit direkt an der Tür. Seine Miene war undurchdringlich. Katrin machte einen zögernden Schritt auf ihn zu. Gregor hob die Hand.

Katrin stoppte, als sei sie gegen eine Wand gelaufen.

»Warte nicht auf mich«, sagte Gregor. Seine Stimme klang wie das Röcheln eines defekten Anlagers.

»Wie bitte?«, stammelte Katrin.

»Bis ich hier wieder rauskomme, kannst du schon erwachsene Kinder haben und dir überlegen, wo du deine Silberhochzeit feiern willst.«

Katrin schwankte. »Gregor, was soll der Scheiß?«

»Es tut mir leid.« Gregor drehte sich um, ließ das Herumschlüsseln über sich ergehen und verschwand.

ZEHN

Ich war genauso geschockt wie Katrin, hing noch einen Moment bei ihr herum, aber dann folgte ich Gregor. Er ging schnurstracks in seine Zelle zurück, setzte sich, stützte die Ellbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände und – heulte. Die Tränen liefen an den Unterarmen herunter, die Schultern zuckten, aber ich hörte keinen Laut. Nach zehn Minuten putzte er sich die Nase, legte sich hin und pennte ein. Mit einem miesen Gefühl verließ ich ihn wieder. Hier konnte ich vorerst nichts ausrichten.

Trotz der Stippvisite in Gregors Zelle kam ich immer noch vor Katrin im Institut an. Martin sabbelte einen Bericht in seinen Computer und war natürlich sauer, dass ich ihm dazwischenquatschte. Er setzte zu einem Grundsatzdampfgeplauder über die Wichtigkeit gemeinsamer Regeln und deren Einhaltung an, aber als ich ihm berichtete, was im Knast passiert war, vergaß er seinen Ärger. Er fragte drei Mal nach, ob ich sicher sei, auch alles richtig verstanden zu haben, ob Gregor nicht noch irgendetwas gesagt hätte, das das Gesagte relativiere, ob ...

»Martin, er hat Katrin weggeschickt. Für immer. Und zu dem Mord an Sahne hat er sich nicht geäußert. Wir müssen dringend etwas unternehmen.«

Martin saß an seinem Schreibtisch und rührte sich nicht.

»Martin! Aufwachen! Wir müssen ...«

»Gregor wird seine Gründe haben«, flüsterte Martin.

Das verschlug mir die Sprache.

»Wir sollten abwarten, was die Kripo Düsseldorf herausfindet«, fuhr er fort. »Das sind Profis, die kennen ihr Geschäft. Sie werden die Wahrheit aufdecken.«

Es mag sein, dass meine Karriere als Autoknacker mein Verhältnis zu Autoritäten negativ beeinflusst hat oder dass dieses Verhältnis schon vorher gestört war und ich deshalb auf die andere Seite des Gesetzes gewechselt habe, aber auf jeden Fall war meine Einschätzung der Situation mal wieder das totale Gegenteil von Martins. Die Düsseldorf-Kripo würde Gregor zu Lebenslang verknacken, weil er selbst keinerlei Anstalten machte, sich zu verteidigen. Seine einzige Chance waren wir. Genauer gesagt: ich. Nur dass ich ohne Martin mundtot war.

Das Problem war mir nicht unbekannt, es ist die große Tragödie meiner aktuellen Existenz, aber meine Erfahrung hatte mich gelehrt, dass ich Martin schon noch zur Mitarbeit überreden würde. Die Frage war, ob er freiwillig kooperierte oder erst unter Zwang. Beides war mir gleich. Allerdings musste ich zunächst mal einen Plan haben, wie ich Gregor aus dem Knast holen würde, und genau da lag das Problem. Ich hatte nicht den Schimmer einer Ahnung, wie ich einen Mordverdächtigen, der sich selbst nicht die geringste Mühe gab, seine Unschuld zu beweisen, aus den Fängen der hirnlosesten Bullen seit Erfindung des Tatorts befreien sollte.

Ich schaltete mich nach Hause, schimmelte ein bisschen in meinem Schrank herum, aber mir fiel beim besten Willen keine geniale Strategie ein. Mir fiel noch nicht einmal überhaupt eine Strategie ein. Aus lauter Frust gab ich meine Einsamkeit auf und besuchte Birgit in der Wohnung.

Sie sah genau so aus, wie ich mich fühlte. Irgendwie getrieben, aber ohne Ziel. Sie knabberte eine Möhre, zupfte an diversen Mobiles im Kinderzimmer herum, machte ein paar gymnastische Übungen gegen die Rückenschmerzen, unter denen sie neuerdings häufig litt, und vermittelte mir eindeutig das Gefühl, dass sie sich selbst nicht ertragen konnte. Und sich langweilte.

Und dann hatte ich eben doch einen Einfall. Und zwar einen absolut genialen.

Ich düste in meinen Schrank, warf den Laptop an und erstellte einen kostenlosen E-Mail-Account auf den Namen *Geist der Wahrheit*. Dann buchte ich von der Kreditkarte eines Anlageberaters, der längst in den Knast gehört hätte, den ich aber nicht verpfiß, damit ich weiter seine Kreditkarte benutzen konnte, einen satten Betrag zu meinen Gunsten auf den Account.

Das mit den Geldgeschäften ist ziemlich einfach, da ich jederzeit Leute beim Homebanking beobachten kann. Ich lese ihre Kontonummer und PIN vom Bildschirm ab und checke ihre TANs. Am besten sind diejenigen Transaktionscodes, die die Bank auf Papier verschickt. Manche Leute lassen diese Listen offen auf dem Schreibtisch herumliegen. Zum Thema Datensicherheit könnte ich inzwischen etliche Bücher schreiben, aber da wäre ich ja schön blöd. Mir war der lockere Umgang mit sensiblen Daten nur recht, denn auf diese Weise hatte ich Zugriff auf mehrere Konten.

Trotz Krise gibt es immer noch Leute mit richtig viel Kohle. Die tätigen so häufig Überweisungen für den ganzen Schwachsinn, den sie im Internet bestellen, dass sie Beträge unter tausend Euro auf ihren Bankauszügen gar nicht mehr prüfen. Ich kannte etliche von ihnen und hatte mir inzwischen einen Pool von Idioten angelegt, deren

Konten ich regelmäßig nutzte, um einzukaufen oder, wie gerade in diesem Fall, um Geld auf einen E-Mail-Account zu buchen, mit dem ich dann auch kostenpflichtige Dienste des Providers nutzen konnte. Zum Beispiel SMS.

Ich schrieb also eine SMS an Birgit: *Gregor braucht Hilfe. Machst du mit?*

Ich las die Nachricht noch einmal. Überlegte. Wenn ich Birgits Gemütszustand richtig einschätzte, dann hatte sie das Warten aufs Christkind langsam satt und kam um vor Langeweile. Vielleicht ließ sie sich ja von der Aussicht auf eine sinnvolle Beschäftigung locken. Und was wäre sinnvoller, als Gregor aus dem Knast zu holen?

Martin würde toben. Aber das war mir egal. Ich sagte »senden« und düste in die Wohnung. Birgits Handy gab den Empfang einer SMS bekannt. Es hatte funktioniert!

Birgit setzte die Kaffeetasse ab, starrte auf ihr Handy und verschluckte sich. Seit wann trank sie eigentlich wieder Kaffee? Offenbar war nicht nur ihre Hirntätigkeit zurückgekehrt, sondern auch der Ungehorsam gegenüber Martins Ernährungsregeln. Es lebe die Revolution!, schrie ich begeistert, aber leider konnte Birgit mich nicht hören. Während sie hustete, Milchkaffee ihr aus dem Mundwinkel und der Nase lief und sie ins Bad raste, um den Rest mit Hochdruck in die Badewanne zu spucken, gratulierte ich mir zu meiner genialen Idee.

Birgit hatte mit ihrer Kaffeexplosion die ganze Wand hinter der Wanne vollgesprüht und duschte die braune Brühe mit kaltem Wasser ab. Dann wusch sie sich die letzten Tropfen aus dem Gesicht und watschelte zurück in die Küche. Sie nahm das Handy und starrte ungläubig darauf. Dann antwortete sie.

Wer bist du?

Ich gebe die folgende Unterhaltung im Schnelldurch-

gang wieder, ohne Sie damit zu langweilen, dass ich mich zwischen meinem Schrank und der Küche hin und her schaltete, um hier zu schreiben und dort Birgits Gesichtsausdruck zu sehen:

Gregors bester Freund.

Dann müsste ich dich kennen.

Wir kennen uns.

Wie heißt du?

Ich zögerte. Sollte ich ihr meinen echten Namen sagen? Was, wenn sie zu Martin lief und ihn fragte, wer dieser Pascha sei? Er würde nie wieder mit mir sprechen. Andererseits war es sowieso beschauert, dass er Birgit seinen engsten Freund verheimlichte. Vielleicht hätte diese Sache also noch einen zusätzlichen Nutzen, wenn er ihr endlich reinen Wein über mich einschenken müsste. Also verriet ich ihr meinen Namen.

Pascha.

Ich will mit dir sprechen.

Geht nicht. Nur SMS.

GNGN

Häh? Was war das denn? Ich grübelte kurz, kam aber nicht drauf. Natürlich weiß ich, dass es inzwischen Trillionen von blöden Abkürzungen gibt, die sich die Leute simsens, aber es gibt eben coole Kürzel und es gibt Tussenkürzel. Unter Autoknackern werden keine Tussenkürzel verwendet, daher war ich in dieser Sprache ungeübt. Ich schickte also meine Antwort in Klardeutsch zurück.

??????????

Geht nicht gibt's nicht.

Na klar, warum bin ich nicht gleich drauf gekommen?

In diesem Fall schon.

Ich saß in meinem Schrank und wartete. Keine Antwort. Ich düste in die Küche. Birgit starrte auf meine Nachricht. Sie streckte schon die Hand zum Festnetztelefon aus, ver-

mutlich, um Martin anzurufen, also schaltete ich mich zurück an meinen Laptop und schrieb:

Kein Wort zu Martin.

Ich raste zu Birgit und sah, wie die Hand noch eine Zeit lang über dem Telefon schwebte, dann zog sie sie zurück und setzte sich wieder an den Küchentisch.

Was kann ich tun?, war ihre nächste Frage.

Na, also.

Es war Martin zuzutrauen, dass er mich mit totaler Missachtung strafen würde, wenn er erfuhr, dass ich Birgit nicht nur kontaktiert hatte, sondern sie auch noch für die Befreiung von Gregor einspannte, also müsste ich Birgit zum Stillschweigen verpflichten. Keine Ahnung, wie lang das funktionieren würde, aber Hauptsache, es ging jetzt erst mal los mit Gregors Rettung.

Sahnes Privatleben erkunden, schrieb ich. Dann folgten genauere Anweisungen.

Birgit zog sich um, was inzwischen eine sportliche Herausforderung darstellte, da sie ständig um diesen riesigen Kugelbauch herumgrätschen musste. Sie packte einige Kekse, Äpfel, Möhren und Schokoriegel ein, stieg in ihr BMW Cabrio und fuhr zu der Adresse, die ich ihr genannt hatte.

Die Wohnung von Sahne war noch versiegelt, aber das störte uns nicht. Birgit suchte die Nachbarn, die laut Polizeibericht neugierig genug waren, dass sie Gregor am Tag der Tat vor der Haustür gesehen und sich sogar sein Nummernschild gemerkt hatten.

Sie brauchte nicht lang zu suchen. Auf meine Anweisung hin klingelte sie bei Susanne Hauschild. Fast umgehend wurde ein Fenster eine Etage unter Susannes Wohnung geöffnet. Ein verlängerter Rückspiegel, wie Familienvans mit Wohnanhänger ihn auf den Kotflügel montierten, wurde

herausgehalten. Birgit blickte hoch und über den Spiegel direkt in das runzlige Gesicht einer alten Frau.

»Zu wem wollen Sie denn?«, fragte die Türwächterin.

»Zu Susanne. Wir sind verabredet. Wir haben uns Jahre nicht gesehen, aber ...«

»O mein Gott, Liebes, haben Sie es denn nicht gehört?«

Birgit stellte sich blond. Ich meine, sie stellte sich doof. Blond ist sie ja, aber davon sollte man sich nicht täuschen lassen.

»Frau Hauschild ist tot. Umgebracht!«

Birgit legte sich eine Hand auf den Bauch, die andere über den Mund und ließ sich gegen die Tür sinken. Hey, das sah nicht gut aus. Hatte ich sie etwa mit meiner Aktion überfordert?

»Kindchen, Sie werden doch jetzt nicht hier zusammenklappen? Warten Sie, ich mache Ihnen die Tür auf. Kommen Sie hoch, in dem Zustand kann ich Sie nicht allein lassen.«

Birgit schaute wieder hoch zum Spiegel und nickte matt. Sobald der Spiegel verschwunden war, streckte sie den Rücken durch und grinste zufrieden.

Frau Berger, wie ich dem Türschild entnehmen konnte, nahm Birgit in Empfang und führte sie zum Sofa. Während die alte Frau ein Kissen für den Gast aufschüttelte und ihr in den Rücken stopfte, ließ Birgit ihren Blick durch das Zimmer schweifen. Die Berger huschte in die Küche, offensichtlich um ein kühles Getränk zu holen. Mit dem Kissen im Rücken blieben Birgit vielleicht zwanzig Zentimeter Platz auf dem Sofa, also zertrte sie das Kissen wieder weg und lehnte sich richtig an. Ihren Rundumblick hatte sie dabei nicht unterbrochen.

Die Tapete musste geschätzte hundert Jahre alt sein, die Schwarz-Weiß-Fotos darauf nur wenig jünger, und auf je-

der waagerechten Fläche standen Porzellanfiguren, Sammel-tassen oder Fotos in silbernen Rahmen. Die Lehnen des Sofas waren mit Häkeldeckchen belegt, weitere dieser Spitzenfummel zierten den Couchtisch, den Esstisch, die Fensterbank und sogar den Fernseher. Das Häkeldings auf dem Fernseher hing so weit ins Bild, dass ich mir vor-zustellen versuchte, wie James Bond mit einer Häkeldeck-chenmütze aussah, aber vermutlich sah die Scheintote nur Sendungen, zu denen Spitzendeckchen passten. Die Sing-drosseln von der Foltermusik-Fraktion trugen so was ja gerne vor dem Latz, da fiel der Mopp auf dem Kopf nicht weiter auf.

Die Dame des Hauses war wieder zurückgekehrt mit einem Glas Wasser in der Hand.

»Nun trinken Sie erst mal etwas. Nehmen Sie vielleicht auch ein Likörchen? Das beruhigt die Nerven.«

Birgit schüttelte den Kopf. »Keinen Alkohol, danke. Mir reicht das Wasser.«

Die Enttäuschung war der Alten deutlich anzusehen, aber sie lächelte tapfer, holte ein winziges Häkeldeckchen aus einer Schublade ihres Eichenschanks und stellte das Wasser vor Birgit auf den Couchtisch. Sich selbst versorgte sie mit einem Likörchen.

»Tja, also ...«, begann sie.

Ein Handyläuten unterbrach sie. »Moment, bitte.«

Frau Berger setzte sich eine riesige Brille auf die Nase, fummelte ein iPhone 4 aus der sackartigen Tasche ihrer violetten Strickjacke und las mit gekrauster Nase die SMS.

Ich war natürlich neugierig, was die Alte da für eine Nachricht bekommen hatte, und las mit: *gib mir deckung*, stand da. Sie antwortete mit *5 euro*. *Wucher*, kam zurück. Nach einer Minute wieder eine Nachricht: *ok*. Lächelnd steckte sie das Gerät weg.

»Der Enkel«, sagte sie und zeigte auf eins der Fotos im Regal. »Früher habe ich ihm Geld zugesteckt, aber seit er jobben geht, bessert er meine Rente auf. Meine Tochter hat ihm das Arbeiten verboten, solange seine Noten so schlecht sind, aber der Junge will Geld verdienen. Ich gebe ihm ein Alibi, er zahlt dafür. So ist allen gedient.«

Ich wüsste zu gern, bei welchem Job der Typ so viel Geld verdiente, dass es ihm fünf Euro wert war, wenn Oma ihn nicht bei Mutti verpfißt. Frau Berger erhob das Likörgläschen:

»Aber jetzt: Auf Frau Hauschild! Möge ihre Seele Frieden finden.«

Sie kippte das Likörchen in einem Zug hinunter und goss sich ein zweites ein.

»Woher kennen Sie sich denn?«, fragte sie.

»Von der Uni ...«, sagte Birgit. Sie sollte vage bleiben, hatte ich ihr eingeschärft. »Aber bitte, was ist denn passiert?« Viele Fragen stellen, damit die Alte gar nicht zum Nachdenken kommt. Birgit hielt sich an den Rat.

»Frau Hauschild wurde erwürgt. Am Freitagabend. Die Polizei war hier, zwei Herren, der eine sah ja sehr ungepflegt aus, der ist bestimmt nicht verheiratet. Der andere dagegen ...«, sie schmatzte mit den faltigen Lippen, »das war ein Hübscher. Der ähnelte ein bisschen dem Volksmusiksänger, den kennen Sie bestimmt. Der mit den dunklen glatten Haaren. Er war nur ein bisschen, nun, wie soll ich sagen ... kühl.«

Sie kippte sich ein weiteres Likörchen in den faltigen Hals. »Oder arrogant.«

»Konnten Sie der Polizei denn helfen?«, fragte Birgit.

»Ich habe den Mörder gesehen! Himmel, wenn ich daran denke, dass es genauso gut mich hätte treffen können.«

Schwupps, das nächste Gläschen auf den Schreck.

»Es klingelte bei Frau Hauschild an der Tür, das war

kurz vor der Tagesschau. Ich höre das Läuten sehr gut, weil im Badezimmer die Lüftung in einem gemeinsamen Schacht verläuft. Ich hab dann zum Fenster rausgesehen – man will ja schon gerne wissen, wer so alles ins Haus kommt –, jedenfalls habe ich da den Mann stehen sehen.«

Sie gab eine ziemlich zutreffende Beschreibung von Gregor – zumindest, wenn man ihn aus einem Fenster im ersten Stock durch einen Spiegel beobachtet.

»Als niemand öffnete, zog er ein Handy aus der Tasche und rief eine Nummer an. Offensichtlich erreichte er niemanden. Und dann ging er weg.«

»Aber dann kann er sie doch nicht umgebracht haben«, sagte Birgit.

»Er kam ja wieder. Später hat es noch einmal geklingelt, das war wieder er. Und dann, und das habe ich auch den Herren von der Polizei gesagt, dann ging er hinten um das Haus herum.«

»Was kann er denn da gewollt haben?«

»Vielleicht wollte er hinten hochrufen. Ich weiß es nicht. Auf dieser Seite hat meine Wohnung keine Fenster.«

»Und aus der Wohnung, konnten Sie da etwas hören?«, fragte Birgit. »Wo doch der Lüftungsschacht so hellhörig ...«

Frau Berger sackte zusammen. »Das war ja das Komische. Ich habe aus ihrer Wohnung nichts gehört, nachdem sie nach Hause gekommen ist. Sonst schaltet sie als Erstes das Radio ein, einen grässlichen Sender mit furchtbarer Musik. Aber am Freitag kam sie nach Hause, knallte wie immer die Wohnungstür zu, dass alle Wände wackelten, und dann ...«

Birgit war auf die vorderste Kante der Couch gerutscht. »Dann?«, half sie nach.

»Dann nichts mehr.«

»Und das haben Sie der Polizei auch gesagt?«, fragte Birgit.

Frau Berger überlegte. Sie überlegte so lang, dass sie zwischendurch noch ein Likörchen kippen konnte. Dann blickte sie Birgit mit schräg gelegtem Kopf an. »Ich bin mir nicht sicher, ob jemand danach gefragt hat.«

Birgit ließ sich zurücksinken und nippte an ihrem Wasser.

»Wie schrecklich«, murmelte Birgit. Ich hatte den Eindruck, dass sie nicht recht wusste, wie sie auf Sahnés Privatleben zu sprechen kommen sollte, aber dann gab sie sich einen Ruck und fiel mit der Tür ins Haus.

»Kennen Sie eigentlich den Freund von Frau Hauschild? Er soll ja eine Kneipe haben ...«

Die Info hatte ich Birgit gesteckt, wenn ich auch den Namen, den ich bei der Soko gehört hatte, nicht mehr wusste. Irgendwas mit Agathe. Aber war das nicht ein Frauenname? Ich musste mich wohl getäuscht haben.

»Ein Grieche, aber sonst ganz nett. Er hat jedenfalls freundlich begrüßt und ein paar Mal meine Einkaufstasche hochgetragen.«

»Wissen Sie, wie er heißt? Oder wie seine Kneipe heißt? Ich würde gern mit ihm sprechen.«

Frau Berger half ihrem Gedächtnis mit einem Likörchen auf die Sprünge, aber dann schüttelte sie den Kopf. »Diese Kneipe muss im Belgischen Viertel sein, aber wo genau, weiß ich leider nicht.«

Na, da würden Martin und ich mal auf eine kleine Sauf-tour gehen müssen, dachte ich bei mir. Unsere letzte Kneipentour hatte an meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag stattgefunden, war also fast genau ein Jahr her. Zeit für eine Wiederholung. Nur dass wir dieses Mal ein ganzes Viertel abchecken mussten. Martin würde zwölfmal hintereinander Kamillentee oder Stilles Wasser bestellen, ich

würde mich entsprechend häufig nach einem kalten Bier sehnen. Von härteren Sachen und heißen Weibern gar nicht zu sprechen ...

Ich hatte den Faden verloren, aber offenbar nichts Wichtiges verpasst.

»...wie schade, dass Sie sie jetzt knapp verpasst haben«, sagte die Nachbarin schon mit leicht schleifender Zunge und hob ihr Gläschen auf das Wohl der Verblichenen.

Ich bewunderte die schöne Formulierung für einen ziemlich unschönen Mord und die Standhaftigkeit der Leber dieser kleinen Person.

»Seit ihr Vater im Heim ist, hat sie sehr viel Zeit dort verbracht. Er soll ja nicht mehr richtig ticken.« Frau Berger machte mit dem Finger eine kreiselnde Bewegung an der Schläfe. »Schlimm, so was.«

Sie trank ein Likörchen, vermutlich als Medizin gegen so was.

»Was passiert denn jetzt wohl mit der Wohnung?«, fragte Birgit. »Wer kümmert sich darum? Der Freund?«

Frau Berger unterdrückte ein Bäuerchen und zuckte die Schultern. »Ich glaube eher nicht, er hat nicht einmal einen Schlüssel. Wenn Frau Hauschild also mal nicht da war, habe ich mich um die Pflanzen gekümmert. Der Vater fällt auch aus. Ehrlich, Kindchen, ich weiß gar nicht, was in so einem Fall passiert. Vermutlich wird der Vermieter alles wegwerfen.«

Dein Einsatz!, schrie ich Birgit zu. Das ist unsere Chance!

Birgit schüttelte den Kopf, aber natürlich nicht als Antwort auf meine Aufforderung, denn die konnte sie ja nicht hören. Ich vermutete, dass sie damit ihr Bedauern über die angekündigte Vernichtung von Susannes persönlichen Habseligkeiten zum Ausdruck bringen sollte.

»Haben Sie etwas zu schreiben? Ich würde Ihnen gern

meine Telefonnummer geben. Wenn die Polizei die Wohnung freigibt, werde ich mich darum kümmern. Das ist ja das Mindeste, was ich noch für Susanne tun kann.«

JA! Birgit war einfach unschlagbar clever!

Frau Berger zwinkerte eine Träne aus dem Augenwinkel und legte eine Hand auf Birgits Arm. Dann erhob sie sich, musste sich kurz festhalten, um das Gleichgewicht zu finden, und brachte Birgit einen Block und einen Stift. Birgit schrieb ihre Handynummer auf. »Auch wenn Ihnen noch etwas einfällt, rufen Sie mich an, ja?«

Frau Berger nickte mit schwerem Kopf.

In der Tür drehte Birgit sich noch einmal um.

»Wenn nun aber Frau Hauschilds Mörder schon in der Wohnung auf sie wartete?«, fragte Birgit. »Haben Sie vielleicht vorher jemanden gesehen?«

Die Schnapsdrossel, deren Atem inzwischen eine Gefahr für Birgits ungeborenes Kind darstellte, nickte heftig. »Hier ging es den ganzen Tag zu wie im Taubenschlag. Die junge Frau unter dem Dach ist am Freitag eingezogen.«

Ich ließ mir von Birgit ihren Besuch haarklein berichten – per SMS, was natürlich sehr umständlich war. Sie wollte mich anrufen, aber das ging ja leider nicht. Ich lobte ihren Einsatz, ihre Cleverness und wollte sie am liebsten gleich weiterschicken ins Heim zu Susannes Vater, aber es war schon zu spät. Immerhin war Mittwoch und dieser Tag stand seit Wochen ganz im Zeichen der Geburtsvorbereitung.

In der ersten Zeit war ich mitgegangen, um Martin beizustehen, denn außer ihm gab es nur noch einen weiteren Mann in dem Kurs. Die anderen Schwangeren kamen entweder allein oder brachten ihre beste Freundin mit. Martins Kollege war ein Banker, der ständig rausrannte, um zu telefonieren, weshalb er nach der vierten Woche

aus dem Kurs entfernt wurde. Seitdem waren Martin und ich allein.

»Du hast hier gar nichts zu suchen«, hatte Martin mir mehr als einmal erklärt, aber diese Sache war so schräg, dass man das einfach mal mitgemacht haben musste. In den letzten Wochen war ich unregelmäßiger Besucher gewesen, heute ging ich mal wieder mit.

ELF

Um Punkt sieben Uhr läutete der Gong in dem pastell-lahmarschfarben gestrichenen Raum die Sitzung der Kugelbauchweiber ein, und alle hielten für einen Moment die Luft an, die sie dann langsam und summend wieder ausstießen. Damit ließen sie den Druck ab und den Tag hinter sich und waren bereit für eine neue Folge DSDS: Das Siechtum der Schwangeren.

»Liam-Wilhelm ist inzwischen auf der Welt«, verkündete die in einen leuchtend roten Nickianzug gekleidete Vorturnerin mit sanfter Stimme. »Wir freuen uns mit Jeanette und Michaela und senden ihnen die besten Wünsche.«

Alle anwesenden Frauen und Martin schlossen die Augen und sandten ihre besten Wünsche an die beiden Oberlesben, von denen die eine es auf sich genommen hatte, richtigen Sex mit einem Mann zu haben, um endlich schwanger zu werden. Der Kerl war der Bruder der anderen, so blieb wenigstens alles schön in der Familie.

»Dann hören wir doch mal, wie es euch so geht.«

»Die Ärztin hat mir monatelang gesagt, es würde ein Mädchen, und jetzt soll es plötzlich ein Junge werden. Nachdem ich alles rosa gestrichen habe«, jammerte Leonie.

»Ich habe so Lust auf Sex«, rief Esther. »So wahnsinnige Lust, aber wie soll ich in dem Zustand losgehen und einen Kerl aufreißen? Männer kriegen doch die Krise, wenn sie den Bauch sehen.«

»Mach's dir selbst«, murmelte Leonie. »Ist sowieso das Einfachste.«

»Dass dir das am Arsch vorbeigeht, war ja klar«, maulte Esther. »Du weißt gar nicht, was Lust überhaupt ist. Ich frage mich bis heute, wie du in den Zustand gekommen bist.«

Nanu, seit wann waren die beiden Zicken denn im Krieg? Ich konnte mich noch gut daran erinnern, dass sie sich gegenseitig den Rücken gekrault und die Bäuche geknetet hatten.

»Ruhe, bitte«, summt die Nickitussi. »Jede hat ein Anrecht auf ihre eigenen Gefühle, auf ihre persönliche Meinung und ihr ganz individuelles Leben.«

»Mir war in den letzten Wochen schrecklich langweilig, aber jetzt ...«

Ui, ui, ui, hoffentlich verplapperte sich Birgit jetzt nicht ...

»... geht es mir besser.«

»Wir sollten uns freuen, dass wir noch ein paar ruhige Wochen haben, denn nach der Geburt wird es ja sicher anstrengend«, murmelte Martin.

»Aber ich kann kaum noch liegen, und wenn ich mich von der einen Seite auf die andere drehen will, dann ist es so schwer, den Bauch mitzunehmen«, sagte Birgit. Sie kicherte. »Ich habe den Eindruck, der gehört gar nicht zu mir und ich müsste eine riesige Schaufel oder so was haben, um ihn herumzutragen.«

»Ihr wisst ja, dass die Prostaglandine im Sperma wehenfördernd wirken, dass also Sex die Geburt beschleunigen kann. Wenn es euch also zu lange dauert ...«

Birgit stieß Martin feixend an. Martin wurde rot. Esther knurrte wie ein Straßenkötter.

»Keinen Neid, bitte«, stichelte Birgit in Esthers Richtung.

»Mein Gott, so verzweifelt bin ich nicht«, murmelte Esther.

Martin stand auf. »Es tut mir leid, aber ich fühle mich in dieser Gruppe nicht mehr wohl.«

Birgit kämpfte sich von ihrer Matte aus der Rückenlage erst mal auf alle viere und mit Martins Hilfe dann auf zwei Beine hoch. »Stimmt, irgendwie sind hier inzwischen alle total genervt. Kann ich verstehen. Habe ich aber keinen Bock drauf. Macht's gut.«

Die beiden verließen Hand in Hand den Raum, in dem die anderen fünf gestrandeten Wale und die Nickitussi ihnen hinterherstarrten – sehnsüchtig, wie ich fand.

Nach dem vorzeitigen Abgang war es noch nicht einmal acht, als Martin und Birgit sich auf den Heimweg machten, und ich hielt es für eine gute Idee, kurz bei Katrin vorbeizuschauen. Ich wollte sehen, wie sie die Abfuhr von Gregor verkraftet hatte, und erwartete sie mit einer Familienpackung Eiscreme vor der Glotze. Aber weit gefehlt.

Katrin verließ gerade die Wohnung in einem Outfit, das mich sofort meine Schwellkörper vermissen ließ. Eine knallenge Jeans, ein tief ausgeschnittenes Shirt, aus dem die BH-Spitze herausschaute, Absätze bis unter die Arme, dunkel geschminkte Augen und ein knallroter Mund. Geil, natürlich, und mir gefiel es ja auch sehr, aber trotzdem fragte ich mich: Für wen hatte sie sich so aufgestrapst?

Meine schlimmsten Befürchtungen wurden noch übertroffen, als Katrin den Weg nach Düsseldorf einschlug. Sie fuhr auf direktem Weg ins Polizeipräsidium und ließ sich

vom Pförtner anmelden. Ich hätte nicht zuhören müssen, um zu wissen, wem ihr Besuch galt.

Es dauerte wenige Minuten, bis Stein auftauchte. Er streckte Katrin die Hand entgegen. Sie hielt ihm die Tüte mit Gregors Jacke hin.

»Oh, ich ...«

Katrin wurde rot. »'tschuldigung.«

Sie schüttelte seine Hand. »Tja, ich will keine Ermittlung behindern.«

Stein legte den Kopf schief. »Auch wenn Sie Ihren Lebensgefährten damit unter Umständen ...«

»Er ist nicht mein Lebensgefährte«, sagte Katrin mit Eiswürfeln in der Stimme.

»Katrin!«, brüllte ich entsetzt.

Stein hob die Augenbrauen.

»Wir hatten uns vor meinem Urlaub gestritten. Sehr gestritten. Ich war froh über den Abstand. Als ich zurückkam, wollte ich es eigentlich noch einmal mit ihm versuchen, aber ...«

Mitfühlend legte Stein ihr seine freie Hand auf die Schulter. Sein Daumen lag auf ihrem Schlüsselbein. So ein Schleimfisch! Katrin erschauerte.

»Sie tun das Richtige. Wenn er es war, werde ich es beweisen. Und wenn er es nicht war, dann kann auch diese Jacke ihm nicht schaden.«

Ich hätte kotzen können. Wegen diesem schleimigen Arschloch, das an Katrin herumgriffelte, und wegen Katrin, der treulosen Schlampe. Sie warf sich dem Typen ja geradezu an den Hals. Jedenfalls zuckte sie unter seinem Griffel nicht zurück, sondern legte ihre Hand noch auf seine Tatze und schaute aus halb geschlossenen Augen zu ihm auf.

»Danke«, hauchte sie. »Und danke, dass Sie auf mich gewartet haben.«

Stein schluckte. Ich bin kein Perverser, ging also nicht nachschauen, was in seiner Hose passierte, aber es hätte mich gewundert, wenn sich dort nichts getan hätte.

»In einer aktuellen Ermittlung gilt kein Feierabend, das kennen Sie ja«, sagte Stein.

Katrin nickte.

»Aber irgendwann muss der Mensch auch mal etwas essen. Hätten Sie vielleicht Lust, mir bei einer Pizza Gesellschaft zu leisten?«

Katrin zögerte eine Sekunde, dann nickte sie.

»Bin gleich wieder da.«

Stein raste die Treppe hinauf, brachte Gregors Jeansjacke dem schnöseligen Kollegen, der sie zur kriminaltechnischen Untersuchung weiterleiten würde, schnappte sich seine Schlüssel und holte Katrin in der Eingangshalle ab.

Wenn ich gekonnt hätte, hätte ich ein Gewitter aus Taubenscheiße auf die beiden niedergehen lassen, aber diese hirnlosen Flugratten lagen ja leider auch außerhalb meines Kontrollbereichs. Ich war hilflos. Das Einzige, was ich für Gregor tun konnte, war, bei unserem neuen Traumpärchen zu bleiben und die Ohren offen zu halten.

Stein war Profi genug, das Gespräch nicht auf den aktuellen Fall zu bringen. Stattdessen erzählten die beiden sich Anekdoten aus ihrem ja so aberwitzig interessanten Berufsleben. Als sie sich um halb elf endlich mit Küsschen links, Küsschen rechts trennten, musste ich meine Wut irgendwie abreagieren. Ich flog mitten in ein Umspannwerk und knipste Düsseldorf die Lichter aus. Die sprühenden Funken prickelten und der Erfolg der Aktion befriedigte mich, aber selbst das konnte meine Laune nicht nachhaltig verbessern. Es musste etwas passieren, und zwar etwas, das Gregor half.

Ich düste zu Martin und traf ihn – bei seinen Stadtplänen. In den letzten Monaten hatte seine Lieblingsbeschäftigung angesichts der vielen Dinge, die man für ein Leben zu dritt vorbereiten musste, gelitten, aber nachdem er durch den überstürzten Aufbruch aus dem Hechelkurs einen halben Abend gewonnen hatte, widmete er sich endlich mal wieder seinem super spannenden, außerordentlich fesselnden und faszinierenden Hobby, dem Sammeln von Stadtplänen. Historischen und aktuellen. Sollten Sie Martin je begegnen und ihm eine Freude machen wollen, bringen Sie ihm einen Stadtplan mit. Den von Köln hat er natürlich schon. Genauer gesagt besitzt Martin siebzehn Pläne allein von Köln, angefangen mit einem lappigen Tuch, auf dem Köln noch nicht so heißt und auch nicht so aussieht, aber trotzdem schon Köln ist, zumindest mit einer Großbaustelle namens Dom. Außerdem besitzt er siebenundachtzig weitere aktuelle und ungefähr zweihundert alte Pläne. Martin jedenfalls katalogisierte gerade säuberlich die Straßennamen von irgendeinem Kaff am Niederrhein im siebzehnten Jahrhundert, als ich ihm mitteilte, dass jetzt Schluss mit Stadtplansurfen war.

»Ich wüsste nicht, wieso«, murmelte er ganz in Gedanken.

»Weil wir zwei jetzt eine Kneipentour im Belgischen Viertel machen.«

»Keinesfalls.«

»Wir besuchen den Freund von Gregors Ex. Er hat eine Kneipe. Der Mann ist ein Verdächtiger«, erklärte ich ihm.

»Die Kripo Düsseldorf ...«, begann er, aber ich musste nicht weiter zuhören, um zu wissen, dass er Schwachsinn sabbelte.

»Die Kripo Düsseldorf ist sicher, ihren Täter zu haben, und Gregor tut nichts, um sie auf andere Gedanken zu bringen«, rief ich Martin in Erinnerung. »Außerdem mi-

schen wir uns nicht in eine Ermittlung ein, sondern wir gehen einfach nur etwas trinken. Wie zwei gute Kumpels das so tun.«

Martin schickte mir eine ziemlich unfreundliche Gemütswolke zum Thema »Zwei gute Kumpel«, die ich heldenhaft ignorierte. Er wandte sich wieder seinem Stadtplan zu.

»Schluss mit dem Straßenalphabet, schwing die Hufe!«, rief ich dazwischen.

»Ich bleibe bei Birgit.«

Ich schaltete mich ins Schlafzimmer, wo Birgit selig poofte.

»Die braucht dich nicht.«

»Aber wenn sie aufwacht ...«

»Wird sie ihren sechzehnjährigen Babysitter verführen, den Kühlschrank leer futtern und einen Horrorfilm in der Glotze gucken«, sagte ich.

Martin stutzte.

»Siehst du«, feixte ich. »Lächerliche Vorstellung, oder? Birgit ist nämlich kein Baby mehr, sie hat keinen Babysitter und sie glotzt auch nicht freiwillig Horrorfilme.«

Jedenfalls nicht, wenn Martin dabei war.

»Wenn sie aufwacht und deine Abwesenheit überhaupt registriert, wird sie dich an einem Tatort vermuten.«

»Ich bin müde und ich möchte mich nach wie vor nicht in die Ermittlung einmischen«, sagte Martin, aber sein Widerstand erlahmte.

»Du kannst mit mir kommen, sonst komme ich mit dir.«

Diese Drohung wirkte fast immer, so auch dieses Mal. Sie bezog sich auf das Elektrosmogschutznetz, das Martin über dem Bett aufgespannt hat. Wenn das Netz geschlossen ist, komme ich nicht hinein, kann Martin also nachts nicht stören. Wenn ich allerdings mit ihm unter das Netz

schlüpfe, komme ich nicht wieder hinaus. Wir hatten einige dieser mentalen Weitpinkelwettbewerbe hinter uns und Martin hatte keine Lust, eine weitere Nacht mit mir unter dem Schutznetz zu verbringen. Ich habe es nämlich echt drauf, jedes Mal die Sekunde abzapfen, in der er in den Schlaf hinübergleitet. In dem Moment fällt seine geistige Schutzmauer in sich zusammen und ich komme ungehindert und in voller Kraft und Schönheit in sein Hirn durch. Eine Sirenenimitation, ein laut gebrülltes »Feuer!« oder ähnliche Äußerungen sind durchaus geeignet, seinen Puls nach oben zu treiben. Da ich nicht müde werde und selbst nicht pennen muss, kann ich dieses Spiel die ganze Nacht treiben. Oder auch zwei. Oder drei.

»Was muss ich anziehen?« Die Frage klang bereits nach vollständiger Kapitulation und ich hatte Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken.

»Du darfst gehen, wie du magst.«

Zum Glück würde mich ja niemand mit dem Oberpeinologen sehen.

Martin zog sich nicht um, daher war er an diesem Abend mit ziemlicher Sicherheit der einzige Mensch im sommerlichen Köln, der zur Kneipentour eine Wollhose mit Bügelfalte, ein geripptes Unterhemd aus ungebleichter, ungefärbter Biobaumwolle und ein gestreiftes Hemd, ebenfalls aus Biobaumwolle, trug, das normale Menschen allerhöchstens zur Taufe ihrer Nichten oder Neffen überstreifen würden. Wir kamen gegen zehn im Belgischen Viertel an, und natürlich war das Leben noch in vollem Gange. Es war die Zeit der lauen Sommernächte und die Leute trugen Jeans, Chinos oder Leinenhosen, jedenfalls keine Wolle und keine Bügelfalten. Und sie lebten ein Leben, das diesen Namen verdient hatte. Nicht wie Martin, der morgens in sein Schlachthaus und abends nach Hause

pudelte, dann Gemüsebrei schlürfte, Stadtpläne ordnete oder Straßennamen alphabetisierte und möglichst früh ins Bett ging, um auch nur ja genügend Schlaf zu bekommen. Unter acht Stunden pro Nacht ging bei ihm gar nichts.

»Welche Kneipe?«, fragte Martin.

»Keine Ahnung. Der Wirt ist Grieche und heißt irgendwas mit Agathe.«

Martin gähnte.

»Na los, rein in die erste Kneipe und dann weiterfragen.«

Martin trank ein stilles Mineralwasser ohne Eis und ohne Zitrone und erfuhr, dass die Kneipe des Griechen nicht in dieser Straße war, aber vielleicht in der Parallelstraße. Wir benötigten zwei weitere Anläufe, bis wir *Die Werkstatt* gefunden hatten.

ZWÖLF

Die Kneipe hieß nicht nur *Die Werkstatt*, sie sah auch genau so aus. Die gesamte Einrichtung bestand aus alten Maschinen, Drehbänken, Werkzeugen und Ölfässern. Sogar eine Hebebühne war dabei, die allerdings nur zur Zierde diente. Alle anderen Einrichtungsgegenstände waren mit viel Liebe und Geschick, aber wenig Geld in Hocker, Bänke, Tische und Stühle verwandelt worden. Es roch nach dem üblichen Kneipenmuff mit einem Hauch Altöl. Himmlisch!

»Puh, diese Benzoldämpfe sind lebensgefährlich«, murmelte Martin, als er an die Theke trat.

»Ja, die Sanis schleifen fast jede Nacht eine Leiche hier raus«, bestätigte ich.

Martin erstarrte.

»War ein Scherz«, sagte ich. »Wie viele Benzoldampfleichen hast du in den letzten Jahren auf dem Tisch gehabt?«

Er schwieg.

»Eben. Also mach dich locker.«

Martin trat an die Theke, die wohl ehemals eine Drehbank gewesen war, und bestellte ein ...

»Bier!«, brüllte ich, bevor er wieder so ein Wasser bestellen konnte. Wie sollte der Kerl, dem der Laden ge-

hörte, Martin ernst nehmen, wenn der ein Wässerchen bestellte?

»Also ein Bier«, gab Martin nach.

Das Gebirge von Mann, das das Bier zapfte und vor Martin stellte, hatte bisher noch keinen Ton von sich gegeben. Weder einen Gruß noch eine Bestätigung der Bestellung noch ein freundliches Prost. Wenig zugänglich, der Typ. Martin nippte an seinem Glas und schaffte das Kunststück, praktisch nichts durch die in Abwehrhaltung zusammengepressten Lippen zu saugen und trotzdem zu schlucken.

»Na los«, trieb ich ihn an. »Frag ihn, ob er Agathe ist.«

»Ich bin auf der Suche nach dem Freund von Susanne Hauschild«, stammelte Martin mit einem Blick auf den Bauch seines Gegenübers. Ihm in die Augen zu schauen, traute er sich wohl nicht. Wäre sowieso schwierig gewesen, da die Augenbrauen des Wirts bei anderen Zeitgenossen für eine ganze Frisur gereicht hätten.

»Und warum suchst du den?«, knurrte der Kerl. Obwohl ich sicher war, dass die Worte von ihm gekommen waren, hatte ich in dem Wildwuchs von schwarzen krausen Haaren zwischen Nase und Brust keinerlei Bewegung ausmachen können. Vielleicht war er Bauchredner.

»Mein Freund wird verdächtigt, Susanne ermordet zu haben«, flüsterte Martin.

Immerhin hatte er es geschafft, den Blick zu heben, aber das half ihm nicht viel weiter. Der Wirt machte nur eine winzige, kaum wahrnehmbare Pause beim Polieren seiner Gläser, in dem zugewachsenen Gesicht zeigte sich keine Regung. Die stattliche Wampe, die in ein schwarzes T-Shirt und eine ebenso schwarze Lederweste gezwängt war, ließ ebenfalls keine Erwiderung hören. Dieser Bauch mochte sprechen können, aber eine Sabbeltasche war er nicht.

»Sind Sie der Mann, den ich suche?«, fragte Martin. Er war auf seinem Hocker so weit zusammengeschrumpft, dass er kaum noch über die Theke schauen konnte.

»Martin, setz dich aufrecht hin«, forderte ich ihn auf.
»Keine Angst, der Kerl wird dich nicht hier vor allen Gästen vom Hocker prügeln.«

Martin setzte sich gerade.

»Weiter«, forderte ich.

»Ich warte ja noch auf die Antwort.«

Ich seufzte, dabei hatte Zeit für mich eigentlich keine Bedeutung mehr. Aber wenn wir in dieser Geschwindigkeit vorankamen, wäre Gregor nach verbüßter Strafe wieder draußen, bevor Martin irgendetwas in Erfahrung gebracht hätte.

Der ins Leder genudelte Wirt stellte das letzte Glas weg, legte das Poliertuch ordentlich zusammen, stützte beide Hände auf die Theke und beugte sich zu Martin.

»Ich bin Ioannis Anastásios Dimitrios Agathagelidis. Und wer bist du?«

»Martin Gänsewein. Freut mich.«

Martin streckte dem Keratinmonster die Hand hin, die Ioannis anstarrte, aber nicht schüttelte.

»Und was genau willst du?«, fragte der Grieche.

»Ein Bier«, rief jemand von einem der Ölfass-Tische aus den dunklen Tiefen der Werkstatt herüber.

»Halt's Maul«, brüllte Ioannis zurück. »Siehst du nicht, dass ich beschäftigt bin?« Dann wandte er sich wieder dem bibbernden Martin zu.

»Konzentrier dich«, ranzte ich Martin an. »Schön der Reihe nach und die großen Buchstaben nach vorn.«

»Ich bin auf der Suche nach jemandem, der weiß, warum Susanne Hauschild ermordet wurde«, wisperte er.

»Unterstellst du mir da was?«, flüsterte Ioannis.

»Nein, keinesfalls«, beteuerte Martin hektisch. Er war

wieder auf Thekenniveau herabgesunken. »Ich frage mich nur, ob Sie vielleicht eine Idee haben. Vielleicht wissen Sie, woran Susanne Hauschild zuletzt gearbeitet hat. Oder sie hat Ihnen gegenüber mal erwähnt, dass sie Ärger mit jemandem hatte ...«

In dem Maße, in dem Martin kleiner geworden war, hatte der Grieche sich über die Theke gebeugt, so dass der Abstand zwischen ihren Köpfen gleich geblieben war. Als Ioannis sich jetzt wieder zurückzog, richtete Martin sich entsprechend wieder auf. Mir war diese teleskopartige Flexibilität von Martins Wirbelsäule schon mehrfach aufgefallen, daher wunderte ich mich nicht, aber der Grieche war offensichtlich irritiert.

»Die Bullen haben mich das auch schon gefragt«, knurrte er endlich.

»Und? Konnten Sie denen eine Antwort geben?«

»Ich wusste nur, dass sie tagelang versucht hat, diesen Typen von dem Nachtclub zu erreichen.«

»Karpi«, sagte Martin.

Der haarige Teil des Griechen bewegte sich leicht, was ich als Nicken deutete.

»Und dann war sie bei ihm.«

»Und?«

Jetzt kam Bewegung in das blankgewetzte Leder der Weste. Ein Schulterzucken?

»Sie wollte mir nicht sagen, ob sie was von ihm erfahren hat.«

Martin sackte zusammen, dieses Mal allerdings aus Enttäuschung.

»Und das ist alles?«

Der Grieche kratzte sich am Bart, aus dem einige Krümel auf die Theke fielen, die er in Gedanken versunken betrachtete und dann mit einer einzigen Bewegung seiner riesigen Pranke wegwischte.

»Gestern ist mir noch was eingefallen.«

Martin streckte das Rückgrat durch und sah aus wie ein Streber, der in der ersten Reihe sitzt und endlich erfahren will, wer die einzige Eins in der Klassenarbeit geschrieben hat.

»Sie hat versucht, alte Pläne von dem Bunker zu finden.«

»Häh?«, fragte ich.

»Warum?«, murmelte Martin, schon wieder einige Zentimeter kleiner.

»Keine Ahnung.«

»Hat sie die Pläne denn gefunden?«, fragte Martin.

Ioannis zuckte die Schultern. »Keine Ahnung, Mann.«

»Haben Sie diese Information der Kripo gegeben?«

Der Grieche ließ ein Geräusch hören, das ich nach einigem Überlegen als Lachen interpretierte. »Meinst du, ich rufe die Bullen an, weil Susanne sich für einen alten Nazibunker interessiert hat? Vielleicht ist im Nachtclub dieses fetten Russen das Bernsteinzimmer versteckt?«

Martin schüttelte den Kopf.

»Außerdem haben die ihren Schuldigen doch schon, was soll ich mich da noch einmischen.«

Martin holte Luft, um Gregors Unschuld zu beteuern, aber ich zischte »Klappe halten«. Es gibt einfach Gelegenheiten, bei denen Klugscheißerei eine gerade beginnende Freundschaft wie die zwischen Martin und dem Griechen unwiederbringlich zerstört.

»Das Bier geht aufs Haus«, brummte Ioannis, drehte sich um und stampfte zu dem Tisch, von dem vorhin die Bestellung gekommen war.

Martin, der kaum an seinem Kölsch genippt hatte, wollte aufstehen und gehen, aber ich erklärte ihm, dass man ein geschenktes Bier nicht stehen lässt, also kippte er sich das

Zeug mit Todesverachtung hinters Zäpfchen, machte sein Bäuerchen und verließ die *Werkstatt*. Ich blieb bei ihm, bis er sicher in seiner Ente saß, denn er ist ein so offensichtliches Opfer, dass ich jedesmal, wenn er im Dunkeln auf die Straße ging, damit rechnete, dass er eins auf die Zwölf bekam. Passierte allerdings nie. Wahrscheinlich war es selbst den bösen Jungs zu peinlich, so einen Viertelpfünder aufzumischen.

Warum hatte Sahne Pläne des Zappelbunkers von Karpi gesucht? Warum war sie bei ihm gewesen? Vielleicht konnte mir ein Blick hinter die Kulissen einen Hinweis geben.

Ich düste also wieder einmal zum Nachtclub, schaukelte eine Weile zwischen wippenden Hupen und zuckenden Bauchnabeln herum und surfte auf dieser Welle bis zu der Tür, die den öffentlichen Bereich von den Hinterräumen trennte. Wieder war Bewegung im Vorratsraum, wieder wurden Kartons und Kisten angeliefert, andere abgeholt. Manche waren mit diesen lächerlichen Buchstaben beschriftet, andere gar nicht. Die Fahrer der Lieferwagen sahen allesamt aus, als hätte Putin persönlich sie aus dem Knast entlassen, um die Handelsbilanz aufzubessern. Sie redeten nicht, rauchten nicht, klauten nicht, sofern ich das sehen konnte. Sie funktionierten wie eine gut organisierte Gang. Ich versuchte, in einigen Kartons den Inhalt zu erkennen, aber die Dunkelheit und das ganze Füllmaterial aus Styrochips oder Holzwolle machte das Vorhaben unmöglich. Ich fragte mich, was Karpi hier heimlich verschob. Dieses Rätsel würde ich heute nicht lösen können. Meine eigentliche Aufgabe vielleicht schon.

Ich zischte weiter, checkte die Aufteilung im Erdgeschoss und fand nichts Ungewöhnliches. Wenn man davon absah, dass die Kabelschächte in diesem Bunker

so breit waren, dass Birgit in ihrem Zustand noch durchgepasst hätte. Also weiter, zum Aufzug.

Ich benötigte keinen Türcode und keine auf- und abfahrende Kabine, sondern flog einfach durch den Schacht nach unten in Karpis Reich. Den Gang entlang und in Karpis Büro, wo er an seinem Schreibtisch hockte und telefonierte. Auf Russisch. Oder einer dieser Pelzmützensprachen, die für mich alle gleich klangen. Okay, das war wenig aufschlussreich, also würde ich mich weiter umsehen.

Von dem Flur, über den auch Martin und Birgit vor gut vierundzwanzig Stunden gewatschelt waren, gingen drei weitere Türen ab. Die eine war die Hintertür, durch die Karpi die beiden hinausgeschickt hatte, weil die Kripo Düsseldorf ihm auf die Bude rückte. Diese Tür führte eine feuchte Treppe hinauf und auf die Straße, auf der damals Gregors Nichte gefunden worden war. Diese Tür interessierte mich nicht.

Die beiden anderen Türen waren ebenfalls aus Eisen. Vermutlich waren Brandschutztüren in einem Bunker der Normalfall und eine zierliche Holztür in weißem Schleiflack hätte sicher auch ein bisschen tuntig gewirkt. Ich visierte die erste Tür an und ... bums. Anders kann ich es nicht beschreiben. Natürlich gab es keinen echten Knall, wie wenn ein Vollpfosten seine Denkschüssel gegen das Stahlschott semmelt, aber für mich fühlte es sich wie ein fatter Bums an. Ich prallte ab.

Nicht, dass ich dieses Gefühl nicht kennen würde. Ich kannte es gut, denn Martins Elektrosmogschutznetz hatte denselben Effekt. Nur war das Netz eben kein Stahl. Hier jedenfalls musste ich erst mal meine Elektronen sortieren, um einen klaren Gedanken fassen zu können: Diese Tür war gegen elektromagnetische Wellen geschützt und sie war, wie ich schnell feststellte, absolut undurchlässig. Es gab kein Schlüsselloch, durch das ich hätte zischen kön-

nen, sondern eine elektronische Türsicherung wie oben an der Fahrstuhltür. Und der Schlitz zwischen Tür und Rahmen, der mir eigentlich hätte reichen müssen, um reinzukommen, war mit einem elektromagnetischen Feld gesichert.

Was, zum Teufel, war hier los? Was war hinter der Tür? Wohnte Karpi da? Hatte ihn jemals jemand außerhalb seines Bunkers gesehen? Nicht, dass ich wüsste. Also war dies hier vielleicht seine Batman-Höhle. Und diese Höhle war so lückenlos abgeschirmt wie das geheime Kommandozentrum einer Atommacht. Hatte Karpi etwa Angst vor Elektrosmog? In einem ehemaligen Bunker mit einem Meter dicken Betonwänden? Der Kerl war nicht nur völlig durchgeknallt, er war offenbar auch noch paranoid. Aber bitte, wenn er seinen Schönheitsschlaf ohne die Bepitzelung durch außerirdische Mächte halten wollte, war ich der Letzte, der darüber lästern würde. Immerhin wusste ich selbst nur zu gut, dass die elektromagnetische Überwachung mehr Facetten hatte, als die meisten Irdischen sich je würden träumen lassen, denn eine dieser Facetten war ich.

DREIZEHN

1. Juli, Tag 4 nach Gregors Festnahme

Ich hatte in der Nacht nichts Neues über den Bunker in Erfahrung bringen können und stattdessen einfach mal im Nachtclub herumgehangen, bis der Laden Feierabend machte. Die restlichen Stunden der Nacht gondelte ich so herum, fuhr ein paar Rettungseinsätze mit den Jungs vom Nachtdienst und schaute bei den vier Bonsais vorbei, die mir im vergangenen November einige Zeit lang Gesellschaft geleistet hatten. Alle vier waren gesund und munter und ratzten um diese Zeit logischerweise wie die Weltmeister. So gehörte sich das ja auch. Als es endlich Zeit wurde, schaltete ich mich nach Hause, bekam gerade noch mit, wie Martin sich verabschiedete und Birgit ihm vom Fenster aus nachwinkte. Dann griff Birgit zu ihrem Handy, und ich düste in meinen Schrank.

Wsup, fragte Birgit an.

Okay, das kannte ich. What's up, also auf gut Deutsch: Was geht?

Sie war unternehmungslustig. Gut!

Heute Haus Sonnenschein, simste ich.

Wer bist du?, schrieb Birgit zurück.

Gab diese Frau denn nie auf? Ich hätte mir die Haare gerauft, wenn ich noch welche gehabt hätte.

Gregors bester Freund, simste ich.

Katrin?, schrieb Birgit zurück.

Katrin ist übergelaufen.

????????

Hilfst du Gregor oder nicht?

Ich musste ziemlich lang auf eine Antwort warten, aber dann kam sie: *Ok. Was soll ich tun?*

Ich hätte sie gern gleich als Erstes auf Vater Hauschild angesetzt, denn er war ein Bulle gewesen und lebte in dem Heim. Vielleicht hatte er selbst gewisse Vorgänge als verdächtig erkannt und seine Tochter darauf angesetzt. Oder er wusste wenigstens, hinter welcher Story seine Tochter her war. Aber mittlerweile ähnelte seine Denkschüssel kaum noch einem vernünftigen Bullenhirn. Daher schickte ich Birgit lieber auf die Spur von Paulina. Ich wusste doch, dass Tratsch über eine Kollegin, selbst wenn diese schon tot war, unter Arbeitskolleginnen zum guten Ton gehörte. Also setzte ich Birgit auf die Damen in Weiß an. Das war die Pflicht. Als Kür könnte sie dann noch versuchen, Hans Hauschild einen klaren Gedanken zu entlocken.

Wieder fuhr ich bei Birgit in ihrem grauen BMW Cabrio mit den roten Ledersitzen mit. Die Karre stammte aus den Achtzigern, als Autos noch kantige Formen hatten und ohne ein Informatikstudium zu knacken waren. Das Ding war kein Hochglanz-Oldtimer, sondern ein Gebrauchsgegenstand, dem man sein Alter ansah. Aber die Schleuder war gut gepflegt und in technisch ordentlichem Zustand. Daran hatte ich einen nicht unerheblichen Anteil, denn wenn es das geringste Problem gab, hatte ich ziemlich schnell heraus, wo genau die Ursache lag.

Die Werkstatt, die ich Martin für Birgits Karre empfohlen hatte, war natürlich nicht seriös. Schon klar, oder? Autowerkstätten sind das Gegenteil von seriös, das liegt in

der Natur der Sache. Aber wenn man denen ein Auto wie das 3er Cabrio von Birgit auf den Hof stellt und sowohl das Problem als auch die Ursache korrekt beschreiben kann, kapiert auch der dämlichste Autoschrauber, dass er diesen Kunden besser nicht bescheißt. Selbst wenn der Kunde aussieht wie Martin. Die wahre Meisterleistung lag darin, Martin die korrekten Worte in den Mund zu legen, denn er hatte so absolut überhaupt keine Ahnung von Autos. Das haute mich jedes Mal wieder aus den Schuhen. Immerhin hatte er kapiert, dass Räder rollen, weil sie rund sind. Damit war die gesamte Bandbreite seines technischen Verständnisses ausgelotet.

Durch meine aktive Mithilfe wurden also an Birgits Auto nie die voll funktionsfähigen Scheibenwischerblätter ausgetauscht, die dann, zwecks Vermeidung von unnötigem Müll, wenige Minuten später die Scheibe des Schraubers säuberten. Auch blieben ihre Bremsen so lang unangetastet, bis sie wirklich runter waren, und die Inspektionen endeten nicht in einer langen Liste von Ersatzteilen, die zwar eingebaut worden waren – aber natürlich nicht in Birgits Wagen, sondern in den des Meisters, seiner Frau, seines Neffen oder seines Betthäschens. Kurz gesagt: Ich sorgte dafür, dass Birgits Karre gut lief und sie nicht über den Tisch gezogen wurde. Schade nur, dass sie nie etwas davon erfahren würde.

Birgit parkte den Wagen mit offenem Verdeck vor dem Eingang der Kauzkaserne und watschelte in die Halle. Sie rannte fast die Platinblonde über den Haufen.

Schon wieder lief diese Tussi am frühen Morgen hier herum. Hatte die sich in dem Schuppen mit der senilen Bettenflucht angesteckt? Das wollte ich bei Gelegenheit mal genauer abchecken. Zunächst aber folgte ich Birgit zur Tür des Pausenraums der Weißkittelfraktion.

»Entschuldigung, ich wollte Paulinas Sachen abholen.«

Die drei anwesenden Persilschwestern starrten Birgit an, als hätte sie gefragt, wo es hier zum Kreißsaal ginge.

Birgit, das muss man ihr lassen, kann Schweigen ertragen. Sie wartete einfach auf eine Antwort, obwohl es eine ganze Weile lang nicht so aussah, als käme eine. Die drei glotzten ziellos mal hierhin und mal dahin, aber schließlich blieben alle Blicke auf der dünnen Bohnenstange rechts außen hängen.

»Die Polizei hat ihre Sachen aus dem Spind mitgenommen.«

»Oh!«

Birgit schaffte es, Überraschung, Enttäuschung und abgrundtiefe Trauer in dieses eine Wort zu legen. Und sie schaffte es, danach die Quatschklappe wieder zu versiegeln.

»Wer sind Sie denn?«, fragte die Bohnenstange. Sie war mindestens sechzig, trug eine hässliche Brille und kurze Haare und sah aus, als habe sie ihr ganzes Leben lang nur Körner und Möhren gefressen.

»Ihre Freundin. Ich habe angeboten ...«

»Übernehmen Sie auch ihre Schulden?«, mischte sich die dicke Blonde in der Mitte ein. Das Blond war falsch, die Wimpern waren noch viel falscher, nur die Zähne waren echt. Leider. Hier hätte ich mir gewünscht, sie hätte in falsche investiert. Ein Wald im Sauerland nach Orkan Kyrill war nichts gegen die Unordnung in ihrer Futterhöhle.

»Oder sind wir mal wieder die Dummen?« Ihre Stimme passte zum Mundwerk.

Birgit zuckte zusammen. »Wie viel ist es denn?«

»Sie schuldet zwei Monate Geld für die Kaffeekasse, zwanzig Euro für das Geschenk für die Wenger, einen Zehner für die Espressomaschine ...«, sie deutete auf ein

offenbar neues Gerät in der Ecke, »... und vom Grillfest sind auch noch acht Euro offen.«

»Ich habe ihr fünfzig Euro geliehen«, piepste das dritte Persönchen. Die Frau erinnerte mich an eins dieser Tierchen, die vor ein paar Jahren auf Madagaskar entdeckt worden waren. Eine Affenart, winzig klein, Fell in Tarnfarben, aber mit riesigen, schwarzen Augen. Mausmakis hatten die Forscher sie getauft, und wenn ich mir das Huschelwesen vor Birgit so ansah, wusste ich genau, warum die Maus im Namen an prominenter Stelle erschien.

»Wie blöd ist das denn?«, ätzte die Blonde.

»Tja, dumm gelaufen«, krächzte die Körnerkrähe. »Leider geht für uns der Stress weiter, zumal Paulina nicht mehr da ist. Die Pause ist vorbei. Auf Wiedersehen.«

Birgit verließ den Zickenkäfig gleichzeitig mit den drei Weißflatschen, die eilig davonquietschten. Das Mausmaki allerdings ließ sich zurückfallen und drehte sich, als die anderen beiden um eine Ecke verschwunden waren, zu Birgit um.

»Haben Sie mit Yuri gesprochen?«

Birgit zog eine Augenbraue hoch.

»Wenn Sie ihn sehen, richten Sie ihm bitte mein Beileid aus, ja?«

Birgit zog die Augenbraue noch höher.

Das Mausmaki knetete die Hände und blickte sich gehetzt im Flur nach heimlichen Lauschern um. »Ich weiß nicht, warum Paulina ihm den Laufpass gegeben hat. Yuri ist ein guter Kerl, trotz seines Jobs.«

Die riesigen Äffchenaugen schwammen in Tränen.

Birgit legte dem Tierchen eine Hand auf die Schulter.

»Ich habe Sorge, dass er sich etwas antut.«

»Hatten Sie näheren Kontakt mit Paulina?«, fragte Birgit.

Das Mausmaki schüttelte den Kopf. »Sie war – ein bisschen arrogant, ehrlich gesagt. Aber mit Yuri habe ich ein paar Mal gesprochen, wenn er auf Paulina gewartet hat.« Sie wurde rot. »Er hat sie wirklich vergöttert.«

»Können Sie mir sagen, wo ich Yuri finde?«, fragte Birgit.

»Ich kenne nur seinen Vornamen, aber er arbeitet im *Karpi Diem*.«

Ich hätte Birgit gern auf die Schulter geklopft, aber das ging ja leider nicht. Auch konnte ich ihr nicht sofort per SMS gratulieren, denn erstens hätte ich dafür in meinen Schrank düsen müssen, und außerdem hätte sie sich sicher gefragt, woher ich schon wusste, was sie gerade erst erfahren hatte. Ich folgte ihr also in die Eingangshalle zurück, wo sie kurz überlegte und sich dann dem Café zuwandte. Sie ließ sich an einem der Bistrotischen nieder, zog ein Notizheft aus der Tasche, notierte die Neuigkeiten, kringelte den Namen Yuri ein und blickte auf, als die Platine an ihren Tisch trat.

»Hallo, kann ich Ihnen etwas bringen? Kaffee, Tee, Kuchen?«

Oh, Mist, warum konnte ich Birgit jetzt nicht schnell erzählen, dass dieses Perlhuhnküken Sahne hintererspioniert hatte, als sie die Arzneidatenblätter kopierte? Martin war zwar als Ermittler voll peino und wegen seines ständigen Widerspruchs auch ziemlich anstrengend, aber wenigstens konnte ich ihm spontan neue Anweisungen geben. Mit Birgit war ich so hilflos wie ein Modellautofahrer, der feststellt, dass seine Karre einer fremden Fernsteuerung gehorcht. Und dieses Gefühl ist eindeutig scheiße.

»Ja, ich hätte gern einen Milchkaffee und ein riesiges Stück Kuchen.«

Die Platine lächelte. »Welchen Kuchen? Apfelstreusel, Kirschstreusel, Schwarzwälder Kirsch, Käsekuchen, Käsesahne, Frankfurter Kranz oder Schokoladenkuchen?«

Birgit überlegte, dann zuckte sie die Schultern. »Welchen würdest du empfehlen?«

»Ganz ehrlich?«

Birgit nickte.

»Käse und Schoko zusammen. Geniale Ergänzung.«

»Gut, das nehme ich.«

Sollte ich jetzt eine SMS schicken? Falls du zufällig ein platiniertes Perlhuhn triffst, dann frag sie doch bitte, ob sie mehr über Sahnés seltsames Verhalten weiß? Vielleicht hat sie mit ihr gesprochen? Oder sie ist derselben Spur gefolgt wie sie? Aber welcher Spur? Ich musste mit jemandem sprechen, der sich mit diesen medizinischen Dingen auskannte. Was war an den Datenblättern interessant? Alles lief darauf hinaus, dass ich Martin brauchte. Ohne ihn kam ich einfach nicht weiter. Ein grässliches Gefühl.

Als hätte Martin meine intensiven Gedanken seine Person betreffend wahrgenommen, meldete er sich. Allerdings nicht bei mir, sondern bei Birgit.

»Wo bist du?«, fragte er mit Panik in der Stimme. »Geht es dir gut?«

»Natürlich geht es mir gut«, flötete Birgit in ihr Handy.

»Ich hatte Heißhunger auf Kuchen. Was gibt es denn?«

»Du wolltest doch noch einkaufen fahren«, sagte Martin. »Ich habe mir den Rest des Tages freigenommen.«

»Super«, jubelte Birgit. »Ich bin in einer halben Stunde zuhause.«

Und wer schaute mal wieder in die Röhre? Richtig.

Birgit und Martin beim zehntausendsten Kinderklamottenkauf, Katrin nicht mehr vertrauenswürdig und ich allein auf weiter Flur, um Gregor zu retten. Moment, viel-

leicht war ja auch Jenny noch im Boot? Immerhin war sie noch mit dem Fall beschäftigt, der Gregor und seine Ex zusammengeführt hatte, vielleicht ergab sich ja aus dieser Richtung etwas Neues. Ich düste zu Jenny. Sie erklärte gerade ihrem Chef, warum sie die Akte Paulina Pleve geschlossen hatte.

»Keine eindeutigen Hinweise auf Fremdverschulden. Die Sache mit den Talkumspuren ist weniger seltsam, als zunächst gedacht. Wenn sie an den Händen nicht geschwitzt hat, dann halten sich die Puderspuren viele Stunden lang. Insofern können die Spuren ebenso gut noch von der Arbeit stammen, wo sie üblicherweise Handschuhe trägt. Zudem kommt die Tatsache, dass der Speicher von innen abgeschlossen war. Daher denke ich, dass wir die Akte schließen sollten.«

Der Chef nickte.

Ich war frustriert. Irgendwie hatte ich eine gewisse Hoffnung auf den Fall Paulina Pleve gelegt, weil Gregor in diesem Fall ermittelte, als er ausgetrickst wurde. Wenn der Fall Pleve nun ein einfacher Selbstmord war, hatte ich überhaupt keine Idee mehr, aus welchem Grund jemand Gregor den Mord an seiner Ex in die Schuhe schieben sollte. Ich stöhnte also laut auf, was aber natürlich niemanden beeindruckte, weil es ja keiner hören konnte.

Zurück in ihrem Büro blickte Jennymaus auf die Uhr, schnappte sich ihre Tasche und eilte zum Parkplatz. Dort stand Offermännchen an seine Karre gelehnt, ein Audi TT, der von den neidischen Kollegen wahlweise Tunten-tasse, Transentrecker oder Turbotrabbi genannt wurde.

»Was sagt der Chef?«, fragte Offermann.

Jenny grinste ihn an. »Eine von innen verspernte Tür ist ein ziemlich deutlicher Beweis für Selbstmord.«

»Dann ist der Fall also damit abgeschlossen.«

Jenny nickte.

»Gut, das muss gefeiert werden. Currywurst oder Brathähnchen?«

Jenny lachte. »Currywurst.«

Offermann hielt ihr die Tür auf. »Musst du nachher noch mal rein?«

Jenny schüttelte den Kopf. »Ich habe hundertzwanzig Überstunden, die ich abfeiern muss.«

»Gut. Dann fahre ich dich zur besten Currywurst der Welt.«

»Wo ist das?«, fragte Jenny mit einem Leuchten in den Augen wie ein Kind an Weihnachten.

»Ansnallen«, sagte Offermann, dann fuhr er los.

Ekelhaft, diese hormonverseuchte Anschleimerei, während Gregor im Knast verschimmelte. Ein bisschen mehr Loyalität zum Teamkollegen hätte ich von Jenny schon erwartet. Aber nein, ihr Blut war förmlich überschwemmt mit Adrenalin und Kortisol, ihre Nasenflügel bebten, als sie die Pheromone erschnüffelten, die Offermann produzierte. Die beiden waren ein einziger Chemieunfall.

Ich folgte ihnen bis hinter Aachen, dann hatte ich keinen Bock mehr auf das Gesülze. Es war offensichtlich, dass Jenny sich auf dem nächsten Autobahnparkplatz flachlegen lassen würde, aber statt anzuhalten und eine Runde zu zipfeln, schwaddelte Offermann sie mit Anekdoten aus seinem Leben voll. Aber bitte, es gab sie immer noch, diese Romantiker, die sich selbst das Leben unnötig schwermachten und erst wochenlang Schampus kübelten oder Currywurst fraßen, bevor sie der Tussi an die Wäsche gingen. Ich würde mich wieder einklinken, wenn es so weit wäre.

VIERZEHN

Nachdem nun auch das zweite Team aus dem Rennen war, schaute ich kurz bei Katrin vorbei, aber sie schlitzte Leichen im Akkord auf, seit es auf der A3 gekracht hatte. Wenigstens verbrüdete sie sich nicht mit den Düsseldorfer Kripas, während Gregor langsam im Knast versteinerte. Er hockte wieder in seiner Zelle, während fast alle anderen Knackis irgendwo im Bau unterwegs waren. Manche arbeiteten in einer Holzwerkstatt, andere waren in der Küche oder der Wäscherei beschäftigt, wieder andere schwitzten in der Sporthalle. Nur Gregor hockte allein auf seiner Zelle. Wenn er in Köln gegessen hätte, hätte ich es ja noch kapiert, da will man den Kunden ja nicht über den Weg laufen. Anders gesagt: Ein Kölner Bulle hat in einem Kölner Knast nicht viele Freunde. Aber hier kannte ihn doch niemand. Warum schmolte er also allein vor sich hin, statt eine vernünftige Aussage zu machen und nach Hause zu gehen? Ich kapierte es nach wie vor nicht, konnte ihm auch nicht helfen und schaltete mich weg.

Ziellos gondelte ich durch die Straßen. Ich hätte die Platine beim Kaffee servieren beobachten können oder Sahnes Vater beim Zeichnen, aber beide waren heute schlecht gelaunt. Den Exlover von Paulinchen, dem Pendel fand

ich frühestens ab zweiundzwanzig Uhr im *Karpi Diem*, und ohne meinen Hilfssheriff Martin brauchte ich dort gar nicht aufzutauchen. Also schaute ich mal wieder in Düsseldorf bei der Soko Sahne vorbei. Die Nachmittagsbesprechung lief.

»Die KTU hat eine eindeutige Übereinstimmung der Fasern ergeben«, dozierte Stein gerade. Der Beamer warf ein Bild von Gregors Jeansjacke an die Wand, die Katrin ihm gebracht hatte. Die Verräterin! Jetzt hatte die Kripo einen weiteren Beweis gegen Gregor in der Hand. Das Typenschild, die Zeugenaussage von Likörchen Berger, die Gregor gesehen hatte, und jetzt auch noch die Schuppen von Gregor und die Fasern der Jacke, die er Freitag getragen hatte.

»Bisher alles Indizien«, quengelte die rote Emanze dazwischen.

Zum ersten Mal in meinem Leben fand ich die ultrafeministische Anti-Männer-Masche so richtig gut. Sollte Lili Leuchtfee den schnöseligen Stein doch am liebsten in jedem zweiten Satz darauf hinweisen, dass Gregor kein Geständnis abgelegt hatte.

»Nun, ich würde eher sagen: Beweise.«

»Ich fasse mal die Fakten zusammen«, näselte Lili Leuchtfee. »Kreidlers Schlüsselanhänger lag am Tatort, er selbst wurde an der Haustür gesehen und die Tote hatte Hautschuppen und Fasern von seiner Jacke an sich.«

»Ziemlich gute Beweise«, nuschelte Keller. In seinem linken Mundwinkel klebte etwas, das Currywurstsauce sein konnte. Andere Alternativen wollte ich lieber gar nicht erst in Betracht ziehen.

»Am Klingelknopf finden sich Kreidlers Fingerabdrücke, aber an der Toten nicht. In der Wohnung stand eine Tasse, aus der Kreidler Kaffee getrunken hat, bestätigt durch Fingerabdrücke und DNA.«

Wie bitte? Gregor hatte in Sahnes Wohnung Kaffee getrunken?

Er war tatsächlich in ihrer Wohnung gewesen? Er hatte nicht vergeblich geklingelt und war unverrichteter Dinge wieder gefahren? Das Typenschild am Tatort hatte ich ja noch für platziert gehalten, aber je mehr Fingerabdrücke und DNA von Gregor in der Wohnung seiner Exhexe gefunden wurde, desto größer war die Wahrscheinlichkeit, dass er tatsächlich dort gewesen war. Und damit wurde es eng.

Stein nickte.

»Die Rechtsmedizin konnte nicht plausibel erklären, wie die Schuppen und Spuren von der Jacke unter die Fingernägel des Opfers kommen, da es von hinten erwürgt wurde.«

Aha, ein Punkt für Gregor.

»Und vor allem fehlt uns bisher das Wichtigste.«

Stein, Keller und der Schönling seufzten, grummelten oder nuschelten im Chor mit Lili Leuchtfee: »Das Motiv!«

Stein schmolte. Keller leckte sich über seine feisten Lippen, dabei entdeckte er mit der Zungenspitze die Saucenreste im Mundwinkel. Er konzentrierte sich darauf, sie abzulecken. »Ich habe einige Fragen, die dringend geklärt werden müssen. Zuerst die wichtigste Frage bei einer Journalistin: Woran arbeitete sie? Wo ist ihr Computer oder Laptop? Erst wenn wir das wissen, können wir überhaupt mit einer vernünftigen Ermittlungsarbeit beginnen. Bisher war alles, mit Verlaub gesagt, scheiße.«

Ich beschloss, nie wieder fiese Bemerkungen über Emanzenwanzen zu machen.

Martin und Birgit tauchten nicht wieder auf, jedenfalls nicht auf meinem Radar, das ich gelegentlich schweifen ließ. Ich düste nicht in die Wohnung, denn ich wollte keine Sekunde der Soko-Sitzung verpassen, aber die in-

teressanten Dinge waren gesagt. Dummerweise musste ich noch stundenlang irgendwelchen kriminaltechnischen Berichten über unwichtige Detailfragen lauschen, bis ich im Rückblick erkennen konnte, dass ich mir das Gesabbel hätte sparen können.

Die Sokos verpissten sich einer nach dem anderen, nur Keller blieb zurück. Er bestellte sich eine Pizza ins Büro und machte Fettflecken in die Akten, während er Blatt für Blatt alle Berichte der Rechtsmedizin, der Kriminaltechnischen Untersuchung und der Zeugenbefragungen durchging. Er schmatzte, rülpste und saugte immer wieder an seinen fettigen Fingern, bis mir übel wurde. Ich musste weg.

Rotköpfchen hatte eindeutig recht gehabt, als sie die Wichtigkeit von Susannes Arbeit betont hatte, nur half der brennendste Wunsch nach Sahnes Laptop nichts, wenn man nicht wusste, wie man das Teil beschaffen sollte.

Wo konnte das wichtigste Arbeitsgerät einer Journalistin sein?

War es überhaupt ihr wichtigstes Arbeitsgerät?

Diktierte Sahne vielleicht jedes Wort in ihr Smartie?

Das glaubte ich nicht, denn ihr Smartie hatten die Kripos gefunden. Es hatte ihnen die Verbindung zu Gregor und zu Karpi offenbart, und wenn es auf dem Teil wichtige Dateien gegeben hätte, dann hätten die KTUler sie gefunden.

Es ging also um ihren Laptop.

Die Kripo hatte Sahnes Wohnung durchsucht.

Ich noch nicht.

Seufzend machte ich mich auf den Weg.

Ich hasse es, in den Wohnungen von Mordopfern herumzustöbern. Meist ist das, was man dort findet, einfach nur voll peino. Tittenheftchen, Dildos, Frauenunterwäsche im Werkzeugkasten des Hausherrn und lauter so Zeug.

Sahnes Wohnung bot in dieser Hinsicht keine Höhepunkte. Möbel aus Naturholz, ein riesiger Schreibtisch im Wohnzimmer, auf dem mehrere Kabel ankamen, die unnütz herumlagen. Hier hätte wohl der Laptop stehen sollen.

An den Wänden hingen Zeichnungen ihres Vaters. Autos, Menschen, Blumen. Eine mittelgroße Flachbildglocke hing an der Wand, auf dem Regal darunter standen DVDs. In der Küche schimmelten Paprika, Salat und Zwiebeln in einer Schüssel.

Nach dem groben Überblick teilte ich die Bude gedanklich in Planquadrate auf und checkte jedes einzelne gründlich. Ich fand lose Parkettbretter, die aber keine Schätze, sondern nur Staub verbargen.

In Kühlschränken ist es dunkel, wenn die Tür zu ist, trotzdem schaltete ich mich hinein und strich vorsichtig um den Inhalt. Flaschen und Saftpackungen in der Tür, Marmeladengläser, vermutlich ein Senfglas, ein kleiner, ungeöffneter Becher wie für Joghurt oder Sahne, eine Plastikpackung mit etwas, das nach Käse roch und eine pelzige Oberfläche besaß, und im Gemüsefach Organodildos in drei Durchmessern: möhrendünn, chiquitamedium und gurkendick. Nichts Aufregendes. Ich schlüpfte wieder aus dem Kühlteil und quetschte mich hinter den Badezimmer-Spiegel und in die Siphons von Waschbecken und Spülbecken, was mir einen grandiosen Würgereiz bescherte, den ich leider nicht ausleben konnte. Natürlich vermutete ich dort keinen Laptop, aber ein USB-Stick hätte uns ja sicher auch weiterhelfen können.

Teedosen, Zuckerdosen, Müslipackungen, alles wurde von mir durchströmt. Ich zischte durch jede Küchen-, Badezimmer und Schlafzimmerschublade und wollte entnervt aufgeben, als ich plötzlich einen Geistesblitz hatte.

Kaffeetasse. Stein hatte davon gesprochen, dass Gregors

Fingerabdrücke und DNA auf einer Kaffeetasse gefunden worden waren.

Ich hatte keinen Kaffee gefunden. Ich checkte die Küche noch einmal.

Kein Kaffeepulver. Kein Instantkaffee. Keinerlei Equipment zur Zubereitung von Kaffee. Keine Espressomaschine.

Unter diesen Bedingungen sollte selbst die Soko Sahne die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass die Beweise gegen Gregor hier deponiert worden waren.

Ich überlegte, was ich mit der Kaffeeinfo machen sollte, und kam endlich auf die einzig sinnvolle Idee: Ich schrieb Keller eine Mail. Es wurde Zeit, dass die Soko-Heinis mal von ihrer Fixierung auf Gregor abkamen, damit der wieder auf freien Fuß gesetzt wurde. Ohne ihn lief alles kreuz und quer. Ich war der Einzige, der so eine Art Überblick hatte, aber mir waren meist die Hände gebunden und – viel schlimmer – die Quatschklappe zugetackert.

Ich sah einfach keinen Zusammenhang zwischen Gregor und dem Mord an seiner Ex, aber irgendjemand hatte ihn Gregor in die Schuhe geschoben. Warum ausgerechnet ihm?

Mir fiel nur ein Grund ein, nämlich dass man Gregor gleichzeitig mit ihr ausschalten wollte. Und warum hatte man Gregor ausgeschaltet? Der gemeinsame Nenner, auf dem sich Gregor und seine Ex getroffen hatten, war das Altenheim. Welche Story Sahne im Altenheim recherchiert hatte, wusste ich nicht, aber Gregor hatte dort den Tod von Paulina Pleve untersucht.

Bevor ich diesen einen – den einzigen, um ehrlich zu sein – Ermittlungsstrang aufgab, wollte ich noch einmal sichergehen, dass ich nichts übersehen hatte. Ich begab

mich also zurück auf Start. In diesem Fall lag der Startpunkt auf dem Speicher, auf dem Paulinchen sich aufgehängt hatte.

Dort hing dieses Mal Wäsche zum Trocknen. So schnell ging selbst die Schürze zur Tagesordnung über, nachdem vor knapp zwei Wochen noch ihre Nachbarin im lauen Sommerwind geflattert hatte. Lau war der Sommerwind heute übrigens nicht. Im Gegenteil. Der Himmel war schwarz geworden, Böen peitschten durch die Dachfenster herein, ein Gewitter kündigte sich an.

Ich rief mir die Tatortuntersuchung in Erinnerung. Die Speichertür war geöffnet, als ich ankam, Paulina hing herum, sowohl Katrin als auch die Spusi hatten die Selbstmordthese unterstützt. Logo, wenn der Speicher von innen verschlossen war und der Schlüssel noch im Schloss steckte. Die Tür war ziemlich verzogen gewesen, wie ich mich erinnerte, aber sicher nicht so stark, dass jemand die abgeschlossene Tür in den Rahmen hätte drücken können. Oder? Ich flitzte in den Spalt zwischen Tür und Rahmen. Okay, da war reichlich Platz, aber trotzdem hätte dieser Trick nicht funktioniert.

Ein wildes Klappern riss mich aus meinen Betrachtungen. Die Tür rappelte in ihrem Rahmen, so stark piffte der Wind durch die zwei geöffneten Speicherfenster und die Luke im Treppenhaus. Die Speicherfenster waren diese ollen, einfach verglasten Fensterchen mit abgerundeten Ecken, die man mit einem perforierten Griff aufstellen konnte. Da käme niemand durch.

Die Tür rappelte wieder. Irgendetwas an dem Sound machte mich nervös. Es war nicht nur das hölzerne Klappern des Türblatts, sondern auch ein schrilles Klirren dabei, das auf einer unangenehmen Frequenz funkte. Ich flog höher. Die Fensterscheibe mit dem Eisblumenmuster saß so lose im Rahmen, dass ich vor meinem geistigen Auge

schon die nächste Tote hier liegen sah, die Halsschlagader von einer herabfallenden Glasscherbe aufgeschlitzt. Und wieder stünden hier die Kripos und die Spusis und die Schlitzer und würden von Selbstmord sabbeln ...

Ich stutzte.

Gregor und die Spusi und ich, wir alle hatten uns das Schloss der Tür näher angesehen und festgestellt, dass es unmöglich war, das Schloss von innen zu verriegeln und dann die Tür in den Rahmen zu drücken. Aber was wäre, wenn jemand den Glaseinsatz aus dem Türfensterchen herausgenommen hatte? Könnte man dann durch das Fenster greifen und die Tür von innen abschließen?

Meine Existenzform hat viele Vor-, aber auch einige Nachteile. Im Laufe der Zeit habe ich ein bisschen das Gefühl für Proportionen verloren. Logo, schließlich schwebe ich meist über allem.

Ich versuchte also, mir vorzustellen, wie hoch das Fenster lag, wie lang der Arm sein müsste, um hindurchzugreifen, mit der Hand nach dem Schlüsselloch zu fummeln, den Schlüssel tatsächlich hineinzustecken und dann noch umzudrehen ...

Keine Chance. Es könnte funktionieren oder auch nicht, ich würde es nicht feststellen. Und wieder benötigte ich Hilfe von einem Irdischen. Zum Kotzen.

FÜNFZEHN

2. Juli, Tag 5 nach Gregors Verhaftung

Jenny war spät dran. Ich hatte in ihrem Büro nachgesehen – Fehlanzeige. Cafeteria – nix. Ihr Auto stand auf dem Parkplatz, daher drehte ich eine Runde durch die ganze Abteilung. Bei den Kollegen, beim Chef, keine Jenny. Dann kam mir ein Verdacht. Ich postierte mich am Parkplatz und wartete mit wachsender Wut. Und dann kam er, der Tuntentrabbi von Offermännchen. Und wer saß drin? Jenny!

Die beiden knutschten wie hormonverseuchte Zwölfjährige, bevor Jenny endlich ausstieg. Sie lief zu ihrem Auto und – fuhr weg!

Hallo?

Ich folgte Jenny nach Hause. Sie duschte, was ich unter normalen Umständen durchaus hätte genießen können, föhnte sich die Haare, zog sich an und bitchte sich auf. Die von der letzten Nacht verschmierte Wimperntusche wurde durch neue ersetzt, aber dabei blieb es nicht. Nein, heute musste es die ganze Palette sein mit Smoky Eyes und Rouge Pearls und weiß der Geier, wie der ganze Dekokram heißt. Irgendwann, nach gefühlten zwei Stunden, war Jennymaus dann endlich parat. Sie fuhr ins Büro, ging an Offermännchens Büro vorbei, ohne hineinzuschauen,

holte sich einen Kaffee, warf einen Blick in ihren Posteingangskorb und schaltete den Computer ein.

Ich wartete weiter, was sollte ich auch sonst tun?

Endlich rief sie ihre Mails ab.

Meine war die siebzehnte.

Jenny starrte darauf, blinzelte, schüttelte den Kopf und starrte wieder darauf.

Himmel, was musste man der Frau Kommissarin noch alles bieten, damit sie kapierte, dass sie eine Akte vor-schnell geschlossen hatte?

Jenny druckte die E-Mail aus und rannte zu Offermännchens Büro. Es war leer. Sie zögerte, seufzte und dackelte zu ihrem Chef.

»Was soll ich damit anfangen?«, fragte sie ihn.

Der Chef las meinen Text: *Betreff: Paulina Pleve. Der Glaseinsatz der Speichertür, die von innen verschlossen war, ist lose. Wer ihn entfernt, kann durchgreifen und die Tür von innen verschließen. Also doch Mord?*

Der Chef blinzelte ebenfalls ein paarmal, fragte Jenny, ob sie schön häufiger Post vom *Geist der Wahrheit* bekommen habe, und wiegte den Kopf hin und her.

»Haben Sie die Wohnung schon wieder freigegeben?«, fragte der Chef.

Jenny nickte.

»Trotzdem, fahren Sie mal hin und schauen Sie, ob es stimmt, was hier steht. Dann öffnen wir die Akte wieder.«

Ich traute der verknallten Jennymaus keine zwei Meter weit, daher simste ich Birgit an. Sie hatte noch nicht gefrühstückt, erklärte sich aber bereit, zu der von mir angegebenen Adresse zu fahren und Jenny dort zu treffen.

Dann bist du ein Kollege von Gregor?, fragte sie wieder.

Ich grinste. Diese Frau war wie ein Pitbull. Wenn sie sich einmal in etwas verbissen hatte, ließ sie nicht mehr

los. Genau so jemanden brauchte ich, um Gregors Haut zu retten.

So ähnlich, simste ich zurück.

Bin unterwegs, antwortete Birgit.

Ich beobachtete, wie sie schnell einen Espresso kippte und eine Schüssel Müsli inhalierte, ihre Tasche mit Keksen, Rosinen, getrockneten Aprikosen und Mangoschnitzen, kandiertem Ingwer, Walnüssen, zwei Äpfeln und einer ganzen Rolle Traubenzucker bestückte, damit sie die halbe Stunde bis zum nächsten Bäcker überbrücken konnte, und sich in ihr Cabrio setzte. Heute blieb das Verdeck geschlossen, denn nach dem Gewitter der letzten Nacht hatte sich das Wetter noch nicht wieder beruhigt. Es nieselte.

Birgit und Jenny kamen fast gleichzeitig vor Paulinas Haus an. Jenny traute ihren Augen kaum.

»Was machst du denn hier?«, fragte sie.

Für mich klang ihre Stimme unentschlossen, ob sie nun überrascht, erfreut oder genervt sein sollte.

»Ich bin hierherbestellt worden«, sagte Birgit.

»Vom Geist der Wahrheit?«, fragte Jenny.

Birgit nickte grinsend. »Du auch?«

Jenny stieg die Treppe hinauf, Birgit schwitzte hinterher. Sie musste mindestens fünf Pausen einlegen und war trotzdem völlig außer Atem, als sie oben ankam.

»Und jetzt kommt der Moment der Wahrheit«, sagte Jenny. Während sie ein Paar dünne Schutzhandschuhe überstreifte, erläuterte sie Birgit den Fall und die Fragestellung. Dann öffnete Jenny die Speichertür einen Spalt breit und fasste vorsichtig von beiden Seiten an den Glaseinsatz in der Speichertür. Er klapperte.

»Sitzt lose, aber nicht ... Hoppla!«

Jenny hielt den Glaseinsatz in den Händen. »Kannst du mir den mal abnehmen?«

Birgit war clever genug, erst ein Taschentuch aus den Tiefen ihrer Tasche hervorzuzaubern, dann griff sie zu. Sie stellte das Glas in eine Ecke des Absatzes und wandte sich wieder der Tür zu. Der Glaseinsatz war mit einer Art Kitt befestigt gewesen, der sicher einige Jahrzehnte auf dem Buckel hatte. Er war porös und an einer kompletten Längsseite mit einem scharfen Messer sauber abgeschnitten. Birgit hatte das ebenfalls bemerkt und pffft leise. Dann zeigte sie Jenny die Stelle, die ein Foto mit ihrem Handy schoss.

Jenny schloss die Tür und steckte den rechten Arm durch das Fensterloch. Sie versuchte, bis ans Schloss zu reichen, kam aber nicht ganz hin.

»Hast du längere Arme?«, fragte sie Birgit.

Auch bei Birgit reichte die Armlänge nicht.

»Okay, war eine gute Idee, funktioniert aber nicht«, sagte Jenny und zog ihre Handschuhe aus.

»Moment«, murmelte Birgit.

Ich hielt die Luft an. Der Pitbull in Birgit hatte eine Spur aufgenommen. Sie öffnete die Tür zum Speicher und stellte sich unter den Dachbalken, den Jenny ihr zeigte. »Hier hing sie.«

Birgit sagte einige Sekunden nichts, dann watschelte sie zurück auf den Treppenabsatz, kramte in ihrer Tasche herum und verdrückte in Windeseile drei riesige Kekse. Jenny lehnte ab.

»Wenn ich eine Frau an den Balken hängen wollte, bräuchte ich eine Leiter«, sagte Birgit.

»Lag unter ihr«, erklärte Jenny.

»Eine eigene«, nuschelte Birgit um zwei getrocknete Aprikosen herum. »Auf der einen Leiter steht ja die Frau ... Sie stand doch selbst, oder? Alles andere wäre ja auch sehr, sehr schwierig.«

Jenny blickte ratlos. »Ja. Sie hatte Schlafmittel einge-

worfen, davon war sie bestimmt ziemlich benebelt. Aber der Obduktionsbefund sagte aus, dass sie noch genug Muskelspannung hatte, um zu stehen.«

Zwei Walnusshälften fanden den Weg zwischen Birgits weiße Zähne. »Okay. Ich habe also ein leicht betäubtes Opfer, das aber immer noch aus eigener Kraft steht. Das bedeutet, ich brauche eine Leiter, auf der Paulina steht, und eine für mich. Dann beuge ich mich zu ihr herüber, lege die Schlinge um den Hals und ziehe das Seil über den Balken. Und dann stoße ich ihre Leiter weg.«

Jenny nickte.

»Paulinas Leiter bleibt hier liegen, weil sie für den Schauplatz eines Selbstmordes nötig ist, aber meine eigene Leiter nehme ich wieder mit hinaus.«

Birgit ging zur Tür, in der das Fensterglas fehlte und versuchte, die Distanz zwischen dem Fensterchen und der Türklinke mit dem Arm abzumessen.

»Wenn ich mir jetzt vorstelle, ich stünde höher ...«

Sie hatte absolut recht. Wenn sie auf einer Leiter, ja selbst wenn sie auf einem Höckerchen stünde und ihre Schulter auf Höhe des Fensterchens wäre, könnte sie mit dem ganzen Arm durch das Loch greifen. Auf diese Art wäre es ein Kinderspiel, den Schlüssel im Schloss herumzudrehen.

Jenny rief die Spusi.

Birgit hatte sich unaufgefordert verzogen, denn es wäre nicht recht erklärbar, warum die schwangere Freundin des Freundes des mordverdächtigen Kollegen von Jenny sich bei einer Tatortuntersuchung befand. Sie schickte mir eine SMS, die ich vom Display ihres Handys ablesen konnte, und startete den Wagen. Statt zu drehen und nach Hause zu fahren, bog sie an der nächsten Kreuzung rechts ab. Sie war auf dem Weg ins Heim.

Ich düste zu Martin ins Institut, denn ich brauchte mal wieder jemanden, mit dem ich direkten Kontakt aufnehmen konnte. Die Simserei mit Birgit war furchtbar umständlich, außerdem gab es momentan zu viele Fronten, an denen wir Präsenz zeigen mussten, als dass wir zwei das alles noch allein schaffen konnten. Mein Plan, Gregor noch vor dem Wochenende in Freiheit zu sehen, war jetzt schon nicht mehr sehr realistisch, aber aufgeben wollte ich noch nicht. Deshalb also: auf zu Martin. Als ich bei ihm eintraf, blieb mir allerdings die Spucke weg. Virtuell natürlich. Keller und Stein standen neben Katrins Schreibtisch und warteten, während sie ihren Computer ausschaltete und die Anrufweiterleitung an ihrem Telefon aktivierte.

»Das ist doch lächerlich«, sagte Martin mit zitternder Stimme. »Erst verdächtigen Sie Kommissar Kreidler und jetzt auch noch Frau Zang. Das wird ja immer absurder.«

»Ich bin sicher, dass sich alles aufklären wird«, sagte Katrin zu Martin. Ihre Wut brodelte wie die Gewitterküche draußen. Ich würde nicht in ihrer Nähe sein wollen, wenn sie explodierte. Obwohl sie mir ja nicht gefährlich werden konnte, immerhin war ich schon tot. Aber wenn Stein, der lackierte Schnösel, oder Keller, der heute einen dicken Marmeladenfleck auf seinem Hemd spazieren führte, sich nicht mächtig vorsahen, wären sie die nächsten beiden Leichen in diesem undurchsichtigen Fall.

Ich blieb natürlich nicht bei Martin, sondern begleitete Katrin, die in die Soko-Zentrale Düsseldorf geschleift und dort befragt wurde.

»Frau Zang, wer kann bestätigen, dass Sie am vergangenen Freitagabend in Renesse waren?«

»Ich habe Ihnen die Namen doch schon genannt«, sagte Katrin bemüht ruhig.

»Wir haben die Damen ja auch gefragt. Allerdings kam bei einer zweiten Befragung etwas sehr Interessantes zum Vorschein. Zwischen Freitagabend zehn Uhr und Samstagmorgen neun Uhr kann niemand Ihre Anwesenheit bestätigen.«

»Na und?«

»Warum haben Sie sich am Freitag aus der gemeinsamen Feier ausgeklinkt?«

Katrin verdrehte die Augen und holte tief Luft, antwortete dann aber trotzdem in einem nur ansatzweise zickigen Tonfall. »Ich hatte Kopfweh und war nicht auf der Suche nach einem Typen für die Nacht.«

»Und da haben Sie sich friedlich ins Bett gelegt und zehn Stunden geschlafen?«

»Nein, ich habe erst zwei Stunden ferngesehen und dann geschlafen. Allerdings nicht bis neun, sondern nur bis sieben. Dann bin ich am Strand joggen gegangen, habe geduscht und war um acht am Frühstückstisch.«

»Ob Sie nun um acht oder um neun im Frühstücksraum saßen, ist mir ziemlich egal«, nuschelte Keller. »So oder so hätten Sie die ganze Nacht Zeit gehabt, um schnell nach Köln und wieder zurück zu fahren, nicht wahr?«

Katrin zuckte die Schultern und schwieg.

»Und da Sie nicht nur die Konkurrentin loswerden wollten, sondern den untreuen Geliebten gleich mit dazu, haben Sie ein paar Indizien in der Wohnung des Opfers verteilt.«

Katrin wurde blass.

»Sie haben das geschickt angestellt«, sagte Stein. Von seinem schmalzigen Gesülze, mit dem er Katrin am Mittwochabend angeschleimt hatte, war nichts mehr übrig. »Erst platzieren Sie alle Hinweise auf Kreidler, spielen aber zunächst noch die treue Freundin und zieren sich, als es darum geht, uns seine Jacke auszuhändigen. Dann

entschließen Sie sich doch, die Wahrheitsfindung zu unterstützen, und bringen uns seine Jacke, mit der Sie ihn noch zusätzlich reinreiten.«

Katrins Halsschlagader begann zu pochen. Ich spürte das wie die Schläge einer Bassdrum, denn ich klebte direkt daneben an ihrem Hals.

»Kollege Keller bemerkte, dass die Tassen in Ihrer Wohnung dieselben sind wie die Tasse, die in Frau Haulschilds Wohnung die Spuren von Kreidler aufwies. An Ihrem Wandbord waren allerdings alle Tassen vollzählig. In Kreidlers Wohnung nicht. Dort fehlte eine. Die haben Sie in die Wohnung des Opfers gestellt.«

Jetzt zitterten Katrins Hände. Mir wurde schlecht. Katrin konnte grässlich zerstückelte, verweste, mumifizierte, sogar mit Flüssigkunststoff überzogene Leichen filetieren, ohne dass jemals ihre Hand gezittert hätte, aber jetzt war sie fertig. Entweder würde sie gleich ex- oder implodieren.

»Was sagen Sie dazu?«, fragte Stein.

Erstaunlicherweise blieben beide Plosionen aus. Stattdessen konnte ich sehen, wie Katrin sich auf einmal entspannte. Diese Entspannung begann genau in der Mitte des Kopfes, lief an den Schläfen und Wangen hinab, löste den Nacken, die Schultern und alles, was weiter unten kam. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Da hätte sich selbst ein indischer Yogi noch was abgucken können.

»Kein Richter auf der Welt wird Ihnen einen zweiten Haftbefehl für ein und denselben Mord geben«, sagte Katrin. Ihre Stimme war so kalt, dass ich die Eiszapfen an ihren Stimmbändern klirren hörte. »Also entscheiden Sie sich, ob Sie nun Kriminalhauptkommissar Kreidler oder mich verdächtigen.«

Stein, der offenbar auch mit einer anderen Reaktion gerechnet hatte, zuckte zurück. Keller leckte sich schmatzend über die fleischigen Lippen, als suche er nach Essbarem.

Ob sein enttäuschter Seufzer sich auf Katrins plötzliche Souveränität oder auf die vergebliche Futtersuche bezog, konnte ich nicht erkennen.

Katrin saß mit durchgestrecktem Rücken und erhobenem Kinn auf ihrem Stuhl. »Wenn Sie sonst keine Fragen mehr haben ...« Sie griff nach ihrer Tasche und erhob sich. »Schönen Tag noch, die Herren.«

SECHZEHN

Ich fand Birgit bei Susannes Vater im Garten. Er zeichnete wieder Gesichter: die Tausendjährige, die in ihrem Rollstuhl eingepennt war, die beiden Männer, die Schach spielten oder zumindest so taten. Ich jedenfalls sah keinerlei Bewegung an ihrem Tisch. Sie glotzten einfach auf das Brett, auf dem die Figuren nach keinem für mich erkennbaren Schema herumstanden. Ich persönlich bin ja überzeugt, dass Schachfiguren zu Beginn des Spiels lebendige Menschen in entsprechender Verkleidung waren, die dann aber vor lauter Langeweile versteinerten, weil einfach nix passierte. Ob die beiden Gruftflüchter überhaupt noch genug Hirn in der Denkschüssel hatten, um zu wissen, was die schwarz-weißen Kästchen bedeuteten?

Und was schwappte noch in Hauschilds Denkschüssel herum? Er reagierte nicht wirklich auf Birgits Fragen. Oder anders gesagt: Er reagierte schon, nur nicht mit verständlichen Antworten, sondern mit Zeichnungen.

Als Birgit fragte, ob Hauschild Gregor in letzter Zeit gesehen habe, zeichnete Hauschild Gregor als Jugendlichen. Wow!

»Wie geht es ihm?«, fragte Hauschild plötzlich. »Hat er das Mokick noch?«

»Nein«, sagte Birgit. »Er hat jetzt ein Auto.«

Hauschild zeichnete einen Käfer.

Birgit lachte. »Keinen Käfer. Ein neues Auto. Einen Audi.«

Hauschild zeichnete einen Audi TT.

»Nicht so sportlich«, korrigierte Birgit. Der nächste Versuch war ein Treffer: Ein A4.

In einem weit entlegenen Teil meines Bewusstseins klingelte ein kleines Glöckchen. Das Geräusch nervte, zumal ich wusste, dass mir das Klingeln etwas sagen wollte.

Ich hatte etwas Wichtiges übersehen.

Sahnes Auto.

Ich düste zurück zu Martin, der noch im Büro saß und für zwei arbeitete, da Katrin nach ihrer Vernehmung nicht wieder aufgetaucht war.

»Wir sollten uns das Auto von Susanne mal vornehmen«, rief ich.

Martin zuckte zusammen. »Was heißt hier vornehmen?«, fragte er.

»Wo ist das überhaupt? Ich war in ihrer Wohnung, da ist nichts mehr, was uns hilft. Aber was ist mit ihrem Auto? Hat die Kripo das durchsucht? Steht es überhaupt vor ihrer Wohnung?«

»Woher soll ich das wissen?«, maulte Martin.

Stimmt, woher sollte er das wissen? Ich müsste das checken. Aber bevor ich den Gedanken in die Tat umsetzen konnte, überraschte mich Martin mit einer Einladung.

»Ich fahre zu Gregor. Kommst du mit?«

Wer könnte dazu schon Nein sagen?

Gregor sah so richtig scheiße aus. Um Jahre gealtert, grau, faltig und schlaff. Dass ihn fünf Tage im Knast so runterziehen würden, hätte ich nicht erwartet. Ein bisschen

mehr Durchhaltevermögen sollte ein guter, deutscher Bulle schon haben.

»Danke, dass du gekommen bist«, sagte Gregor.

»Gern geschehen. Ich bin dein Freund. Ich stehe zu dir«, sagte Martin.

Das kann er. So sentimentalseliges Zeug sabbeln, darin ist er groß.

»Stein war hier und hat mich noch einmal verhört. Er verdächtigt jetzt Katrin«, murmelte Gregor. »Weißt du etwas davon?«

Martin schüttelte den Kopf.

»Ich weiß was!«, brüllte ich dazwischen, aber Martin winkte ab.

»Wie kommen die auf diesen Scheiß?«, fragte Gregor.

»Es ist sicher nur ein Missverständnis«, säuselte Martin.

»Die Indizien, die am Tatort platziert wurden ...«, begann ich, aber Martin wollte das Thema offenbar ums Verrecken nicht vertiefen.

Gregor raufte sich die Haare, dann streckte er den Rücken durch und blickte Martin ins Gesicht. Seine Augen waren zwar gerötet, aber jetzt hatte er wieder diesen Kilerblick drauf.

»Martin, sag mir die Wahrheit: Wie kommen die auf Katrin? Hat sie sich in die Ermittlungen eingemischt?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

Jetzt hielt ich freiwillig die Quatschklappe. Ich wollte sicher nicht derjenige sein, der Gregor berichtete, dass seine Liebste seine Jacke zu Kommissar Stein geschleppt hat, damit er die Schuppen und die Fasern ordentlich mit den Spuren an der Leiche vergleichen konnte.

»Katrin darf sich nicht einmischen. Sag ihr ...« Gregor schluckte. »Sag ihr, dass sie mich vergessen soll.«

Martins Kopfschütteln sah ähnlich unkoordiniert aus

wie das von Lukas, dem Lokomotivführer aus der Augsburger Puppenkiste.

»Das ist keine Bitte, es ist eine Anweisung«, sagte Gregor ernst. »Unter Freunden. Haltet euch da raus!«

»Schwachsinn«, brüllte ich. Das fehlte mir noch, dass Gregor Martins ohnehin kaum vorhandene Bereitschaft zur Mithilfe durch geheimnisvolle Andeutungen total abwürgte. Wie, zum heiligen Turbolader, sollte ich denn ganz allein die Wahrheit herausfinden? Ich brauchte Martin!

»Warum?«, fragte Martin.

Gregor fuhr sich mit den Händen durchs Gesicht, dann seufzte er. »Erinnerst du dich, dass ich einen Anruf bekam am Sonntag, gerade bevor die Kollegen mich einkassiert haben?«

Martins Kopf wackelte wieder auf diese seltsame Marionettenart. Was immer das auch bedeuten sollte, ich erinnerte mich an den Anruf.

»Jemand sagte: Halt die Klappe, sonst ist Katrin die Nächste.«

Martin wurde bleich.

»Diese Warnung gilt für dich genauso.«

»Nein!«, brüllte ich. »Wir können Gregor nicht hängen lassen.«

»Aber wenn jemand Beweise manipuliert, könnte es passieren, dass du wirklich ...« Martin versagte die Stimme.

Gregor nickte. Er hatte Tränen in den Augen. »Lieber gehe ich in den Knast, als dass Katrin etwas zustößt.«

Martin schwieg eine gefühlte Ewigkeit, dann schüttelte er den Kopf. »Wir können nicht tatenlos zusehen ...«

Gregor wurde wütend. »Ich will nicht, dass euch etwas passiert!«

Martin winkte ab. »Du hast mich missverstanden.« Er warf einen Seitenblick auf den Beamten, der in der Nähe der Tür stand, und lehnte sich dann so weit wie möglich

über den Tisch. »Du erinnerst dich doch noch an den Fall von dem Autoknacker?«, flüsterte er.

Der meinte mich!

»Ja.«

»Er ist, äh ...«

Gregors Augen wurden groß. »Ist der etwa immer noch da?«

»Ja!«, brüllte ich. »Natürlich bin ich noch da. Hallo Gregor!«

Martin stöhnte. Oh, da war ich wohl in meiner Begeisterung etwas zu laut geworden.

»Er kann dir helfen.«

Immer wieder schön, wenn andere Leute über einen verfügen, das hatte ich schon zu Lebzeiten gehasst. Aber für meinen Lieblingsbullen war ich bereit, eine Ausnahme zu machen. Sollte Martin ruhig meinen Zuhälter spielen, so lange der Freier Gregor hieß und der Auftrag seine Rettung war. Allerdings war das ohne Martin praktisch nicht zu machen.

»Wir machen eine Uhrzeit aus, zu der er zu dir kommt. Dann kannst du mit ihm reden.«

»Hast du Lack gesoffen?«, fragte ich Martin.

»Wie meinst du das?«, fragte Gregor.

»Wenn du einen Verdacht hast, dann sprich ihn aus. Wenn Pascha jemanden observieren soll, dann macht er das. Wenn er etwas suchen soll ...«

Gregor rautte sich nachdenklich die Haare. »Ist er zuverlässig?«

»Nein.«

»Danke, Arschloch«, flötete ich. »Warum bietest du meine Dienste erst an, wenn du mich dann gleich schlechtmachst?«

»Gregor muss wissen, worauf er sich einlässt«, ranzte Martin mich an.

»Und was passiert mit dem, was ich ihm erzähle?«, löcherte Gregor ihn schon weiter. »Nehmen wir an, ich hätte eine Idee, wen er beobachten soll, dann kann er seine Beobachtungen nur dir mitteilen, richtig?«

Martin nickte. »Genau. Und ich komme zu dir und berichte ...«

»Nein«, sagte Gregor. »Ihr alle haltet euch da raus. Du und Katrin und Birgit und dieses kleine Gespenst auch.«

Jetzt war ich aber enttäuscht. Kleines Gespenst! Als ob ich hier zur Kinderbelustigung den Clown spielte!

»Ich nehme die Drohung sehr ernst«, fuhr Gregor fort. Martin nickte.

»Wenn ich mitbekomme, dass ihr da draußen Mist baut, dann gestehe ich den Mord!«

Martin wurde bleich wie sein geripptes Unterhemd.

»Na toll«, sagte ich. »Jetzt hat der Herr Kommissar dir so richtig Angst gemacht und du legst die Füße hoch, damit dir nur ja niemand drauftritt. Leider wird Gregor für den Rest seines Lebens ...«

»Wer sagt denn, dass ich die Füße hochlege?«, unterbrach Martin mich. »Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich es zulasse, dass mein bester Freund in den Knast wandert, obwohl er völlig unschuldig ist?«

Ich leerte meinen Geist von allen spöttischen, abfälligen, herablassenden, kritischen oder sonst üblichen Gedanken in Bezug auf Martin, damit er nur ja keine negativen Wellen von mir spürte.

Natürlich hielt ich ihn für einen Feigling und es würde sich erst noch zeigen müssen, wie ernst es ihm mit der Rettungsaktion wirklich war, aber momentan war mir nach lautem Singen zumute. Endlich schien es, als ob Martin wieder mit im Spiel war.

Ich bekam von Birgit eine Nachricht, dass sie von Hans Hauschild nichts Neues erfahren hätte. Mist. Aber was machte das schon angesichts der Tatsache, dass Martin volle Kooperation zugesagt hatte?

»Ich habe über Gregors Situation nachgedacht«, verkündete Martin beim Abendessen, das aus Spinatsüppchen, einem Vollkornbratling und einem grünen Gekröse bestand, das so ähnlich klang wie Alfasprossen. Birgit schob wenigstens noch eine halbe Packung Schokokekse hinterher.

»Ich werde ihm helfen müssen.«

»Gut«, sagte Birgit. »Was machen wir?«

»Wir machen gar nichts«, erwiderte Martin streng. »Du schonst dich.«

»Ich langweile mich zu Tode«, entgegnete Birgit. »Außerdem ist Gregor auch mein Freund.«

»Für dich ist das zu gefährlich.«

Ich rechne es Birgit hoch an, dass sie nicht vor Lachen vom Stuhl plumpste.

»Was soll daran gefährlich sein, wenn ich ein bisschen mithelfe? Ich bin nicht sicher, ob Jenny von selbst auf die Idee mit der Tür gekommen wäre ...«

Martin wurde kalkweiß. »Birgit, spionierst du etwa schon in dem Mordfall herum?«, fragte er mit zitternder Stimme.

Birgit nickte fröhlich und stopfte sich einen ganzen Keks in den Mund.

»Das geht nicht! Hörst du? Das darfst du nicht«, stammelte Martin. »Gregor wurde gelinkt. Man hat ihm gedroht, dass er den Mund halten muss, damit Katrin nichts passiert. Deshalb sitzt er jetzt im Gefängnis und verteidigt sich nicht. Weil er um Katrins Leben fürchtet. Und jeder, der sich da einmischt, ist auch in Gefahr.«

Birgit wurde blass. Ich sagte ja, sie ist nicht blöd. Sie

erschrickt nicht wie Martin vor ihrem eigenen Schatten, aber in eine echte Gefahr rennt sie nicht kopflos hinein. Sie überlegte.

»Wer bedroht ihn?«

»Eben das weiß er ja nicht! Deshalb ist die Situation doch so undurchsichtig. Und je undurchsichtiger, desto gefährlicher, weil niemand weiß, aus welcher Richtung die Gefahr droht.«

Der nächste Keks verschwand zwischen Birgits Lippen. Sie kaute nachdenklich und schluckte. »Aber dann bist du auch in Gefahr.«

»Ich bin es meinem besten Freund schuldig.«

Martin sieht so voll oberpeino aus, wenn er den harten Macker gibt, dass ich mich beherrschen musste, nicht laut loszubrüllen.

»Ich auch«, sagte Birgit. »Außerdem ist die Gefahr für jeden einzelnen geringer, wenn möglichst viele Leute Bescheid wissen. Zwei Leute verschwinden zu lassen, ist schwieriger als einen allein.«

Erstklassiges Tatortwissen – aber natürlich hatte Birgit recht. In diesem Fall hatte das öffentlich-rechtliche Fernsehen seinen Bildungsauftrag erfüllt, wenn auch die rechtsmedizinische Beratung der Fernsehkrimis eher von den Gebrüdern Grimm zu stammen scheint.

Bevor die beiden zu einer Einigung kommen konnten, klingelte Martins Handy. Er hatte Bereitschaft und wurde zum Dienst gerufen. Er befahl Birgit – anders konnte man das wirklich nicht nennen –, keinen Unfug anzustellen, dann ging er.

SIEBZEHN

Birgit kam so gegen halb neun bei Karpi an. Eigentlich war es viel zu früh für einen Nachtclubbesuch, aber freitags bot das Karpi zwischen acht und zehn eine Happy-Cocktail-Hour. Entsprechend war das Publikum, das sich vor dem Eingang drängte. Der Türsteher machte seinen Job gut und ließ sich jeden Ausweis zeigen.

Als Birgit endlich an der Reihe war, wollte er sie durchwinken, aber Birgit lächelte ihn freundlich an, legte beide Hände auf den Bauch und fragte fröhlich: »Sehe ich so aus, als wollte ich Cocktails trinken?«

»Ob du wolltest, kann ich nicht sagen. Ob du solltest, ist eine andere Frage.«

Der Typ, der so schlagfertig dahersabbelte, sah aus, wie Rausschmeißer in Nachtclubs eben aussehen. Also groß, breit, spiegelnd blank polierte Glatze, schwarze Klamotten und Ziegenbart. Seine Augen konnte man hinter der verspiegelten Brille nicht sehen.

»Sind Sie Yuri?«, fragte Birgit.

Er schob sie zur Seite, winkte die aufgebitchten Perlhühner hinter ihr durch und tat dann so, als ob Birgit gar nicht mehr da wäre.

»Ich komme wegen Paulina.«

Der Fleischberg spielte weiter Holzindianer.

»Paulina wurde ermordet.«

Keine Reaktion.

»Die Kripo kommt bei den Ermittlungen nicht richtig weiter, weil der zuständige Ermittler gelinkt wurde. Ich will wissen, von wem.«

Keine Reaktion des Fleischberges.

»Der Ermittler ist mein Freund. Wenn Sie nicht Yuri sind, ist er Ihr Kollege, Paulina war seine Freundin. Wir alle brauchen Ihre Hilfe.«

»Abmarsch«, wollte ich Birgit zurufen, aber natürlich hörte sie mich nicht.

»Okay, wenn Sie mir nicht helfen wollen, rede ich noch mal mit Karpi.«

Birgit ging an dem Fleischberg vorbei in den Nachtclub und drängte sich durch die zuckenden und hüpfenden Gestalten zum Aufzug. Die Türen blieben zu.

Ich schaltete mich zurück zu dem Fleischberg, der sein Handy am Ohr hatte.

»... wegen Paulina«, sagte er gerade.

»Bullen?«, quäkte aus dem Lautsprecher.

»Nee. Die Freundin von einem Bullen, der gelinkt worden ist.«

»Wie bitte?«

»Mann, was weiß ich denn? Die Tussi ist schwanger und blond. Sagt dir das was?«

Schweigen am anderen Ende.

»Was ist, Yuri? Wann kommst du wieder? Es tut mir leid mit deiner Freundin, aber ich habe keinen Bock, das ganze Wochenende allein hier zu stehen. Wenn du nicht kommst, sag dem Boss Bescheid, damit er einen Ersatz sucht.«

»Ich denk drüber nach.«

Die Verbindung wurde getrennt.

Okay, das hatte noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Ich überlegte noch, wie ich an Yuris Adresse kommen sollte, als der Fleischberg unter mir plötzlich in Bewegung geriet. Er hielt die ankommenden Hupfdohlen mit einer Handbewegung auf, verschwand im Club und schloss die Tür hinter sich. Vor der Tür regte sich lautstarker Protest, aber davon bekam die Spiegelbirne nichts mehr mit. Der Kerl walzte sich einen Weg durch die dunkle Höhle, tippte den Zugangscode in das Kästchen neben dem Aufzug und besuchte Karpi in seinem Kellerverlies.

»Boss, Yuri hat die Bullen am Sack.«

Aha, die Loyalität zum Geldgeber war größer als die zum Kollegen.

Karpi trug heute einen Satinanzug in kiwigrünem Schlangenledermuster. Kein Wunder, dass sein Türklopper die Spiegelbrille nicht abnahm. Der Kerl hatte Angst, blind zu werden.

»Warum?«, nuschelte Karpi um den Strohalm eines ebenfalls grellgrünen Drinks herum, der aussah wie das Zeug, das Ironman gegen seine Palladiumvergiftung trinken muss. Das Glas fasste mindestens einen Liter, und Karpi saugte mit einem einzigen Zug die Hälfte davon leer.

»Paulina.«

»Idiot«, nuschelte Karpi. »Die Pussy hat ihn verarscht.« Der Fleischberg zuckte die Schultern.

»Geh wieder auf deinen Posten.«

Ich ließ den Fleischberg ziehen und wartete auf das, was Karpi nun tun würde, aber zunächst tat er eine ganze Zeit lang nichts. Dann endlich griff er zu einem seiner Festnetztelefone. Er hatte gerade angefangen eine Nummer zu wählen, als die Tür seines Büros wieder aufging. Birgit erschien auf der Schwelle.

So sehr ich Birgit mag – dieses Mal war ihr Timing einfach scheiße.

»Wie kommst du denn hierher?«, fragte Karpi seufzend.

»Ich suche Yuri.«

»Wie bist du in den Aufzug gekommen?«

»Eins-neun-vier-drei.«

»Scheiße, Mädel, woher kennst du den Code?«

»Habe ich abgeschaut, als der Türsteher runterkam.«

Karpi schüttelte den Kopf mit dem ganzen daran hängenden Speck.

»Yuri?«, erinnerte Birgit ihn.

»Ich habe ihn nicht versteckt.«

Birgit überlegte einen Moment. »Gregor Kreidler ist geklinkt worden. Jemand hat ihm einen Mord in die Schuhe geschoben, den er nicht begangen hat. Unter anderem deshalb sind die Ermittlungen im Fall von Yuris Freundin ins Stocken geraten. Keine Ahnung, ob das alles zusammenhängt, aber ich bin sicher, dass Yuri mir zu diesem ganzen Schlamassel etwas sagen könnte. Deshalb bitte ich Sie, mir zu helfen.«

»Warum sollte ich?«, fragte Karpi.

Birgit zuckte die Schultern. »Um der Gerechtigkeit willen.«

Karpi brach in ein glucksendes Lachen aus, das sich zu einem seltsam blubbernden Brodeln entwickelte und dann in einem leisen Gurgeln endete. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Weißt du, wer ich bin?«, fragte er immer noch leicht außer Atem.

»Nein«, sagte Birgit. »Entschuldigung, darf ich mich setzen?«

Karpi nickte und Birgit zog einen klapprigen Holzstuhl vor Karpis Schreibtisch. Sehr langsam und vorsichtig vertraute sie dem Ding ihr Gewicht an.

»Ich bin einer von den Männern, vor denen deine Mama dich immer gewarnt hat.«

»Anlageberater?«, fragte Birgit.

Karpi prustete los und kicherte eine Weile mit schwabbelnden Kinnen vor sich hin.

»Schlimmer«, sagte er dann plötzlich todernst. »Viel leicht bist du hier in Gefahr, kleine blonde Frau.«

Birgit pustete sich eine Strähne aus der Stirn. »Hm, darüber habe ich mir bisher keine Gedanken gemacht. Sollte ich?«

»Dazu ist es jetzt sowieso zu spät.«

Birgit seufzte. Der Seufzer ging in ein Bäuerchen über. »Entschuldigung. Das passiert mir dauernd.«

Karpi griff in seine Schreibtischschublade und warf ihr einen Beutel Pistazien zu, von denen Birgit eine Handvoll nahm. Sie fing an zu knacken.

»Sie wollen mir also nicht helfen? Mir und Gregor Kreidler?«

»Ich bin nicht die Caritas.«

»Und ich bin nicht Mutter Theresa. Trotzdem ...«

Karpi brachte sie mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Wenn ich anfangs, ohne Gegenleistung Gutes zu tun, ist mein Ruf ruiniert. Dann kann ich mein Geschäft dichtmachen.«

»Den Nachtclub?«, fragte Birgit.

Karpi winkte prustend ab. »Wenn es aber um ein Geschäft ginge, das du mir vorschlägst, wäre das eine Überlegung wert«, sagte Karpi.

»Wapf für eine Gegenleipftung pftellen Sie sipf denn vor?«, fragte Birgit mit vollem Mund.

»Mach mir ein Angebot.«

»Puh! Ich habe ja keine Ahnung, was Sie interessieren könnte.« Birgit kaute schneller. »Geld sicher nicht. Vielleicht ...«

»Vielleicht möchtest du dein Kind nach mir nennen?«

Birgit wurde blass. »Karpi?«

Karpi schüttelte den Kopf. »Karpi ist ein Kosename. Der richtige Name ist Anatol.«

»Und wenn es ein Mädchen wird?«

»Katharina.«

Birgit holte drei Mal tief Luft, versuchte vermutlich, in sich hineinzuhören, ob es ein Mädchen oder ein Junge war, hoffte mit ziemlicher Sicherheit auf ein Mädchen und nickte. »Okay.«

»Wie erklärst du das dem Schlafanzug, mit dem du letztes Mal hier warst?«

»Das lassen Sie meine Sorge sein«, erklärte sie kühl. »Deal?«

Karpi schüttelte vorsichtig Birgits ausgestreckte Hand und schrieb dann ein paar Ziffern auf ein Blatt Papier, das er ihr reichte.

»Bitte.«

»Was soll das sein?«, fragte Birgit entgeistert.

»Du bist doch ein helles Köpfchen«, sagte Karpi mit einem breiten Grinsen. »Das bekommst du schon heraus.«

Mist! Ich hatte doch glatt vergessen, Birgit zu informieren, dass sie Karpi nach den abgeschirmten Räumen fragte, aber vermutlich war es auch besser, dass wir ihm nicht zu viel auf einmal zumuteten. Wenn Birgit das Zahlenrätsel löste, und ich ging fest davon aus, dass sie dazu in der Lage wäre, dann könnte sie immer noch auf die seltsame Festung in der Festung zu sprechen kommen und nach dem Grund für die hermetische Abschottung fragen.

Ich begleitete Birgit nach Hause und beobachtete, wie sie sich mit dem Zettel an den Esstisch setzte und darauf starrte. Es waren zehn Ziffern, jede Ziffer kam ein einziges Mal vor, die ersten beiden waren Null und Zwei, aber da-

nach ging es nicht etwa mit vier und acht weiter, sondern bunt durcheinander. Ich konnte keinen Zusammenhang nach dem Motto »Ergänzen Sie sinngemäß« entdecken. Offenbar ging es Birgit ähnlich, denn sie stützte den Kopf in die Hände, dann passierte lange Zeit nichts mehr. Bis ihr der Kopf auf den Tisch sackte und sie anfang zu schnarchen. Na, klasse!

Ich zischte zurück zu Karpi und hoffte, dass ich dort eine Info über Yuri finden konnte, aber Karpi war nicht in seinem Büro. Auch oben im Nachtclub war er nicht.

Ich hing noch eine ganze Weile in dem Zappelbunker herum und entspannte mein Hirn zum ersten Mal seit Sonntagabend. Hier gab es einiges zu sehen, und ich genoss einfach die aufgebrezelten Perlhühner, die ihre Körper in ekstatische Zuckungen versetzten, um einen der Testosteronbomber auf sich aufmerksam zu machen. Das alte Spiel, an dem ich selbst zu Lebzeiten selten beteiligt war, weil meine Vorzüge im irdischen Leben weniger körperlicher Natur waren. Ich überzeugte die Weiber eher mit der Schüssel, die ich unter dem Hintern, und den PS, die diese unter der Haube hatte. Ich schwelgte noch ein bisschen in Erinnerungen an die Raketen, die ich in meinem kurzen Leben gefahren hatte, aber irgendwann musste ich mir mal wieder eingestehen, dass es als Geist unter Irdischen irgendwie noch einsamer ist als allein, also schaltete ich mich weg.

3. Juli, Tag 6 nach Gregors Festnahme

Noch bevor ich Martin am nächsten Morgen unter dem Elektromagnetnetz erreichen konnte, klingelte ein Handy in der Wohnung.

Birgits Handy.

Martin sprang alarmiert auf, stellte fest, dass es nicht seins war, und ging trotzdem ran.

»Hallo? Hallo? Wer ist denn da?«, fragte er.

»Wer sind Sie denn?«, piepste eine Stimme zurück.

»Gänsewein«, stellte Martin sich vor. »Am Apparat von Frau Arend.«

»Genau die möchte ich sprechen. Die Wohnung ist nämlich jetzt freigegeben.«

»Welche Wohnung?«, fragte Martin.

»Die von Frau Hauschild, natürlich.«

Wenn Martin wütend wird, dann werden seine Wangen rot und die Nasenspitze weiß. Das ist ganz lustig anzusehen, vor allem, wenn er dann noch zittert. Was er jetzt tat. Er war echt am Anschlag.

»Da steckst du dahinter!«, zischte er mich an.

»Na ja, was soll ich sagen ...«, begann ich. Hätte ich gekonnt, hätte ich gegrinst, so lächerlich war Martin, der Wutwichtel.

»Du wagst es, Birgit in diese lebensgefährliche Sache mit hineinzuziehen?«

»Mach dich mal locker«, riet ich ihm. »Birgit kam um vor Langeweile. Außerdem will sie Gregor helfen. Und ich konnte gerade jemanden brauchen, der ein paar Fragen ...«

»Wie hast du Kontakt mit ihr aufgenommen?«

»Rate mal.«

Martin hielt das Handy noch in der Hand, trotzdem dauerte es mehrere Sekunden, bis er darauf glotzte, als hätte er noch nie so ein Ding gesehen.

»Du kannst telefonieren?«, flüsterte er.

»Kalt«, erwiderte ich, obwohl es Geräte gab, mit denen ich telefonieren konnte, wenn eine bestimmte Freisprecheinrichtung angeschlossen war. Leider waren die Dinger schon fast wieder vom Markt verschwunden.

»SMS?«, fragte Martin.

»Heiß!«

»Aber woher hast du ein Handy?«

»Eiskalt.«

Birgit kam in die Küche getaumelt. Sie war weiß wie die Wand, hatte Schweißtröpfchen auf der Stirn und hielt sich den Bauch, als würde er ihr sonst auf die Füße platschen. »Ich glaub, es geht los.«

Damit waren ich und unsere kleine Meinungsverschiedenheit für Martin natürlich sofort vergessen. Ausnahmsweise konnte ich das sogar verstehen, denn auch ich war auf einmal – ja, man könnte fast sagen: aufgeregt. Während Martin hektisch die Hebamme anrief, umschwirrte ich Birgit und beobachtete sie misstrauisch. Sie sah irgendwie nicht gut aus. Als Martin, offenbar etwas beruhigt durch die Telefonseelsorge der Gebärtante, die wimmernde Birgit mitsamt dem seit Tagen gepackten Kofferchen in die Klinik bugsierte, folgte ich gespannt.

Auf der Station wurde Birgit dann gleich von der schon kindgeil grinsenden Hebamme in das Gebärmutterzimmer Nummer drei geschleust. »Das ist das Schönste«, flüsterte sie Birgit zu, die das momentan aber nicht zu interessieren schien, dabei waren diese besonderen Zimmer der Grund, warum Birgit in genau die Klinik gewollt hatte. Kinderkriegen ist keine Krankheit, sagte sie immer, und deshalb wollte sie ihr Kind in einer freundlichen, farbigen Umgebung bekommen und nicht in einem weiß gekachelten Scheißsaal. Dieser Versprecher war ihr nur ein einziges Mal passiert, aber seitdem war klar, wie ich die Bude nannte, die Martin am liebsten seit Wochen bewohnen würde, damit er schon da war, wenn's losging.

»Martin, könnten wir bitte mal ...«, versuchte ich, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen.

»Nein! Jetzt nicht!«, dachte er äußerst energisch in mei-

ne Richtung. »Im Moment interessiert mich nur Birgit.« Dann machte er alle Schotten dicht.

Na, super! Trotzdem blieb ich noch eine ganze Weile im Krankenhaus, litt mit Birgit mit und versuchte, den Oberpeinologen Martin auszublenden, was schlecht ging, da er ständig mit einem Lappen an Birgits Stirn herumpolierte wie ein Oldtimerfahrer an der Stoßstange oder ihr Wasser brachte oder ihre Hand patschte oder sonst wie an ihr herumgriffelte. Birgit ließ sich das alles gefallen, sie lächelte Martin an und flüsterte ihm beruhigende Worte ins Ohr. Auch die Hebamme kümmerte sich mehr um Martin als um Birgit, aber es half alles nichts. Martins Nerven flatterten wie die Wimpelchen am Staatsbenz. Ich konnte das Elend nicht länger ertragen und machte mich vom Platz.

Ich drehte eine Runde durch das leere Büro der Kripo Köln und schaltete mich dann nach Düsseldorf zu einem Besuch im Knast. Aber auch hier wieder nix Neues. Bei der Soko in Düsseldorf fand ich immerhin Keller und Lili Leuchtfée. Die beiden waren in feministische Streitigkeiten verwickelt, die mit dem Mord an Sahne nichts zu tun hatten. Ich hörte eine Zeit lang zu, wie die rotgelockte Emanze Keller zutextete, während er gemütlich auf einem Brötchen herumkaute, dessen Remouladensauce erwartungsgemäß auf das Hemd tropfte. Neue Informationen über den Mord oder die Suche nach dem Täter bekam ich aber nicht.

Im Café des Altenheims war die Platine auch heute wieder damit beschäftigt, den Tausendjährigen und ihren Besuchern Kaffee, Tee und Kuchen zu bringen. Sie wuselte hin und her, wischte Tische ab und setzte sich auch mal zu denen, die keinen Besuch bekamen und allein am Tisch saßen. Ich nahm mir vor, heute Abend noch einmal vor-

beizuschauen, um zu sehen, wann sie den Siechentempel verließ und ob sie wenigstens abends Spaß hatte. In eine Hüpfburg ging oder ins Kino oder irgendetwas von dem tat, was normale Menschlein in ihrem Alter eben so taten. Kiffen, zipfeln, Autos klauen.

ACHTZEHN

Gegen sieben Uhr ging es Birgit besser, aber das Kind wollte offenbar noch nicht auf die Welt kommen.

»Wir behalten Ihre Frau diese Nacht zur Beobachtung hier. Gehen Sie nach Hause und kommen Sie morgen früh wieder«, riet der Arzt Martin. »Wenn sich bis dahin nichts getan hat, können Sie sie sicher wieder mit nach Hause nehmen.«

Hier wurde also erst mal gechillt. Von mir aus, aber da musste ich nun wirklich nicht dabei sein. Also schaute ich wieder im Heim vorbei. Die Platine schleppte immer noch Geschirr. Komische Tante. Wieder fiel mir auf, dass sie bei allem, was sie tat, nur mit dem Mund lächelte, nicht mit den Augen. Warum auch immer sie hier war, eine ausgeprägte Liebe zu Graugänsen war sicher nicht der Grund.

Ich schimmelte unter der Deckenlampe herum und beobachtete den Aufbruch der Besucher, die Aufräumarbeiten im Café und das letzte Abwischen aller Tische. Dann verabschiedeten sich die beiden toupierten Krümelmonster und verschwanden. Die Platine blieb allein zurück.

Sie stand eine Weile an einer Säule in der Halle herum und blickte nach allen Seiten, als warte sie auf jemanden. Plötzlich löste sie sich von der Säule und ging zum Treppenhaus. Sie lief die Treppe hinunter, blickte vorsichtig in den

langen Flur, an dem der Pausenraum lag, in dem Birgit mit den drei Kolleginnen von Paulina geplaudert hatte, und huschte schnell daran vorbei. Die letzte Tür auf der rechten Seite war ihr Ziel. Sie fummelte einen Schlüssel aus ihrer Hosentasche, schloss die Tür auf und schlüpfte hinein.

Ich schaltete mich durch die Tür und traute meinen Augen nicht. Offenbar war dieser Raum die Rumpelkammer des Heims. Bettgestelle, Infusionsständer, Tische, Stühle, Raumteiler, ein defekter Servierwagen und lauter Kleinkram standen hier herum. In der hintersten Ecke, hinter einem Raumteiler und zwei Regalen, lag eine Luftmatratze auf dem Boden mit einem Schlafsack und einer Sporttasche drauf. Die Platine fegte die Tasche zur Seite und ließ sich auf die Luftmatratze fallen. Wenige Minuten später war sie eingeschlafen.

Was sollte ich denn davon halten? Kinderarbeit in einem deutschen Altenheim schloss ich aus. Arbeit gegen Kost und Logis ebenfalls. Blieb im Grunde nur eine Erklärung: Die Platine war eine Ausreißerin, die sich im Altenheim versteckte.

Auf die Idee musste man erst mal kommen.

Sie war zwar eine Tussi, aber gar nicht doof.

Was macht man an einem Samstagabend allein in Köln? Man geht in eine Kneipe. Ich hatte tatsächlich Bock auf eine Kneipentour, obwohl ich so was selten mache, seit ich nicht mehr mitpegeln kann. Es ist auch für mich ziemlich bescheuert zuzusehen, wie sich die Leute um mich herum immer mehr die Birne zulöten, während ich stocknüchtern bleibe. Das ist sowieso vielleicht das Allerdämlichste am Geistsein, dass man nicht mehr Pegeln kann. Kein noch so winziger Rausch half mir, öde Zeiten zu überstehen oder Probleme kurzzeitig den Rhein runterzuschicken.

Wenn schon Kneipe ohne Pegeln, konnte ich das Ganze

gleich mit dem Nützlichen verbinden und bei Sahnes haarigem Freund abhängen. Also auf in die *Werkstatt*.

Auf halbem Weg bremste ich ab. Ich hatte noch eine bessere Idee. Bevor ich einen einsamen Abend inmitten saufender Zweiradfreunde verbrachte, konnte ein bisschen Zipfeln nicht schaden. Auch das konnte ich natürlich nicht mehr selbst, und spannen ist viel weniger spannend, als die meisten Leute sich das vorstellen, aber es gab ein Paar, das mich reizte. Und zwar aus einer Art wissenschaftlichem Interesse. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie Jenny und Offermann zipfelten. Ob Jenny die ganze Zeit albern kicherte? War Offermann ein Kuscheltier oder ein Tiger? Ich hatte keine Ahnung. Dabei war ich inzwischen geübt, Leute einzuschätzen. Logo, wenn man jeden Abend beobachten kann, wie Hormonjunkies auf die Pirsch gehen, eine Beute aufreißen und dann zur Sache kommen, schult das ungemein den Blick. Aber Jenny und Offermann? Keine Ahnung.

Die beiden waren drauf und dran, wie es so schön heißt, dabei war es kaum halb neun, als ich bei Offermann eintraf. Die Klamotten lagen zwischen Eingangstür und Schlafzimmer verstreut. Den Anfang machte Jennys Bluse, dann Offermanns T-Shirt, weiter ging es mit dem Rock, einem Schuh, BH, zweiter Schuh, Jennys Höschen, dann lange nichts und neben dem Bett Offermanns Jeans und Boxershorts im Hawaiimuster. Es ist ein Zeichen von männlicher Dominanz, wenn das Perlhuhn nackt ist, bevor der Typ auch nur die Jeans auszieht, hat mal eine Psychotante im Frühstücksfernsehen gesagt, und hier schien mir diese Analyse nicht wirklich überraschend. Jedenfalls lag Offermann oben, was mich auch nicht wunderte. Und er fragte, wie er war. Okay, um der Wahrheit die Ehre zu geben, fragte er, wie es für Jenny gewesen sei. Sie schielte

vor Glück und hatte mit der Bildung ganzer Sätze offenbar noch Probleme, aber so genau hatte Andy es sicher auch gar nicht wissen wollen. Es gibt schließlich Grenzen. Mann will Bestätigung und fertig.

Offermann pennte kurz weg, aber als Jenny aufstand, kam er wieder zu sich. Er folgte ihr in die Dusche und leistete ihr Gesellschaft. Das war problemlos möglich, da seine Dusche nicht etwa aus einer kleinen, wackeligen Kabine aus dem Baumarkt bestand, sondern ein Drittel des Badezimmers einnahm, abgetrennt durch eine fast zwei Meter breite Glaswand und ausgestattet mit so einem geilen Regenwald-Duschkopf, durch den wahrscheinlich zwanzig bis dreißig Liter Wasser pro Minute rauschten.

Die Dusche entsprach dem Standard der übrigen Wohnung, wie ich jetzt, nachdem die interessante Action vorbei war, bemerkte. Mindestens hundertzwanzig Quadratmeter, Granit-, Stein- oder Parkettböden. Wenig Wände, wenig Möbel, ganz viel Platz. Das fiel auch Jenny auf, als sie frisch geföhnt und angekleidet aus dem Bad kam, wohin Offermännchen ihr freundlicherweise ihre Klamotten gebracht hatte.

»Wow, jetzt bin ich aber platt«, hauchte sie angesichts der großzügigen Tanzfläche zwischen frei stehendem Küchenblock und Flatscreen-Glotze. »So was habe ich bis jetzt nur im Fernsehen gesehen.«

»Genau. Ich bin hier auch nur der Hausmeister und hüte die Bude für den WDR.«

Jenny riss die Augen auf.

Offermann zauste ihr durch das noch leicht feuchte Haar. »Kleiner Scherz. Ich habe geerbt.«

»Die Wohnung?«, fragte Jenny.

Klar, so hatte die Wohnung meiner Patentante auch ausgesehen.

»Ein Haus. Uralt und grottenhässlich, aber in erstklassiger Lage in Bonn.«

Mich interessierten diese Immobiliengeschäfte nicht, und als die beiden endlich auf dem Weg in eine romantische Liebeskomödie im Kino waren, setzte ich mich ab. Ich kann viel ertragen, aber gemeinsam mit hundertfünfzig händchenhaltenden Liebespaaren bei der Suche einer flachbrüstigen Hollywoodtussi nach Mister Right mitzufiebern, gehört nicht dazu.

Um elf Uhr war in der *Werkstatt* die Hölle los. Jeder Hocker, jeder Stuhl und jede Bank waren besetzt, dazwischen standen überall Typen herum. Die wenigsten Gäste waren weiblich. War ich hier in einer Schwulenkneipe gelandet? Ich sah mich um, konnte aber weder Knutscherei unter Kerlen noch die üblichen aufgetakelten Tunten sehen. Nein, hier waren hauptsächlich Männer, weil die Gespräche in der *Werkstatt* sich um Männerthemen drehten. Motoren, Tuning, Fahrgestellabstimmung. Hubraum, PS, manche laberten auch über kW. Aber mal im Ernst, wer noch selbst an seinem Mofa, Mokick oder Leichtkraftrad herumgeschraubt hatte, bevor die Hersteller ihre Schüsseln mit stromlinienförmig gestylten Haftschalen umschlossen, für den waren Leistungsangaben in Kilowatt Beamtenscheiß.

Ich hörte einigen Gesprächen zu und bedauerte nicht, dass ich zu Lebzeiten nie in diesem Laden gelandet war. Dass ich nie hier war, lag natürlich daran, dass das Belgische Viertel mit seinen hippen Kneipen, albernen Bistros und dem ganzen wichtigtuerischen Gesocks, das hier herumhing, einfach nicht mein Ding war. Insofern passte die *Werkstatt* hierher, obwohl die Einrichtung kein künstliches Design war, sondern wirklich noch nach Altöl roch. Hätte sie in einem anderen Viertel von Köln gelegen, hätte

das Publikum sicher mehr aus Leuten wie mir bestanden. Echten Freaks, die ihr Leben der Beschleunigung gewidmet hatten. Hier allerdings trafen sich Männer in der unverkennbaren Lebensmitte, die sich daran erinnern wollten, wie sie mit sechzehn unerlaubt fünf Stundenkilometer zu schnell nach Hause gebraten waren. Und das auch nur, damit sie pünktlich zum Abendessen mit gezuckertem Hagebuttentee an Mamis Küchentisch saßen. Die meisten von ihnen trugen Designerjeans statt Arbeitshosen und am Ringfinger breite Goldfesseln, da, wo der Pfaffe sie hingesteckt hatte.

Ioannis stand hinter der Theke, zwei ausreichend hübsche Mädels in Boxenluder-Outfits schleppten nicht nur Bier, sondern auch moderne, bunte Mixgetränke durch den Laden. Eine richtige Schrauberkneipe war das hier definitiv nicht. Immerhin war die Einrichtung gemütlich und die Musik war okay, also blieb ich ein bisschen, warberte durch den Raum und lauschte mal hier und mal dort einem Gespräch, wenn es einigermaßen qualifiziert um Technik ging. Obwohl ich nie ein Oldtimer Fan gewesen war, hatte ich natürlich trotzdem viele Stunden an den alten Dingen herumgeschraubt. Es gibt keine bessere Schule, als ein paar Mopeds auseinanderzunehmen und wieder zusammenzubauen. So was lernt man heute in der Kfz-Lehre gar nicht mehr. Eine echte Schande.

Mein Interesse wurde erst in dem Moment richtig geweckt, als ich über einem Tisch hing, an dem die Typen eine Art Flohmarkt zu veranstalten schienen. Zwischen den Biergläsern lagen Schriftzüge und Plaketten, wie sie früher auf den Tanks oder Getriebeabdeckungen der Motorräder angebracht gewesen waren, bevor die schönen, erhabenen Buchstaben durch billige Aufkleber ersetzt worden waren. Und zwischen einer BMW-Plakette und einem GPZ900-Schriftzug lag ein Typenschild von Kreid-

ler. Genau so eins wie Gregors, das nun in der Asservatenkammer der Düsseldorfer Kripo vor sich hin gammelte.

»... für einen Zwanni kannst du sogar die Fahrgestellnummer aussuchen«, sagte gerade der eine Typ, dessen Jeans eindeutig nicht von einem Designerlabel, sondern aus einer Kaufhauskollektion stammte.

»Beliebig?«, fragte der Kerl gegenüber.

»Total beliebig«, bestätigte die Kaufhausjeans. »Wenn du willst, macht er dir sogar dein Geburtsdatum drauf. Einschließlich Punkt und Komma.«

»Und die Schilder sind echt?«

»Absolut. Aus dem Original-Kreidler Werk in Kornwestheim. Waren nicht mehr verwendbar nach der Übernahme des Werkes durch Prophete, weil der Herstellername schon eingraviert war. Hier: Kreidler Fahrzeuge GmbH & Co KG.«

»Und wo genau bekommt man das?«, fragte der Arsch mit dem Label.

»Na hier. Bei Ioannis im Teileverkauf. Immer sonntagsvormittags hinten im Hof.«

4. Juli, Tag 7 nach Gregors Festnahme

»Du musst noch mal zu dieser Kneipe. Im Hinterhof ist ein Teileflohmarkt, auf dem du Typenschilder kaufen gehst«, begrüßte ich Martin aufgeregt am Sonntagmorgen, sobald er das Elektroschutznetz über dem Bett geöffnet hatte.

»Bist du noch zu retten? Unser Kind kann jede Minute kommen und ich soll auf einen Flohmarkt gehen? Überhaupt muss ich mich jetzt um Birgit kümmern«, wiegelte Martin ab.

»Gute Idee, nimm sie mit. Eine blonde, hochschwangere ...«

»Das kannst du vergessen. Birgit muss sich schonen«, rief er empört.

Ich hatte bereits bei Birgit im Krankenhaus vorbeigeschaut und festgestellt, dass es ihr hervorragend ging. Sie hatte um halb sechs mit der Stationsschwester Kaffee getrunken, danach einen ausgedehnten Rundgang durch das Krankenhaus gemacht und verschiedenen Patientinnen, die nicht aufstehen durften, alle möglichen Dinge gebracht, vom Automatenkaffee bis zur Sonntagszeitung.

»Birgit geht es gut, dem Kind geht es gut und das Einzige, was Birgits Befinden stört, ist deine Bevormundung.«

»Das ist keine Bevormundung, sondern Sorge. Für einander Sorgen ist etwas, von dem du nichts verstehst.«

»Birgit kann perfekt für sich selbst sorgen und für dich noch gleich mit«, erwiderte ich. »Und weil sie eine Frau und multitaskingfähig ist, kann sie sogar für Gregor noch mitsorgen und genau das solltet ihr jetzt tun.«

»Birgit muss sich schonen, das hat auch der Arzt ...«, wiederholte Martin fast schon verzweifelt.

»Der sagt solchen Schwachsinn nur, um seine Haftpflicht nicht zu verlieren.«

»Die meisten Ärzte denken in erster Linie an ihre Patienten.«

»Einkommen, Haftpflicht, Sprechstundenhilfe zipfeln, Wochenendgestaltung, Golfplatz-Handicap und DANN erst kommen die Patienten«, klärte ich ihn auf.

»Als ob du eine Ahnung hättest ...«

»Ich lege mich auf keinen Fall zuhause ins Bett«, erklärte Birgit. Sie war bereits angezogen und zur Flucht bereit, als Martin in ihrem Krankenzimmer eintraf. »Ich brauche Bewegung und ich brauche Ablenkung, sonst werde ich noch völlig verrückt bei dieser Warterei.«

»Aber der Arzt sagte ...«, begann Martin.

»Der hat keine Ahnung, der war noch nie schwanger.«

Ich liebe diese Frau – immer, aber manchmal ganz besonders. Gerade jetzt war so ein Moment.

Als Birgit zuhause dabei war, sich ein zweites Frühstück zuzubereiten, düste ich in meinen Schrank und schickte ihr eine SMS: *Sahnes Wohnung ist freigegeben. Worauf wartest du?*

Birgit las die SMS, während Martin im Bad war. Ihre Augen leuchteten. Sie warf ihre Espressomaschine an und schüttete eine große Schüssel voll Müsli flocken. Dann schnippelte sie Obst dazu, goss Milch darauf und holte einen Suppenlöffel aus der Schublade. Sie hatte die Hälfte der Schüssel verputzt, als Martin sich zu ihr setzte.

»Martin, ich muss dir etwas sagen.«

Martin wurde blass.

»Sie will in Sahnes Wohnung nach dem Laptop oder einem USB-Stick suchen«, rief ich erklärend dazwischen, damit er nicht vor lauter Angst, welche Enthüllung jetzt käme, den Herzkasper bekam. »Und du solltest ihr das keinesfalls ausreden!«

»Ich habe Nachrichten bekommen von einem Freund von Gregor«, begann Birgit vorsichtig und beobachtete Martin genau.

Martin nickte zögerlich.

»Ich, also, es ist so ...« Und dann brach Birgit in Tränen aus.

Was war denn jetzt los? Was gab es denn da zu heulen? Aber gut, das darf man bei Schwangeren nicht fragen. Die heulen einfach so. Mit oder ohne Müsli.

Martin sprang auf und servierte Birgit den Espresso, den sie ganz vergessen hatte. Eigentlich findet Martin Espressotrinken zwar mindestens genauso lebensgefährlich wie einen Sprung von der Deutzer Brücke, aber wenn Bir-

git den Wasserwerfer machte, tat er alles, um die Tränen zum Versiegen zu bringen.

»Ich habe dir das verheimlicht, weil du doch immer so besorgt bist um mich.«

Martin kniete sich neben Birgits Stuhl und nahm sie in den Arm.

»Aber erstens werde ich total verrückt, wenn ich nur hier herumsitze und darauf warte, dass unser Kind endlich kommt, und zweitens muss ich etwas für Gregor tun.«

»Ich weiß«, flüsterte Martin. »Ich bin eben sehr fürsorglich. Manchmal vielleicht etwas zu sehr.«

Birgit lächelte.

»Hört auf mit dem Gesülze und fahrt endlich los!«, brüllte ich in die Schmonzette auf dem Küchenfußboden.

Martin rappelte sich mühsam auf. »Komm, wir gehen die Welt retten.«

NEUNZEHN

Birgit wollte unbedingt einen Spaziergang machen, und so watschelten Martin und Birgit gemeinsam durch die sommerlichen Straßen von Köln. Bei Birgit schmerzte mich das Watscheln besonders, weil sie eigentlich wahn-sinnig schöne, lange Beine und einen sehr graziösen Gang hat. Wenigstens bestand bei ihr die Hoffnung, dass es sich bald ausgewatschelt haben würde. Martin hingegen pudelte unelegant durchs Leben, da waren Hopfen und Malz verloren.

Sie erreichten den Teileflohmarkt hinter der *Werkstatt* gegen halb elf. Der Verkaufsraum war die Garage, deren Tor geöffnet und für jedermann zugänglich war. An allen Wänden standen Regale oder Schränke mit Schubladen unterschiedlichster Größen. In den Regalen fand sich alles, was an ein Zweirad montiert werden konnte, einschließlich diverser Teile, die man zwar anbauen konnte, aber nicht durfte. Ordentliche Schildchen an den Schubladen verrieten den Inhalt: Bremshebel, Bremszüge, Kupp-lungshebel, Pedale, Fußrasten, Blinker, Ketten, Ritzel, Stoßdämpferfedern und natürlich alle technischen Teile für Motoren und Getriebe. An der Rückwand der Garage befanden sich die größeren Teile: Rahmen von Mofas, Mokicks oder Leichtkrafträdern, ein Motorradrahmen in

schreiendem Grün, der nur von einer Kawasaki stammen konnte, einige Frontgabeln und ein Beiwagen inklusive Hundegeschirr. Bei den meisten Rahmen waren die Seriennummern weggefeilt oder die Typenschilder entfernt. Ich wies Martin vorsichtshalber nicht darauf hin, weil er diesen kriminellen Ort dann sicher sofort hätte verlassen wollen.

Es waren nur drei Kunden da, von denen der eine der mit dem Designerarsch war. Er kaufte ein Kreidler-Typenschild mit dem Geburtstag seiner Angebeteten, wie er Ioannis wortreich erklärte. Ioannis brummte etwas aus seinem haarigen Wildwuchs und stanzte das Datum ein. Dann vertickte er die Original-Frontleuchte einer Gießkanne von fünfundachtzig und einen Auspuff von BMW.

»Gießkanne?«, fragte Martin, der offenbar meine Gedankengänge verfolgt hatte.

»Ein liebevoller Spitzname für die Yamaha SR 500.«

Martin schüttelte ungläubig den Kopf. Mit ihm kann man einfach kein Gespräch unter Männern führen.

Als Martin und Birgit endlich an der Reihe waren, baute Ioannis sich mit in die Hüften gestützten Händen vor Martin auf.

»Was denn noch?«, fragte er. Wieder war im Mundbereich keine Bewegung zu erkennen.

»Wir suchen Typenschilder von Kreidler«, sagte Birgit.

Ich hatte Martin geraten, ihr die Gesprächsführung zu überlassen, und Martin hatte Birgit unterwegs über seinen Ausflug vom Mittwoch informiert. Birgit war überrascht gewesen, dass Martin ihr davon bisher nichts erzählt habe, und wie er überhaupt auf diesen Ioannis gekommen sei, aber letzten Endes hatte sie das Thema fallen gelassen, weil sie einen plötzlichen Fress-Flash bekam. Zum Glück

watschelten die beiden gerade an einer sonntags geöffneten Bäckerei vorbei – wenn man Birgit glauben wollte, unmittelbar bevor sie in ein ernstes Unterzuckerungskoma gefallen wäre. Zwanzig Minuten nach einem halben Kilo Müsli. Aber bitte, eine Schwangerschaft entschuldigt alles.

Der Grieche griff ohne hinzusehen in eine Schublade unter dem Verkaufstresen und legte ein Schild auf den Tisch.

»Wie viele davon kann ich haben?«, fragte Birgit.

Ein zweiter Griff und eine ganze Handvoll von den Dingen klimperte auf den Tresen.

»Ich nehme alle«, sagte Birgit. »Mit folgender Nummer.«

Sie legte den Zettel mit der Seriennummer von Gregors Typenschild auf den Tisch. Ich war in der Nacht noch schnell in den Besprechungsraum der Soko Sahne gedüst, um die Nummer von Gregors Schild abzulesen. Obwohl die Beleuchtung nur durch die Straßenlaterne vor dem Präsidium kam, konnte ich die Ziffern einigermaßen sicher erkennen.

»Kosten dreißig pro Stück«, sagte Ioannis.

Martin zählte bereits die Schilder und errechnete den Gesamtbetrag, was ihn leicht blass werden ließ, aber Birgit lächelte Ioannis mit ihrem strahlendsten Lächeln an und fing an zu feilschen.

»Hundert für alle?«

»Für hundert bekommst du drei und einen Lolli«, entgegnete Ioannis.

»Hundertzwanzig und eine Auskunft.«

Irgendwo zwischen der Lederweste und dem Wildwuchs im Gesicht entstand ein Geräusch, das mich an einen überhitzten Kühler erinnerte.

»Wer hat in letzter Zeit so ein Schild gekauft?«

»Das ist zurzeit das beliebteste Souvenir in der Szene.«

»Mit dieser Nummer?«

»Ich führe weder über meine Kunden noch über deren Geburtstage Buch.«

»Es ist kein Geburtsdatum, sondern die Nummer, die das wichtigste Beweisstück im Mord an Ihrer Freundin trägt.«

Ioannis beugte sich so weit vor, dass seine Augenbrauen Birgits Stirn berührten. »Willst du mir drohen?«

»Nein«, sagte Birgit, deren Lächeln noch immer genauso strahlte wie zu Beginn des Gesprächs. »Ich will alle Schilder mit dieser Nummer für hundertzwanzig. Und ich will wissen, wer zuletzt so eins gekauft hat.«

»Diese Information kann ich dir nicht geben.«

»Weil Sie jemanden schützen?«

»Weil ich davon in sechs Wochen zweihundertfünfzig Stück verkauft habe. Wie soll ich mir da irgendwelche Zahlen merken, die die Leute sich darauf prägen lassen?«

Birgit überlegte. »Dann nur die Schilder für einen Hunderter. Das ist viel angesichts der Tatsache, dass die Kripo sich mit Sicherheit für Sie interessieren würde, wenn sie wüsste, dass Sie diese Beweismittel zu Hunderten herstellen, oder?«

Martin war im Verlauf des Gesprächs immer kleiner geworden und zog hinten an Birgits Bluse wie ein Kleinkind, das seine Mama zum Gehen bewegen will.

»Martin, lass Birgits Schürzenzipfel los, dir passiert schon nichts«, ermahnte ich ihn.

Er schickte mir einen Rüffel für diese Verdrehung der Tatsachen, immerhin sei er doch so nah bei Birgit, um sie zu beschützen, bla, bla, bla. Birgit jedenfalls hatte einen Hundert-Euro-Schein, den sie eben am Automaten gezogen hatte, in der Hand und wedelte damit vor Ioannis' Gesicht herum.

Er nahm die Schildchen und den Zettel mit der gewünschten Seriennummer und ging damit zu einer Prägemaschine, die an der Wand stand. Nach wenigen Minuten waren alle siebzehn Schildchen geprägt und in Birgits Tasche verstaut, während Ioannis den Hunderter einsteckte, die zwei neu eingetroffenen Kunden aus der Garage scheuchte und das Tor hinter sich schloss.

»Kannst du mir verraten, was du mit den ganzen Schildern machen willst?«, fragte Martin. »Wir wissen ja nicht einmal, wer das Beweismittel, das Gregor belastet, hier gekauft hat.«

Birgit ließ sich im nächsten Straßencafé auf einen Stuhl sinken und bestellte einen großen Milchkaffee und ein Croissant.

»Wir sind ja nicht einmal sicher, dass das Beweismittel wirklich ein falsches Typenschild ist«, sagte Birgit, stützte ihren Kopf in die Hände und rieb sich die Augen. »Aber wenn es jemals zu einem Prozess kommt, ist dieses Beweismittel herzlich wenig wert, wenn wir siebzehn andere, genau gleiche von den Dingen vorlegen können, oder?«

Ich wollte kotzen angesichts der Vorstellung, dass es jemals einen Prozess gegen Gregor geben würde, aber vermutlich hatte Birgit recht. Trotzdem hoffte ich, dass wir das nie auf die Probe stellen mussten.

Frau Berger empfing die beiden bereits an der Tür zu Sahnes Wohnung.

»Der Vermieter hat von der Kripo erfahren, dass die Wohnung freigegeben ist. Frau Hauschild hat ja nur den dementen Vater, der kann sich um nichts kümmern, das haben die Leute in diesem Heim dem Vermieter dann auch gesagt. Er weiß aber, dass ich den Schlüssel habe, und da hat er mich natürlich gefragt, ob ich eventuell noch andere Verwandte kennen würde, und da habe ich gesagt, dass

eine Freundin von Frau Hauschild hier war und dass sie sich vielleicht kümmern könnte, und da hat er mich gebeten, dass Sie sich mit ihm in Verbindung setzen ...«

Die Nachbarin war voll auf Drogen, mindestens Koffeinschock, wahrscheinlich zusätzlich zuckriger Alkohol – und das alles am heiligen Sonntag noch vor Mittag. Sie konnte nicht ruhig stehen, die Sabbel nicht halten und hatte hektische rote Flecken im Gesicht.

Martin blickte zu Boden. Die Notlüge von der lang verschollenen Freundin, die Birgit Frau Berger erzählt hatte, gefiel ihm natürlich gar nicht.

Birgit war souverän. Sie nahm Frau Berger den Schlüssel mit dem gefilzten Schweinchenanhänger aus der Hand, dankte freundlich und schloss die Tür zu Sahnes Wohnung auf. Martin vollführte mit der neugierigen Nachbarin eine Art Tanz der Vampire, weil die Untote unbedingt mit in die Wohnung wollte, was Martin genauso entschlossen zu verhindern suchte. Ich hätte auf den Ausgang dieser Zappelei nicht wetten wollen, aber erstaunlicherweise gewann Martin. Er drückte sich rückwärts hinter Birgit in die Wohnung, Frau Berger blieb draußen. Sie trug ihren Misserfolg mit herzlich wenig Fassung, stampfte mit dem Fuß auf und zog ab – vermutlich, um sich ein Likörchen zu genehmigen.

In Sahnes Wohnung standen derweil Martin und Birgit Hand in Hand, wie Hänsel und Gretel, und starrten auf den Umriss, mit dem die Spusi die Position der Leiche auf dem Parkett markiert hatte. Martin räusperte sich.

»Wonach suchen wir denn?«, flüsterte er.

»Nach der Story, an der sie dran war«, flüsterte Birgit.

Wenn Sie sich jetzt wundern, warum die beiden flüstern, gehen Sie einfach mal unerlaubterweise in eine fremde Wohnung. Ist ein komisches Gefühl. Ich hatte mich dran gewöhnt, schließlich war ich dauernd in frem-

den Wohnungen unterwegs, um mit den Leuten vor der Glotze zu hängen oder ihre Bankdaten auszuspähen, aber für Irdische ist es noch unheimlicher, weil sie ja erwischt werden können. Gut, das konnten die beiden jetzt nicht mehr, zumindest nicht von der Wohnungsinhaberin, aber dafür ist die Wohnung eines Mordopfers noch eine Spur spukiger als eine normale Wohnung.

»Okay, dann los.«

Die beiden trennten sich. Sie durchsuchten jede Schublade, jeden Schrank, Martin schaute in jede Tee-, Zucker-, Salz- und sonstige Dose in der Küche. Er schaute selbst in der Pfeffermühle nach, fand aber nur Pfefferkörner. Birgit durchstöberte die Wohnzimmerschränke. Ich kannte die Wohnung bereits und hatte alle offensichtlichen Verstecke abgecheckt, aber natürlich hatte ich nichts anfassen, ausleeren oder sonst wie handgreiflich werden können. Es musste ein Versteck in der Wohnung geben, das erst auf den zweiten Blick sein Geheimnis preisgab.

Mein Geld hatte ich in Socken aufbewahrt. Ich schlug also Martin vor, in Sahnes Socken nachzusehen. Niete. Im Kissen eines Hupenpushers? Niete. Im Absatz eines Schuhs? Niete.

USB-Sticks passten praktisch überall hinein, das war das Problem.

Die Millimetersuche langweilte mich, daher überlegte ich, ob ich Martin bitten sollte, mir einen Film in den Rekorder einzulegen. Sahne hatte eine ganze Reihe von DVDs im Regal stehen, von denen einige natürlich nicht in Frage kamen. Liebesschmonzetten, Familiendramen oder Hobbitfilme. Es gibt wenige Dinge auf der Welt, die ich mehr hasse als Hobbitfilme. Aber vielleicht hatte sich die kleine, dicke Sahne den kleinen, dicken Hobbits irgendwie verbunden gefühlt.

Immerhin gab es einige Fernsehklassiker, die akzeptabel

waren. Die erste Staffel von ›Alf‹, ›Magnum‹, ›MacGuyver‹, ›Miami Vice‹ und, o Wunder!, ›Ein Duke kommt selten allein‹. Diese Serie im Regal einer Tussi? Die ansonsten auf filmische Schmachtschinken steht? Ich schaltete mich zu Martin, damit er mir die DVD einlegte. Der stand gerade in enger Umarmung mit Birgit in der Küche. Was aufgrund des Ballonbauchs relativ ist. Das mit dem eng, meine ich.

»Hey, Martin, du könntest mir eine DVD einlegen. Die Frau hat einen astreinen Geschmack bei alten Fernsehserien. Viel Schrott, natürlich, aber auch ein Hauptgewinn!«

Martin versuchte, mich aus seinen Gedanken zu vertreiben, aber es gelang ihm nicht ganz. In einer potenziell gefährlichen Umgebung lässt er immer einen Spalt auf, damit ich ihn warnen kann. Dafür bin ich gut genug. Übrigens, bevor Sie jetzt fragen: Keine Ahnung, was hier gefährlich sein sollte.

Martin strafte mich mit Missachtung.

»Martin! Die Serie habe ich schon ewig nicht mehr gesehen! Die ist total cool. Da sind geile Autos drin und total heiße Bräute und ...«

»Kannst du auch mal an etwas anderes denken als an Autos und Sex?«, fragte Martin genervt.

»Hey, ich bin derjenige, der seit Gregors Verhaftung praktisch ununterbrochen für seine Befreiung kämpft!«

Martin seufzte, kam aber brav mit mir ins Wohnzimmer. Mit dem Finger fuhr er an den DVDs entlang, um die zu finden, die ich meinte.

»Weiter, weiter ...«, dirigierte ich, aber plötzlich stockte ich.

»Was denn nun?«, fragte Martin.

»Warte. Geh noch mal zurück!«, rief ich. Martins Pummelfinger wanderte gehorsam zurück. Und da war sie wieder, die DVD, die mich an den uralten, schon damals total

dämlichen Gag erinnerte, den meine Kumpels jedes Mal gemacht hatten, wenn die schleimigen Jungs in den rosa Anzügen durch die nächtliche Drogenmetropole Miami rasten: »Miami Vice«, sagte einer und ein anderer fragte: »Was weiß Miami denn?«

Ich sag ja, total dämlich. Wir glotzten die Serie ja auch nur wegen der Karren. Zugegeben, ein bisschen glotzten wir auch wegen der geilen Weiber, aber sicher nicht wegen der coolen Typen. Männer in pastellfarbenen Anzügen sind nicht cool, da können sie noch so oft die Knarre ziehen.

»Miami Vice«, Martin! Schau nach, was da drin ist!«

Martin griff nach der DVD-Hülle und schlug sie auf. Eine DVD war drin – Überraschung! Allerdings war es keine gekaufte Filmscheibe, sondern eine selbstgebrannte, und ich war ziemlich sicher, dass wir keinen Bullen in stramplerblauem Polohemd und Strandlatschen sehen würden, wenn wir den Silberling in Martins Laptop legten.

ZWANZIG

Wir hockten zu dritt vor Martins Laptop. Zwischen Martin und Birgit war dicke Luft, weil Martin ihr nicht erklären konnte, wieso er aus ihrer Umarmung in der Küche zielstrebig ins Wohnzimmer gepudelt war und die ›Miami Vice‹-DVD aus dem Regal geholt hatte. Außerdem hatte Birgit inzwischen kapiert, dass Martin den Absender der geheimnisvollen SMS kannte, ihr aber auch in dieser Hinsicht keine klaren Antworten gab. Damit war selbst Birgits fast endloser Geduldsfaden arg gespannt.

Martin hockte unglücklich vor dem Rechner, weil er sich nicht entscheiden konnte, wie viel er Birgit über mich sagen wollte. Sie wusste nur, dass er so eine Art Medium war und gelegentlich von den Geistern Verstorbener heimgesucht wurde. Von mir wusste sie nichts. Martin wollte, dass das so blieb, ich wollte das Gegenteil. Birgit hingegen wollte einfach wissen, was Martin ihr verheimlichte.

Es war also schlechte Stimmung im Haus, was mir auf den Sack ging, weil Martin die Horchlöffel, die Sehkugeln und fünfundneunzig Prozent seines Gänsehirns auf dieses zwischenmenschliche Problem konzentrierte. Birgit hingegen hatte die Blicke auf den Bildschirm gerichtet und sich förmlich daran festgesaugt.

Sahnes Notizen waren umfangreich und chaotisch. Es gab eine Datei namens TODESFÄLLE, eine Datei namens ARZNEI und eine Datei namens NOTIZEN. Martin öffnete die Datei mit den Todesfällen. Zwölf Namen standen darin, jeweils mit Geburts- und Todesdatum versehen. Zwar war es nicht explizit aufgeführt, aber ich ging davon aus, dass es sich um Fälle aus dem Seniorenschlösschen Sonnenschein handelte. Alle Todesdaten lagen zwischen Anfang April und Ende Mai. Okay, ich hatte keine Ahnung, wie viel Schwund in so einem Zombiezwischenlager normal war, aber aufs Jahr hochgerechnet ergab das sechzig Todesfälle. Das hieß, dass fast jeder Dritte mit den Füßen voraus rausgetragen wurde. Das erschien mir dann doch etwas zu viel. Zu dem Schluss waren wohl auch Martin und Birgit gekommen, denn sie blickten einander mit gerunzelten Augenbrauen an.

Martin öffnete den nächsten Ordner. Aha, Arzneimittel. Das war es doch, was Sahne aus dem Heim geklaut hatte. Listen mit den verschriebenen Arzneimitteln pro Patient. Hier waren allerdings etwa vierzig oder fünfzig Namen und die jeweils verschriebenen Mittelchen aufgeführt, darunter waren immerhin auch die Namen von der Todesliste.

Die dritte Datei mit den Notizen bestätigte meine Interpretation der ersten beiden Listen. Sahne hatte wild spekuliert, vom Todesengel Paulina Pleve, die schwerst pflegebedürftige Fälle von ihrem Leiden erlöste, bis zu einer von der Heimleitung geplanten Fluktuation, um die Warteliste abzuarbeiten. Auch Till Krämpel kam in ihren Überlegungen vor. Ihm unterstellte sie die Unterschlagung teurer Arzneimittel, um die Pillen auf dem Schwarzmarkt weiterzuverkaufen. Bei einigen Drogen, die ich noch aus meiner Zeit unter den Lebenden kannte, wäre der Preis ein durchaus attraktives Argument gewesen.

Leider konnten sich Martin und Birgit nicht einigen, was sie mit der illegal erworbenen Datenflut nun anstellen sollten.

»Wir informieren Jenny«, sagte Martin. »Sie untersucht den Mord an Paulina Plevé, also sollte sie die Daten bekommen.«

»Keine gute Idee«, entgegnete Birgit ungewohnt schnippisch. »Jenny müsste ihrem Chef erklären, woher sie sie hat. Dann müsste ihr Chef die Kripo Düsseldorf informieren und die würden Jenny die Hölle heiß machen. Und das alles, obwohl wir gar nicht wissen, ob an Susannes Verdächtigungen überhaupt etwas dran ist.«

Birgit war, ganz gegen ihre Natur, unversöhnlich, und Martin wollte sie nicht noch zusätzlich gegen sich aufbringen, indem er gegen ihre ausdrückliche Meinung handelte, also endete die Diskussion ergebnislos. Toll. Da hatten wir erstklassige, geklaute Daten und dann konnten wir nichts Sinnvolles damit anfangen, weil die Diebe sich zankten wie zwei Rotzlöffel um einen Lolli. Ich hätte kotzen können.

»Martin, warum fährst du nicht in das Heim und sprichst noch mal mit Herrn Hauschild«, schlug ich vor. »Vielleicht erinnert er sich an den einen oder anderen Namen von der Liste.«

Birgit schaltete auf stur, also fuhr Martin ohne sie. Ein kleiner Check, den ich fünf Minuten nach Martins Aufbruch bei ihr durchführte, zeigte sie am Tisch sitzend über dem Zettel, den Karpi ihr gegeben hatte. Yuris Name, Adresse, Telefonnummer, was auch immer Karpi mit den Zahlen verschlüsselt hatte, wartete auf die Auflösung. Ich musste mir wohl eingestehen, dass Birgit uns alle reingelegt hatte. Sie war vermutlich längst nicht so sauer, wie sie vorgab, aber durch ihre Schmierenkomödie hatte sie Martin dazu gebracht, sie für ein paar Stunden aus seiner

paranoiden Überwachung zu entlassen. Jetzt hatte sie den Kopf frei für ihr Zahlenrätsel. Grinsend wünschte ich Birgit viel Glück und drehte ab.

Hans Hauschild saß an einem Tisch in der Cafeteria und aß Schokoladenkuchen. In seiner Kaffeetasse befand sich eine schwarze Pampe, vermutlich eine Mischung aus Kaffee und Kuchen. Auch die meisten anderen Tische waren besetzt, aber heute waren es hauptsächlich Bewohner und Besucher, keine Schüler, die hier saßen.

»Darf ich mich zu Ihnen setzen?«, fragte Martin.

»Sind Sie ein Zeuge?«, fragte Hauschild zurück.

»Ich bin ein Freund von Gregor«, sagte Martin.

»Gregor! Ja, er ist ein guter Junge. Und clever. Er wird mal Kommissar.«

Martin schluckte.

»Möchten Sie Kaffee? Tee? Kuchen?«

Wieder war es die Platine, die an Martins Tisch stand und ihn nach seinen Wünschen fragte.

»Einen Kamillentee, bitte.«

Sie verzog keine Miene und ging. Klar, Kamillentee gab es hier vermutlich auf Rezept.

»Haben Sie Paulina gut gekannt?«, fragte Martin.

»Die Ärztin«, sagte Hauschild.

»Nein, sie war Pflegerin hier.«

»Gute Ärztin«, sagte Hauschild. »Konnte in den Augen lesen.«

Die Platine brachte den Tee. »Sie haben ja Kuchen in den Kaffee getan, Herr Hauschild. Warten Sie, ich bringe Ihnen eine neue Tasse.«

»War nicht süß genug«, sagte Hauschild.

»Ich bringe Ihnen süßen Kaffee.«

»Wussten Sie, dass Gregor wegen Paulina hier war?«, fragte Martin.

»Guter Junge, der Gregor.«

»Hat Ihre Tochter Paulina gemocht?«

Hauschild blickte Martin plötzlich mit zusammengekniffenen Augen an. »Kannten Sie meine Tochter?«

Martin schüttelte den Kopf. »Leider nicht.«

»Sie ist tot, nicht wahr?«

Die Platine stellte eine Tasse vor Hauschild und blieb am Tisch stehen.

»Ja, leider. Und der Tod Ihrer Tochter hat vielleicht etwas mit dem Tod von Paulina zu tun«, sagte Martin.

»Ja«, sagte Hauschild. »Das glaube ich auch. Paulina war eine gute Ärztin, aber ein schlechter Mensch.«

Dann schaufelte er wieder ein Stück Kuchen in seine Kaffeetasse.

»Seine lichten Momente sind meist kurz«, flüsterte die Platine. »Dabei war er mal bei der Polizei, oder?«

Martin nickte.

»Schade. Ich hatte so gehofft, dass er Ihnen helfen kann.«

Ich begleitete Martin nach Hause, aber Birgit schlief schon, als er kam. Leider hatte sie den Zettel mit dem Zahlenrätsel nicht mit der Auflösung auf dem Nachttisch liegen. Vielleicht hatte sie das Rätsel noch gar nicht geknackt. Ich wünschte ihr leise eine gute Nacht, obwohl ich ja auch hätte schreien können, denn hören konnte sie mich so oder so nicht.

5. Juli, Tag 8 nach Gregors Festnahme

Martin fuhr früh zur Arbeit und Birgit schaltete ihr Handy ein. Martin forderte sie immer wieder auf, das Ding nicht zu benutzen, um das ungeborene Kind nicht unnötig zu toasten, aber Birgit setzte sich immer wieder darüber hinweg. Immerhin trug sie das Ding nicht mehr am Kör-

per und sie spielte auch nicht unnötig damit herum. Jetzt jedenfalls schickte sie mir eine SMS. Und natürlich kam wieder:

Wer bist du?

Pascha, Freund, streng geheim.

Blödsinn. Ich will dich sehen.

Geht nicht.

Dann ruf mich an.

Geht auch nicht.

Warum?

Ich starrte auf meinen Bildschirm. Warum nahm ich eigentlich dauernd Rücksicht auf Martin? Ich könnte Birgit doch hier und jetzt die ganze Wahrheit schreiben.

Tatsache war: Ich hatte Schiss. Was, wenn Martin recht hatte und Birgit sich von meiner Daueranwesenheit gestört fühlte? Wenn Birgit mich wegschickte, mir klarmachte, dass ich nicht willkommen war? Was, wenn Birgit mich hassen würde? Vielleicht war es also doch besser, inkognito zu bleiben. Martin wollte mich sowieso verschweigen und inzwischen tendierte ich dazu, ihm recht zu geben.

Kompliziert, antwortete ich.

Warum halten mich alle für doof???, schrieb sie.

Scheiße, das ging ja jetzt schon in die völlig falsche Richtung. Ich sollte lieber Martin diese Diskussion führen lassen. Oder am liebsten hätte ich sie gar nicht erst angefangen.

Ich schaltete mich zu Birgit und sah gerade noch, wie sie ihr Handy ausschaltete und weglegte. Dann holte sie den Zettel mit dem Nummernrätsel aus ihrer Nachttischschublade, kochte sich einen Milchkaffee und setzte sich an den Computer. Sie tippte die Ziffern in die Suchmaske, bekam aber keinen relevanten Treffer. Sie tippte diverse Vorwahlen davor und suchte in den gängigen Telefonbüchern, aber auch das brachte kein Resultat. Dann übertrug

sie nach einem Muster, das mir nicht klar war, die Ziffern in Buchstaben. Wieder ohne Erfolg. Sie gab nicht auf, aber ich konnte mir das Elend nicht länger ansehen und verabschiedete mich. Ich würde es schon noch früh genug mitbekommen, wenn Birgit einen Treffer landete. Ob sie ihrem SMS-Kumpel Pascha allerdings jemals wieder eine Nachricht schreiben würde, da war ich mir nicht so sicher.

Ich schaute nach Jenny, um herauszufinden, auf welchem Stand die Ermittlungen im Fall Paulina Pleve zurzeit waren. Ehrlich gesagt hatte ich ein bisschen den Überblick verloren. Der Fall war abgeschlossen gewesen, aber dann wieder aufgenommen worden, nachdem Jenny und Birgit den möglichen Betrug mit der von innen verschlossenen Tür aufgedeckt hatten. Und jetzt?

Jenny saß an ihrem Schreibtisch und hatte die Akte Pleve vor sich liegen. Sie hatte alle Dokumente, Notizen und Fotos vor sich ausgebreitet und starrte darauf, als der Chef hereinkam.

»Frau Gerstenmüller, woran arbeiten Sie gerade?«

»Paulina Pleve, das ist die Selbstmörderin, die vielleicht doch keine Selbstmörderin war.«

»Ach, richtig, Sie haben den Vorgang wieder aufgenommen. Neuigkeiten?«

Jenny schüttelte den Kopf. »Die Spurensicherung bestätigt, dass es möglich gewesen wäre, die Tür von außen zu verschließen, so dass der Schlüssel innen steckt, aber das ist noch lange kein Beweis, dass es so war.«

»Gut. Ich habe eine andere Sache ...«

»Wenn Sie mir vielleicht den Kollegen Offermann zur Seite stellen könnten, dann könnten wir das Ganze noch einmal von vorn ...«

»Offermann und Becker habe ich gerade mit einem Bandenmord betraut«, unterbrach der Chef sie. »Für Sie habe

ich eine dringende Sache: Wir haben einen Verkehrsunfall mit einer toten Jugendlichen.«

Er gab Jenny einen Zettel.

»Das Mädchen hat einen Schülerausweis dabei, aber wir brauchen die Identifikation ...«

Jenny wurde blass, nickte aber.

»Wollen Sie jemanden vom psychologischen Dienst mitnehmen?«

»Nein.«

Logo, denn sonst wüsste bald das ganze Kommissariat, dass Kommissarin Gerstenmüller bei der Überbringung der Todesnachricht jugendlicher Opfer mit den Eltern gemeinsam heulte. Bisher kannte nur Gregor ihr kleines Geheimnis und der petzte nicht.

»Gut.«

Ich düste zurück zu Birgit, aber sie hatte die Lösung noch nicht gefunden, saß immer noch bei Kaffee und Zahlen-denksport. Sie hatte Quersummen gebildet, die Reihenfolge der Ziffern vertauscht und sah ziemlich geschafft aus. Ich konnte nicht erkennen, ob sie ihr Handy wieder eingeschaltet hatte. Ich testete es, indem ich ihr eine SMS schrieb: *Das platinblonde Mädchen im Heim weiß vielleicht mehr, als es sagt.*

Vielleicht konnte Birgit herausfinden, wer die Kleine war und was sie über die seltsamen Vorgänge wusste, die auch Sahne beschäftigt hatten. Immerhin hatte die Platine ihr hinterherspioniert.

Das Handy war wieder an. Birgit las meine SMS, warf das Handy aufs Sofa, knobelte weiter an ihrem Rätsel, holte das Handy wieder, zeigte ihm den Stinkefinger, seufzte schließlich genervt und packte ihre geheimnisvolle Ziffernfolge weg. Dann suchte sie Verpflegung für die Fahrt zusammen und machte sich auf den Weg.

Ich weiß nicht genau, woran ich es bemerkte, denn äußerlich sah alles aus wie immer. Die Eingangshalle und das Café waren gut gefüllt, die Platine trug Kaffee und Tee durch die Gegend und auch im Park tummelten sich Rollstuhlritter und Bankwärmer. Aber über all dem lag eine Spannung, die ich mir zunächst nicht erklären konnte.

Birgit kam und setzte sich ins Café, bestellte Kaffee und zwei Stück Kuchen und bat die Platine, sich zu ihr zu setzen. Sie zögerte.

»Ich tu dir nichts«, sagte Birgit. »Ich würde mich nur gern ein bisschen mit dir unterhalten.«

Die Platine setzte sich.

»Du bekommst doch viel mit hier im Haus, oder?«, fragte Birgit mit vollem Mund.

Vorsichtiges Nicken.

»Mein Freund Gregor wird verdächtigt, die Tochter von Herrn Hauschild getötet zu haben.«

Die Platine riss Augen und Mund auf.

»Hat er aber nicht. Er war mit Susanne Hauschild vor vielen Jahren verheiratet und hat sie erst vor wenigen Tagen hier im Heim wiedergetroffen anlässlich des Todes von Paulina Pleve. Kanntest du sie?«

»Vom Sehen.«

Birgit nickte. »Erst dachte die Kripo, dass Frau Pleve sich selbst getötet hat, jetzt gibt es Hinweise darauf, dass es vielleicht Mord war.«

Die Platine presste die Lippen aufeinander.

»Jedenfalls war es Zufall, dass Gregor und Susanne sich hier getroffen haben, aber Susanne schien über dieses Wiedersehen ganz froh zu sein, weil sie irgendetwas entdeckt hatte, worüber sie mit Gregor sprechen wollte. Kannst du dir vorstellen, was das war?«

Die Platine blickte zu Boden, durch die Halle, auf den

Tisch, betrachtete interessiert ihre verkrampften Hände und schluckte ein paar Mal. Dann blickte sie auf.

»Glauben Sie denn, dass das, was Frau Hauschild entdeckt hatte, mit dem Heim zu tun hat?«

Eine klassische Frage, um Zeit zu gewinnen und erstmal Informationen abzugreifen, bevor man selbst welche preisgibt. Die Platine taktierte geschickt.

Birgit trank einen Schluck Kaffee. »Keine Ahnung. Kann sein, muss aber nicht. Wir wissen, dass Frau Hauschild auch noch einer anderen Sache auf der Spur war.«

»Einer Sache auf der Spur?«

»Sie war Journalistin.«

»Ach so.«

Die Platine kaute auf dem Nagel des rechten Daumens, bis Birgit ihr die Hand auf den Arm legte. »Also, du hast doch eine Idee, oder?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe keine Ahnung, was Frau Hauschild von Ihrem Freund wollte. Ich weiß auch nicht, ob diese Sache damit zu tun hat ...«

»Welche Sache?«, fragte Birgit.

Die Platine blickte sich um, als habe sie Angst, belauscht zu werden. »Na, erst hat der Tod von Paulina hier alles durcheinandergebracht, dann wurde Frau Hauschild, also die Tochter eines Bewohners ermordet und jetzt ist noch Herr Krämpel spurlos verschwunden.«

EINUNDZWANZIG

Birgit rief Jenny vom Auto aus an.

»Hast du schon gehört, dass der Hausapotheker des Altenheims verschwunden ist?«

»Na und? Ich bin nicht die Vermisstenstelle.«

Birgit rollte die Augen, blieb aber weiter freundlich.

»Natürlich nicht, Jenny. Aber es ist doch seltsam, dass in diesem Altenheim erst eine Pflegerin ermordet wird ...«

»...was nicht bewiesen ist. Nach fast siebzig Jahren kann der Fensterkitt einer Speichertür einfach mal spröde werden.«

»... nach dieser Pflegerin wird die Tochter eines Bewohners, die als Journalistin offenbar einer heißen Story auf der Spur war, ermordet und dann verschwindet der Mann, der für die Verteilung der Arzneimittel zuständig ist. Alles Zufall?«

Jenny seufzte. »Ich kümmere mich darum, sobald ich kann.«

Ich traute Jenny nicht, also schaltete ich mich rüber ins Präsidium, um zu sehen, ob sie ihr Versprechen hielt. Die Formulierung »sobald ich kann« war reichlich schwammig, das konnte auch erst in zwei oder drei Wochen der Fall sein, weil Jennymaus bis dahin zu viel zu tun hatte.

Meine Ahnung sollte mich nicht trügen, denn als ich ankam, nahm Jenny gerade ihre Handtasche vom Stuhl und verließ das Büro.

Ich folgte ihr misstrauisch und war erstaunt, als sie ihren Wagen auf den Besucherparkplatz der Weiz Pharma AG lenkte. Sie meldete sich am Empfang und bat, Herrn Weiz persönlich sprechen zu dürfen. Erst nach mehrmaligem Hinweis auf ihre offizielle Mission als Kommissarin der Kripo Köln wurde sie bis ins Vorstandssekretariat vorge lassen. Die Tussi, die ihren Boss vor der bösen Außenwelt abschirmte, hätte auch als Model keine schlechten Chancen gehabt. Sie ließ sich Jennys Ausweis zeigen und bot ihr etwas zu trinken an. Jenny lehnte ab.

»Ich möchte nur zu Herrn Weiz, sonst nichts, danke.«

Jenny musste weitere fünf Minuten warten, bis endlich die Tür aufging und der Langweiler im blauen Anzug sie in sein Büro bat. Jenny nahm vor dem Schreibtisch Platz und holte tief Luft.

»Herr Weiz, es tut mir schrecklich leid, aber ich glaube, dass Ihre Tochter heute Opfer eines Verkehrsunfalls wurde. Ich benötige DNA-Proben von ihr für die offizielle Identifizierung.«

Weiz wurde von einem Moment auf den anderen so weiß, wie ich es bei einem noch lebenden Menschen nie für möglich gehalten hätte.

»Tot? Aber ...«

»Trinken Sie einen Schluck Wasser«, sagte Jenny und zeigte auf das Glas auf seinem Schreibtisch.

Weiz trank wie ferngesteuert.

»Ein Verkehrsunfall, sagten Sie?«, stammelte er. »Aber wie ... wo?«

»Bitte, Herr Weiz, ich benötige die Haarbürste Ihrer Tochter für die Identifizierung. Könnten wir jetzt zu Ihnen nach Hause fahren und sie holen?«

»Nein.«

Jenny stutzte. »Nein? Aber das ist leider notwendig ...«

»Ich identifiziere meine Tochter selbst.«

»Das ist nicht üblich«, wandte Jenny nervös ein und plinkerte ein paar Tränen weg. Vermutlich hatte sie Schiss davor, gemeinsam mit dem Herrn Papa im Keller der Rechtsmedizin einen Heulkampf zu bekommen. »Eine Identifizierung wird heute immer anhand von DNA ...«

»Ich will sie sehen.«

Jenny holte noch einmal Luft, aber Weiz stand bereits auf.

»Worauf warten Sie?«

Jenny hatte dem Vorstandsvorsitzenden einer Pharmafirma nichts entgegensetzen. Keine natürliche Autorität, keine dienstliche Autorität und auch keine sonst wie wirksame Waffe. Vermutlich konzentrierte sie bereits ihre ganze Kraft darauf, nicht loszuflennen. So ließ sie sich also von Weiz aus dem Büro und in den Fahrstuhl treiben und murmelte nur zweimal leise:

»Herr Weiz, diese Vorgehensweise ist ...«

Was auch immer diese Vorgehensweise war, interessierte Weiz nicht die Bohne und Jenny ja offenbar auch nicht, denn sie leistete keinen aktiven Widerstand mehr. Im Gegenteil. Jenny fuhr voraus und Weiz folgte ihr zum rechtsmedizinischen Institut. Katrin hatte Dienst und war von Jenny telefonisch vorgewarnt worden, daher erwartete sie die beiden bereits an der Pfortnerloge.

»Herr Weiz, guten Tag. Hier entlang, bitte.«

Katrin benahm sich professionell, aber nicht gefühlkalt und führte Weiz zu dem Raum, in dem Angehörige die Verstorbenen noch einmal sehen können. Jenny dackelte mit unglücklichem Gesichtsausdruck hinterher.

Vor der Tür wandte sich Katrin erneut an Weiz. »Sie

können es sich immer noch überlegen, Herr Weiz. Im Normalfall identifizieren wir anhand von DNA-Proben. Das ist genauso sicher und für die Angehörigen einfacher.«

Weiz schüttelte geistesabwesend den Kopf.

Katrin zuckte die Schultern und öffnete die Tür.

Der Raum war das Äußerste, was ein wissenschaftliches Institut an Rücksicht auf menschliche Bedürfnisse im Angesicht des Todes zu bieten hatte. Rücksicht auf Angehörige, die einen letzten Blick auf den Körper riskieren wollten, bevor dieser weitergeleitet wurde, oft auch ins Ausland. Im Keller der Rechtsmedizin landeten immerhin seltener die sterblichen Überreste von Tante Hildegard, sondern öfter die abgeschlachtete Hülle von Vladimir, Yildiray oder Kemal. Diese Jungs wurden von hier direkt in einen Transportsarg getackert und ausgeflogen, um im heimatlichen Wüstensand verscharrt zu werden. Nach einigen Tausend Kilometer Fracht wollte sicher niemand mehr einen letzten Blick werfen, daher passierte das regelmäßig hier.

Das Mädchen war in dem schummrig beleuchteten Raum aufgebahrt. Weiz trat an die Tote heran und erstarrte. Dann schlug er sich eine Hand vor den Mund und machte ein gurgelndes Geräusch. Katrin beobachtete ihn aufmerksam, aber er kotzte nicht. Er stand einfach da wie eine Gipsfigur und starrte das Mädchen an. Die tiefschwarz gefärbten Haare verdeckten gnädig den Schnitt über den Kopf, den Katrin gemacht hatte, um den Schädel aufzusägen und das Hirn aus der Denkschüssel zu holen.

Nicht zuletzt wegen der unnatürlichen Haarfarbe wirkte die weiße Haut fast durchscheinend. Ich erinnerte mich an ein Märchenbuch, in dem Schneewittchen in ihrem Sarg ungefähr so ausgesehen hatte. Natürlich ohne die

Blehpickel im Gesicht und die grob zusammengestichelte Naht bis unter das Kinn.

»Herr Weiz?«, flüsterte Jenny, die bleich und zitternd neben Katrin stand. Sie war die Einzige, die so aussah, als würde sie gleich in Tränen ausbrechen.

Weiz rührte sich nicht.

»Herr Weiz, handelt es sich um Ihre Tochter Lila?«, fragte Katrin, obwohl es nicht ihre Aufgabe war.

Es dauerte noch einige Sekunden, bis Weiz sich bewegte. Er nahm die Hand vom Mund, richtete sich auf, drehte sich um und sah zwischen Katrin und Jenny hindurch.

»Ja«, flüsterte er. »Das ist meine Tochter.«

Martin hatte die Mittagspause durchgearbeitet, damit er früher Feierabend machen konnte. Da keine dringenden Fälle hereinkamen, konnte er sein Vorhaben auch in die Tat umsetzen. Er setzte sich in seine Schunkelbüchse und ging noch einmal Sahnes Aufzeichnungen durch. Zwei der Hausärzte, die in den Unterlagen auftauchten, kannte er. Er rief in der Praxis von Andreas Steinhauer an und schaffte es, der Sprechstundenhilfe klarzumachen, dass er dringend mit dem Herrn Doktor sprechen müsste. Die Tussi versprach einen Rückruf, der tatsächlich innerhalb weniger Minuten kam. Martin brachte sich als Studienkollege von einst in Erinnerung und vereinbarte ein Treffen für Viertel nach sechs. Da die Praxis am anderen Ende der Stadt lag und er mit seiner Schunkelbüchse grundsätzlich nur Schritttempo fuhr, machte er sich gleich auf den Weg.

»Immer noch Kamillentee?«, fragte der rothaarige Pummel, als er sich neben Martin auf die Bank des Cafés fallen ließ. Das Lokal war mit geschwungenen Holzbänken, Kleiderhaken und Hutablagen an jeder Bank wie ein altes Eisenbahnabteil eingerichtet. Schwarz-Weiß-Fotos

von Dampfloks zierten die Wände. Nett, wenn man Eisenbahn-Nostalgiker war. Ich hatte nie zu den Pufferküssern gehört und hätte ein paar Recarositze vorgezogen, aber ich musste meinen Hintern ja nicht mehr auf eins dieser Möbel quälen.

Martin grinste verlegen.

»Was verschafft mir die Ehre?«, fragte der Rotschopf.
»Entschuldige, dass ich direkt zur Sache komme, aber ich habe gleich noch einen Termin.«

»Danke, dass du überhaupt so spontan zugesagt hast«, begann Martin.

»Dein zivilisiertes Höflichkeitsgesabbel bringt uns nicht weiter«, mischte ich mich ungeduldig ein.

»Ich habe eine fachliche Frage, die eher in dein als in mein Fachgebiet passt«, begann Martin.

»Welches ist dein Fachgebiet?«, fragte der Rotschopf.

»Rechtsmedizin.«

Er grinste anzüglich. »Du warst schon immer ein komischer Kauz, Martin.«

Martin lächelte, als wäre das ein Kompliment gewesen.

»In einem Altenheim hier in der Stadt hat es in den letzten Monaten ziemlich viele Todesfälle gegeben.«

Martin spulte die Informationen, die wir aus Sahnes Akten hatten, in medizinischem Fachslang herunter. Der Rotschopf lauschte so konzentriert, dass er nicht einmal aufschaute, als sein Cappuccino gebracht wurde. Er bewegte sich erst wieder, als Martin ihm einige ausgedruckte DIN-A4-Blätter vorlegte. Auf den ersten Blättern hatte Martin die verfügbaren Informationen nach medizinischen Gesichtspunkten zusammengestellt, dahinter hingen die Kopien aus dem Heim.

»Du hast die Verordnungslisten?«, fragte Steinhauer erstaunt. »Ist das eine offizielle Ermittlung?«

Martin schüttelte den Kopf.

Steinhauer warf die Blätter auf den Tisch, als hätte er sich daran verbrannt. Natürlich konnte ich seine Gedanken nicht lesen, aber ich war mir sicher, dass an prominenter Stelle die Worte »ärztliche Schweigepflicht« und »strafrechtliche Verfolgung« vorkamen. Er verschränkte die Arme vor der Brust und schloss die Augen.

»Okay«, sagte er schließlich langsam. »Ich nehme also an, dass es sich um, äh, Übungsunterlagen handelt. Eine Art Weiterbildung. Eine hypothetische Situation, die du zu Lernzwecken untersuchst.«

Martin holte Luft und zeigte erste Anzeichen eines Widerspruchs.

»JA!«, brüllte ich ihm ins Ohr.

Martin zuckte zusammen, schnappte reflexartig nach Luft, sagte dann aber brav: »Ja.«

Das war knapp gewesen.

»Gut, dann lass mal sehen.«

Steinhauer studierte die Blätter eine Zeit lang, dann trank er einige Schlückchen seines Cappuccinos, wieder mit geschlossenen Augen. Offenbar konnte der Typ nur hinter geschlossenen Sehdeckeln denken.

»Nun, wenn ich diese interdisziplinäre Übungsaufgabe kommentieren soll, dann würde ich sagen, dass hier tatsächlich etwas nicht ganz koscher scheint. Diese Patienten waren, wenn ich das anhand der Unterlagen beurteilen sollte, nicht so krank, dass mit einem plötzlichen Ableben zu rechnen gewesen wäre. Und von diesen beiden hier«, er tippte auf zwei Namen, »könnte ich das sogar mit einiger Sicherheit sagen, denn sie waren meine Patienten.« Er machte eine Kunstpause. »Rein hypothetisch, natürlich.«

Martin trank schweigend und in Gedanken versunken seinen Kamillentee aus.

»Was vermutest du? Einen Todesengel?«, fragte der Rot-schopf.

»Ist das so naheliegend?«, wollte Martin wissen.

»Es ist eine denkbare Möglichkeit«, erwiderte der Rot-schopf mit einem Blick zur Uhr. »Vielleicht fällt mir aber auch noch ein anderes Szenario ein, wenn ich ein bisschen darüber nachdenken kann. Darf ich die Papiere mitnehmen?«

Martin nickte. »Gern. Allerdings ...«

»Vertraulich.« Er grinste verwegen. »Schon klar.«

6. Juli, Tag 9 nach Gregors Festnahme

Dienstagmorgen war Martin als Gutachter vor Gericht und Birgit schlief bis fast elf. Ich hatte mir schon Sorgen um sie gemacht, aber als sie aufstand, sang sie laut unter der Dusche und sah aus wie das blühende Leben. Ich atmete auf, trotz der grässlichen Trällerei. Denn wenn es etwas gibt, das selbst die tolle Birgit nicht kann, ist es singen. Wenig später saß sie vor einer riesigen Schüssel Obstsalat und starrte immer noch auf den Zettel mit den Ziffern, die Karpi ihr gegeben hatte. Sie hatte das Radio eingeschaltet und wippte im Takt mit dem Fuß. Irgendein belangloses Laladudelzeug. Wenigstens hörte sie keine Schlager und keine Zaubergeiger, das war schon mal das Wichtigste.

Trotz Radioberieselung schien Birgit angestrengt über dem Zahlenrätsel zu brüten. Sie ließ nicht locker, wie gute Pinscher das eben tun, aber sie tat es mit Stil und nicht verbissen. Ich war verdammt stolz auf meine Birgit. Sie würde das Rätsel lösen. Die Frage war nur, wann.

Natürlich könnte ich mir im Nachhinein einbilden, dass meine elektromagnetischen Schwingungen ihr Hirn zu Höchstleistungen dopten, aber leider waren es schlichte Radiowellen, die den Durchbruch brachten. Genauer gesagt eine Werbung, die an Blödheit kaum zu überbieten war. Aber vielleicht ist das das Geheimnis guter Werbung.

Sie ist so dämlich, dass das Hirn Abwehrmechanismen in Gang setzt, um sich der Doofheit zu entziehen. Und dieser Abwehrmechanismus führte in Birgits Fall zur Erkenntnis, dass Karpi einen ziemlich seltsamen Sinn für Humor hat.

Die Werbung war die eines Mobilfunkanbieters, dessen Slogan lautete: Otukänndu. Die Nummer auf Birgits Zahlenrätsel begann mit Null-Zwei. Im Moment der Erkenntnis also erstarrte Birgit zu völliger Reglosigkeit, ihr Fuß hörte auf zu wippen, ihre Kiefer hörten auf, Obstsalat zu zerkleinern, und ihre Hand mit dem Löffel stoppte auf halbem Weg zwischen Schüssel und Mund. Sie glotzte auf den Zettel, warf den Löffel in die Schüssel, hievte sich zum Computer, checkte die Mobilfunkvorwahlen, die zu dem Anbieter gehörten, und probierte die Nummer mit einer der Vorwahlen aus. Falsch verbunden. Birgit entschuldigte sich und probierte die nächste.

»Hast du mein Rätsel endlich gelöst?«, fragte Karpi nach dem zweiten Klingeln.

»Woher wussten Sie, dass ich es bin?«, fragte Birgit.

»Willst du nun deine Belohnung oder nicht?«

Nur persönlich würde er ihr die gewünschte Information geben, erklärte Karpi und legte auf. Birgit warf noch einen sehnsüchtigen Blick auf ihren Obstsalat, dann griff sie nach zwei Bananen, den Autoschlüsseln und fuhr los.

ZWEIUNDZWANZIG

Während ich Birgit folgte, wurde ich von Martin angefunkt. Da Birgit quer durch die Stadt zu Karpi müsste, hatte ich sicher eine gute halbe Stunde Zeit, also folgte ich dem Ruf meines Herrn und Meisters. Okay, das mit dem Herrn und Meister war ein Witz. Aber ich war neugierig, was er von mir wollte, denn üblicherweise ist es eher so, dass Martin glücklich ist, wenn ich so weit wie möglich weg bin. Wenn er mich also ruft, musste es wohl um etwas Wichtiges gehen.

Ich wunderte mich, dass der Ruf aus dem Belgischen Viertel kam, und noch mehr wunderte ich mich, dass ich Martin in der *Werkstatt* fand. Ioannis und Martin saßen nebeneinander an der Theke und starrten auf die Flaschen, die die Rückwand füllten. Vor Martin stand ein Tee, dessen Farbe im besten Fall an Kamille erinnerte. Der Grieche trank Rotwein.

»Der Wagen von Susanne Hauschild steht hier, Ioannis sollte den Auspuff wechseln. Wir können uns das Fahrzeug ansehen«, teilte Martin mir gedanklich mit.

Ich war eine ganze Weile sprachlos. Mein Martinsgäschen hatte selbstständig ein möglicherweise wichtiges Puzzlesteinchen in unserem Fall aufgetan? Aus eigener Initiative?

»Eine Journalistin ohne Auto ist ja schwer vorstellbar, oder?«, erklärte Martin mir. »Und wenn sie einen Freund hat, der Schrauber ist, dann wird er wohl wissen, wo ihr Auto ist.«

»Wie seid ihr beiden so gute Freunde geworden, dass er dir die Karre ausliefert statt den Bullen?«, fragte ich.

»Ioannis mag nicht nur Zweiräder, sondern auch 2CV«, sagte Martin. Er konnte eine gewisse Häme nicht verbergen.

»Wenigstens ist die Schunkelbüchse auf die Art endlich mal zu etwas gut«, knurrte ich gnädig.

Zu dritt gingen wir auf den Garagenhof, in dem am Tag zuvor der Teileflohmarkt stattgefunden hatte. Die Trödelgarage war verschlossen, Ioannis steuerte zielstrebig die Garage daneben an. Er öffnete sie mit Schwung, und da stand er, der VW Käfer von Susanne Hauschild. Der Grieche schloss das Käferlein auf, dann trat er aus der Garage und machte eine einladende Geste.

»Haben Sie nicht schon mal hineingeschaut?«, fragte Martin.

Ioannis schüttelte den Kopf. »Wozu? Sie ist tot.«

Martin legte dem Riesen mit dem Haarwuchsproblem die Hand auf die Schulter, Ioannis drehte sich um und fiel Martin um den Hals. Er schluchzte.

Ich war zwischen hysterischem Gelächter und Mitheulen hin- und hergerissen, denn einerseits tat der Rübezahl mir leid. Vielleicht hatte er die Sahneschnitte wirklich geliebt. Andererseits sah es einfach nur voll peino aus, wie der Riese sich an Martins Schulter ausheulte, zu der er sich mächtig herabbeugen musste. Ich wandte mich schnell ab und drehte erst mal eine einsame Runde durch den Käfer. Taschentücher mit abgewischem Lippenstift lagen im Fußraum, eine Bürste und ein Haargummi auf dem Beifahrersitz. Im Handschuhfach befanden sich, so-

weit ich das im Dämmerlicht feststellen konnte, ein paar Straßenkarten, ein Eiskratzer und ein Brillenetui, dessen Inhalt ich nicht checkte. In einem geschlossenen Etui in einem geschlossenen Handschuhfach ist es schlicht und ergreifend schwarz.

Endlich hatte Martin sich aus dem Klammergriff des Griechen befreit und half mir, indem er Fußmatten hochhob, das Handschuhfach öffnete, eine Sonnenbrille aus dem Etui holte und die Karten auffaltete. Leider fielen keine konspirativen Mitteilungen oder Hinweise auf den Mörder heraus. Kurzzeitig flammte Hoffnung in uns auf, als Martin einen Briefumschlag zwischen Rücksitz und Seitenverkleidung entdeckte, aber es handelte sich nur um einen Werbebrief, dessen Umschlag Sahne als Einkaufszettel genutzt hatte. Butter, Zucker, Mehl und Backpulver standen drauf. Nach dem Aussehen des Umschlags konnte die Liste aber schon einige Monate alt sein.

Martin wollte nach hinten gehen, um den Kofferraum zu öffnen, aber ich konnte ihn gerade noch darauf hinweisen, dass das die falsche Richtung war. Ein Mann, der nicht wusste, dass der Kofferraum des Käfers vorne lag, hatte eigentlich keine Daseinsberechtigung, oder? Sag ich ja die ganze Zeit.

Der Kofferraum war leer bis auf eine Decke, ein paar Müsliriegel und einen Erste-Hilfe-Kasten. Martin wollte die Haube wieder zufallen lassen, als ich mich daran erinnerte, in welchem Versteck wir die Daten aus dem Altenheim in Sahnes Wohnung gefunden hatten.

»Schau in den Erste-Hilfe-Kasten.«

Martin zögerte, kapierte meinen gedanklichen Hinweis auf die ›Miami Vice‹-DVD und öffnete den Kasten. Er enthielt den üblichen Kram wie Verbandszeug, Jodtinktur, eine ungefähr hundert Jahre alte Wegwerfkamera und einige geheftete und gefaltete DIN-A4-Blätter. Martin

nahm die Papiere heraus und klemmte sich den Kasten unter den Arm. Auf dem Deckblatt entdeckte ich die Zeichnung eines Mannes in stabiler Seitenlage. Okay, nichts Interessantes, das übliche Gelaber über Erste Hilfe am Unfallort.

»Lass gut sein«, sagte ich und wandte mich zu Ioannis. Der hatte seine Beherrschung in der Zwischenzeit wiedergefunden. Gut.

Inzwischen müsste Birgit eigentlich bei Karpi angekommen sein, da wollte ich doch allzu gern Mäuschen spielen.

»Martin«, rief ich, »ich ver....«

Der Rest blieb mir im Hals stecken. Martin starrte gebannt auf die Blätter in seiner Hand.

»Was gibt es da so Interessantes?«, fragte ich. »Du als Arzt solltest dich mit Erster Hilfe doch auskennen.«

Martin reagierte nicht.

»Auch wenn deine Patienten meist keine mehr benötigen.«

Kein Lachen, aber auch kein Anschiss, dass meine Späße auf Kosten seiner Kunden nicht witzig seien. Gar keine Reaktion ist immer ein Hinweis auf absolute mentale Fesselung.

Ich düste rüber und warf einen Blick über Martins Schulter. Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass die Striche auf dem Blatt den Grundriss des Bunkers zeigten, in dem das *Karpi Diem* lag. EG stand wohl für Erdgeschoss, wo die Hüpfburg untergebracht war. UG war das Untergeschoss, von dem Martin, Birgit und ich nur den Aufzug, den Flur und Karpis Büro kannten.

Vom EG zum UG gab es drei Verbindungen. Eine war der Aufzug, die anderen beiden waren Treppen, die mir vorher nie aufgefallen waren. Sie führten in einen großen Bereich im Untergeschoss, den wir nicht kannten. Er

musste riesig sein. Mindestens fünfhundert Quadratmeter. Karpi lebte auf verdammt großem Fuß.

Vorausgesetzt, das war wirklich seine Bude.

Martin blätterte die Seite um.

Aha, hier kam der Comic. Genauer gesagt waren es einzelne Bilder von Leuten, die aus der Hintertür des *Karpi Diem* kamen. Manche der Bilder trugen Namen, viele nicht.

Einen Typen erkannte ich, obwohl ich nicht wusste, wie er hieß. Aber ich hatte sein Bild bereits bei seiner Oma im Regal gesehen und wusste, dass er ihr fünf Euro zahlte, damit seine Mama nicht spitzkriegte, dass er einen heimlichen Nebenjob hatte. Bei Karpi im Keller. Was, zum Teufel, machte der Typ da? War Karpis Keller eine Drogenküche?

Martin jedenfalls konnte sich ebenso wenig einen Reim auf diese Papiere machen wie ich, aber er begann zu zitieren.

»Ich wusste doch, dass dieser Mann gefährlich ist«, stammelte er.

Oh, oh, wie gut, dass er nicht wusste, dass Brigit auf dem Weg in Karpis Keller war.

»Birgit?«, schrie Martin in dem Moment in höchster Alarmbereitschaft.

Mist, da hatte ich wohl meine Gedanken nicht gut genug abgeschirmt. Martin raste zu seiner Ente. Na ja, was er so rasen nannte. Ein einbeiniges Kaninchen mit einem Fünf-Kilo-Gewicht am Schwanz wäre schneller gewesen als er, aber er tat sein bestes. Der Grieche blickte ihm mit offenem Mund nach.

DREIUNDZWANZIG

»Was genau willst du eigentlich von Yuri?«

Karpi trug heute Rosa. Einen rosaroten Anzug in Samt, ein weißes Hemd und eine rote Krawatte mit Tupfen drauf. Ich war sicher, dass er blind war – oder in seinem Ankleidezimmer nur Schwarzlichtlampen hingen.

»Yuri war der Freund von Paulina Plevé. Sie wurde ermordet und ich ...«

»Ich dachte, die hätte sich umgebracht«, nuschelte Karpi. Er sprach undeutlich, weil er an einem Obstspieß knabberte, auf dem Weintrauben, halbe Kiwis, Erdbeeren und Bananenstückchen steckten. Das Ding hatte die Ausmaße eines Degens.

»Geben Sie mir den vollständigen Namen von Yuri.« Birgits Stimme war fest und bestimmt.

»Ich muss dich nicht an unseren Deal erinnern ...«

Birgit blickte ihn empört an und Karpi nickte.

»Gernot.«

»Yuri Gernot?«

Karpi spuckte einen Traubenkern aus und mit ihm ein Geräusch, das wie »würg« klang.

Nach Birgits Gesichtsausdruck zu schließen, fand sie das Geräusch ebenso abstoßend wie ich. »Gesundheit!«

Karpi gluckste, dann wurde er ernst. »Jürgen.«

»Jürgen Gernot? Wissen Sie, wo er wohnt?«

Karpi quetschte einen Straßennamen heraus. Das Wort hatte Mühe, um das Bananenstück herumzukommen, das den Ausgang der Sprachausgabe verstopfte.

»Danke.« Birgit zögerte. »Gibt es sonst noch etwas, das ich wissen sollte?«

Karpi glotzte sie mit offenem Mund an, als hätte sie ihm gerade erklärt, dass sie ihm jetzt einen Faden ans Bein binden und ihn wie einen Heißluftballon in den Himmel über Köln steigen lassen wollte. Es war, wegen der halb zerkauten Banane in seiner Mundhöhle, kein erfreulicher Anblick.

»Du bist gut, kleine blonde Frau«, flüsterte er dann. »Vielleicht solltest du dich fragen, warum Yuri seiner Flamme den Laufpass gegeben hat, obwohl er sie vergötterte.«

»Mich sollte ich das fragen?«, entgegnete Birgit. »Ich würde lieber Sie fragen.«

Karpi kicherte. »Ich weiß es nicht. Ich habe mich nur darüber gewundert.«

Das Telefon rechts außen auf Karpis Schreibtisch klingelte. Er hob ab, hörte zu, grunzte und legte wieder auf. »Dein Schlafanzug steht draußen und will dich retten.«

Birgit wurde rot.

»Willst du durch den Hinterausgang verschwinden?«, fragte Karpi.

Birgit blickte erst grimmig, dann grinste sie. »Nein, danke.«

Karpi verzog sein speckiges Gesicht zu etwas, das ein Grinsen sein konnte, zuckte die Schultern und hob den Zeigefinger als Geste des Abschieds, während Birgit sich mühsam erhob, den Vorderausgang nahm und Martin so lange beschwichtigte, bis sein Puls wieder auf Normalniveau tickte.

Ich folgte den beiden nicht weiter, denn mich interessierte die Frage, was Karpi in seinem geheimen Keller trieb. Das herauszufinden, war natürlich ein Problem, da die Abschirmung lückenlos war. Ich musste einfach warten, bis irgendwann irgendwo eine Tür aufging. Das musste früher oder später passieren, denn sonst könnten Leute wie der Enkel von Sahnes Nachbarin schlecht ein und aus gehen. Ich zuckelte also langsam im Flur vor den beiden Stahltüren hin und her, bis mir einfiel, dass es ja auch noch Zugänge aus dem Erdgeschoss direkt in den Keller gab. Ich suchte die Treppen und fand sie jeweils in den Nischen, in denen auch die Zugänge zu den Klos lagen.

Was tat sich da unten? Ich konnte mir keinen Reim darauf machen, hatte aber auch keinen Bock, weiter hier herumzuhängen. Nicht gerade jetzt, wo wir endlich Yuris Namen und Adresse kannten.

Ich war also quasi auf dem Rückzug, als sich eine der Türen öffnete. Ein Pubertätspickel erschien in der Öffnung. Er sah grässlich aus. Die Haare fettig, die Augen glasig mit riesigen Ringen darunter. Ich raste auf die Tür zu und hielt mich hoch genug, um nicht mit seinem Schmalzkopf in Kontakt zu kommen, bremste aber im letzten Moment wieder ab. Wenn ich jetzt in die abgeschirmte Welt eindrang und die Tür hinter mir zufiel, saß ich in der Falle.

Vielleicht konnte ich einen Blick riskieren? Der Kerl unter mir pudelte mit schlurfenden Gummisohlen über die Türschwelle. Ich schaltete mich halb die Treppe herunter. Von unten drang ein sanftes, blaues Licht zu mir herauf. Es war kühl. Ein gleichmäßiges Summen erfüllte die Luft. Vorsichtig schwebte ich tiefer. Das Licht wurde intensiver, der Summton lauter. Noch wenige Stufen trennten mich von einer freien Sicht in den Raum.

Über mir entstand plötzlich ein Luftstrom, der mich mit Macht in den Keller zog. Hilfe! Ich war entdeckt, wurde

eingesaugt und dann vermutlich mit Mikrowellen getoastet, bis ich keine Gefahr mehr darstellte ... Ich wurde panisch, ruderte zurück, kümmerte mich nicht mehr darum, was ich dort unten hätte entdecken können, sondern war einzig und allein auf Flucht gepolt. Die Stufen hinauf, gegen den Luftstrom, der durch das enge Treppenhaus düste. Die Tür kam in Sicht, sie schloss sich langsam hinter dem Pudeltyp. Ich verdoppelte meine Anstrengungen in diesem Luftkanal, denn auch wenn es sich bei der Düse um einen simplen physikalischen Effekt handelte und keine hinterhältige Geisterfalle, so war die Situation doch für mich trotzdem gefährlich.

Im letzten Augenblick schaffte ich es wieder in den ungesicherten Nachtclubbereich. Das Würstchen unter mir nahm den Hinterausgang des Erdgeschosses, der hinter einer Batterie Müllcontainer in die Nebenstraße führte. Ich hatte Karpis Geheimnis immer noch nicht gelüftet, aber auch keinen Bock mehr, auf die nächste Türöffnung zu warten. Yuri war jetzt dringender.

Martin und Birgit quälten sich durch das Verkehrsgewühl der verstopften Straßen, ich war in weniger als zwei Sekunden bei der angegebenen Adresse. Das Haus hatte fast hundert Wohnungen und die Anordnung der Klingelschilder verriet nicht, in welcher Etage sich die jeweilige Bude befand, weshalb es eine ganze Weile dauerte, bis ich Yuri gefunden hatte. Genauer gesagt bis ich die Wohnung gefunden hatte, von der ich annahm, dass es Yuris war. Das schloss ich aus der Tatsache, dass Till Krämpel, der Pillenportionierer aus dem Altenheim, gefesselt und geknebelt auf dem Bett lag. Sonst war niemand da.

Die Wohnung bestand nur aus einem Zimmer, einer Küche in der Dimension eines Wandschranks und einem winzigen Bad. Außer dem Bett standen ein riesiger

Schreibtisch, ein Sessel und ein Kleiderschrank im Zimmer. An einer Wand hing ein Flatscreen. Es waren keine teuren Möbel und auch nur eine kleine Glotze, aber nichts davon war gammelig. Das Regal neben dem Schreibtisch war bis in den letzten Winkel vollgepackt mit medizinischen Fachbüchern. An einer Wand hing eine Urkunde, die bewies, dass Gernot sein Medizinstudium erfolgreich beendet hatte. Alle anderen Wände hingen voller Fotos, einfach mit Heftzwecken an die Raufaser gepinnt. Alle zeigten Paulina. Nur ein einziges Foto zeigte Paulina mit Yuri zusammen. Yuri hatte es selbst gemacht, mit seinem Handy am langen Arm, entsprechend war die Qualität: ein typisches Smartiepic, viel zu nah dran, die Perspektive verschoben, die Nasen zu groß, die Ohren zu weit hinten. Das störte die Verliebten meist nicht, war aber blöd für mich, weil ich mir nicht sicher war, ob ich den Typen wiedererkennen würde, wenn ich ihm auf der Straße begegnete.

Ich fand keinen Hinweis, wo Yuri stecken konnte.

Krämpel röchelte vor sich hin, offenbar war seine Nase verstopft. Immerhin lebte er. Fraglich war, wie lange noch.

Ich beschloss, auf Yuri zu warten, und beschäftigte mich währenddessen mit den Titeln der Bücher in seinem Regal. Innere Medizin, Angiologie, Kardiologie, Naturheilverfahren, Die Pharmazeutische Lüge, Notfallmedizin ... Wenn der Typ das alles wusste, was da drin stand, konnte er bald Professor werden. Aber wenn er es wüsste, würden die Bücher hier vermutlich nicht mehr stehen. Wenn ich hätte wetten sollen, hätte ich gesagt: Yuri war auf dem besten Weg vom Arzt zum Facharzt.

Ich traf Martin und Birgit vor der Tür des Hauses, in dem Yuri wohnte. Auch sie standen ratlos vor den Klingelschildern, von denen viele mit den Nummern des Apartments,

manche mit Vornamen und viele gar nicht beschriftet waren.

»Yuri ist nicht da«, verkündete ich Martin.

Er ließ die Hand, die an den Klingelschildern entlanggefahren war, sinken.

»Aber dafür liegt Krämpel gefesselt und geknebelt in seiner Wohnung.«

»Krämpel?«, fragte Martin erschrocken zurück, als hätte er schlecht verstanden, dabei nuschle ich nicht, wenn ich gedanklich kommuniziere.

»Ja, Krämpel, der Hausapotheker aus dem Haus Sonnenschein.«

Martin stand starr da und glotzte auf die Klingelschilder, als würden sie ihm die Lottozahlen der nächsten Woche verraten. Birgit zupfte ihn am Ärmel.

»Hallo? Erde an Martin!«

Martins Gedanken umkreisten mal wieder die leidige Frage: Wie sag ich's ihr?

»Sag es ihr einfach, wie es ist«, schlug ich zum zweihunderttausendsten Mal vor.

»Nein.«

Aha. Der Herr weiß zwar nicht, was er will, aber was er nicht will, das weiß er gut.

Martin räusperte sich, dann drehte er sich zu Birgit um. »Du hast doch Jenny gesagt, dass Herr Krämpel verschwunden ist, oder?«

Birgit runzelte die Stirn. »Warum? Was hat das jetzt mit Yuri zu tun?«

»Ähem, also ...«

»Feigling«, maulte ich, dann schaltete ich mich weg. Sollte Martin doch sehen, wie er Birgit erklärte, woher er wusste, dass statt Yuri der gefesselte Krämpel in Apartment Nummer dreiundsechzig lag.

Im Präsidium war Jenny nicht, daher suchte ich sie im Haus Sonnenschein. Wenn sie ihr Versprechen halten wollte, sollte sie sich um Krämpels Verschwinden kümmern, und da wäre es logisch, dass sie im Heim vorbeischaute. Ich hatte mich nicht getäuscht.

»... öfter vorgekommen, dass er unentschuldigt gefehlt hat?«

Sie saß in Frau Dr. Wengers Büro und hatte ihren Notizblock auf dem rechten Knie, das sie über das linke geschlagen hatte. Wieder einmal erinnerte sie mich mehr an eine Studentin als an eine Kommissarin.

»Nein, nie. Herr Krämpel ist ausgesprochen zuverlässig.«

»Sie erinnern sich, dass wir im Zusammenhang mit Frau Pleves Tod nach der Handhabung der Medikamente gefragt haben.« Es klang weder wie eine Frage noch wie eine Feststellung, und da die Wenger offenbar auch nicht so genau wusste, wie die Bemerkung gemeint war, nickte sie nur.

»Halten Sie es für denkbar, dass Herr Krämpel, der ja Zugang zu den Arzneimitteln hatte, damit, äh, nicht ganz korrekt umgegangen ist?«, fragte Jenny.

Frau Dr. Wenger sah erst irritiert aus, dann fiel der Groschen. »Wollen Sie etwa behaupten, dass er Medikamente gestohlen hat?«, fragte sie in einem Tonfall, der die Raumtemperatur um einige Grad senkte.

»Es wäre eine ...«, murmelte Jenny, dann räusperte sie sich und streckte den Rücken durch. »Es wäre eine denkbare Erklärung. Herr Krämpel unterschlägt Medikamente, besonders Schmerzmittel, die auf dem Schwarzmarkt sehr viel Geld kosten. Frau Pleve bemerkte seinen Betrug und ...«

»Das kann ich mir ganz und gar nicht vorstellen«, klirrte die Wenger. »Außerdem wäre das ja bemerkt worden.

Unsere Bewohner hätten sich natürlich gemeldet, wenn sie ihre Arznei nicht bekommen hätten.«

»Sie haben auch stark pflegebedürftige Bewohner hier, wenn ich mich nicht irre«, sagte Jenny. »Vielleicht ist nicht jeder in der Lage, sich entsprechend zu artikulieren.«

»Lächerlich. Unser Pflegepersonal hätte das natürlich auf jeden Fall festgestellt.«

Jenny nickte versöhnlich. »Es ist im Moment nur ein Gedankenspiel, das eine Verbindung zwischen dem Tod von Frau Pleve und dem Verschwinden von Herrn Krämpel herstellt.«

»Vielleicht gibt es gar keine Verbindung«, sagte die Wenger.

»Vielleicht«, entgegnete Jenny. »Wir werden sehen.«

Ich zockelte hinter Jenny her, die die Eingangshalle durchquerte, ohne auf einen Kaffee bei der Platine vorbeizuschauen. Logo, Jenny wusste gar nicht, dass das Perlhuhn eine Art Joker war. Ich schaute nach ihr und fand sie wie erstarrt mitten im Café stehend. In der linken Hand hatte sie einen Teller voll Kuchen, in der rechten Hand ein Glas Tee. Sie starrte auf den Fernseher, auf dem das Kölner Lokalfernsehen lief.

»... war nicht für eine Stellungnahme zu erreichen.«

Neben der blondgelockten Loreley-Kopie, die mit Silberblick ihren Text von der Kamera ablas, war ein Foto des großen Wohltäters Weiz eingeblendet.

»Nach dem frühen Tod seiner Frau und dem Mord an seinem Schwager schlägt mit dem Tod seiner Tochter das Schicksal zum dritten Mal zu.«

Woher wussten die Glotzgeier schon Bescheid? Weiz war erst heute Vormittag im Institut gewesen, um seine Tochter zu identifizieren. War er dort von jemandem beobachtet worden? Oder hatte der Beerdigungsunterneh-

mer, an den er sich notgedrungen gewandt hatte, die Presse informiert? Oder sollte etwa Weiz selbst ...

Und warum ließ die Platine das Glas Tee fallen, stellte den Teller mit dem Kuchen auf dem nächstbesten Tisch ab und rannte aus dem Café in Richtung Park?

Wohin ich auch schaute, überall lauerten Fragen, auf die ich keine Antworten wusste.

Meine weitere Beobachtung der Platine hatte keinen Aufschluss darüber gebracht, warum die Nachricht über Weiz' Tochter sie so aus der Fassung gebracht hatte. Jenny war nach ihrem Gespräch mit Frau Dr. Wenger nach Hause gefahren. In Yuris Wohnung war niemand mehr. Weder Yuri noch Krämpel. Na toll. Martin hatte es versiebt. Hätte er einfach gesagt, was er von mir wusste, wäre Krämpel inzwischen befreit und hätte ein paar Takte zur Aufklärung der Sache beitragen können. Aber nein, die Geheimnis-krämerei über mich war ihm offenbar wichtiger als die Rettung des Hausapothekers.

Bei Martin und Birgit herrschte dicke Luft, wahrscheinlich auch wegen mir.

»Natürlich«, pamppte Martin mich an, als er mich und meine Vermutung bemerkte. »Ich hätte mich nie drauf einlassen dürfen, dass du mit uns zusammen hier einziehst.«

Tja, ich hatte ihm angeboten, dass ich mich für immer aus seinem Leben heraushalte, damals, als die Sache mit den vermieteten Kühlfächern eskalierte. Aber nachdem ich mehreren Beteiligten das Leben gerettet hatte, war Martin weich geworden.

»Das war ein Fehler«, ranzte er mich an.

»Und tschüss«, entgegnete ich.

Ich ließ ihn im Unklaren darüber, ob der Abschied nur für heute Abend oder für immer war, aber wir wussten wohl beide, dass ich wiederkommen würde.

Diese Nacht wollte ich es wissen. Ich wollte herausfinden, was Karpi in seinem Keller versteckte. Ein Labor, in dem er K.-o.-Tropfen mixte? Eine Drogenküche? Was könnte ich mir sonst noch vorstellen, wobei ein pubertierender, schmalzköpfiger Pickling helfen konnte? Oder war er die Laborratte? Das war natürlich eine Möglichkeit. Wenn man neue Drogen synthetisiert, brauchte man Testpersonen. Nach den Ratten mussten echte Menschen her. Ich schwor mir, es herauszufinden.

Ich fand Karpi an seinem üblichen Platz. Er pennte. Im Stuhl. Sitzend. Vielleicht kann so ein fatter Sack gar nicht mehr im Liegen schlafen, dachte ich. Vielleicht kommt er nicht allein hoch, wenn er einmal liegt. Oder sein eigenes Gewicht erdrückt ihn. Oder ... Keine Ahnung. Ich überlegte, ob ich bei ihm bleiben oder mich an einer der beiden geheimen Türen bei den Klos postieren sollte, und entschied mich für Letzteres.

Es dauerte zwei Stunden, bis jemand kam, der nach unten wollte. Ich erkannte ihn sofort. Es war der Enkel von Sahnes Nachbarin. Er näherte sich der Tür, wartete vielleicht zwei Sekunden, die Tür öffnete sich einen Spalt breit und er trat hindurch. Er hatte keinen Knopf gedrückt, keinen Code eingegeben und nichts gesagt. Ich hatte keine Zeit, den Sesam-öffne-dich-Trick zu checken, weil ich mit ihm durch die Tür flog. Wir stiegen in den Keller hinab zu dem blauen Licht und dem Summen. Dieses Mal kam ich bis ganz unten. Was ich dort sah, hatte ich nicht erwartet.

VIERUNDZWANZIG

Der Raum sah auf den ersten Blick aus wie eine Mischung aus Jugendzentrum, Probekeller einer Punkband und Daniel Düsentricks Werkstatt. In Sitzsäcken, an normalen Arbeitstischen oder in Hängematten saßen, hingen und lümmelten halbgare Typen mit Computern. Manche hatten Muckestopfen im Ohr, andere trugen die riesigen Kopfhörer, die gerade modern waren, aber fast alle hatten was in oder auf den Lauschern und ballerten sich mit fetten Beats die Birne zu.

Laptops und Tablets waren in der Minderzahl, riesige Kisten mit oder ohne Gehäuse waren in der Mehrzahl. Omis Enkel warf sein Handy in einen Kasten, ging durch eine Sicherheitsschleuse, wie sie auch an Flughäfen steht, und musste noch mal zurück, weil er einen USB-Stick in der Tasche hatte. Auch der landete im Kasten, dann gab die Sicherheitsschleuse Ruhe und der Typ war endgültig drin. Er haute sich in einen Sitzsack vor einen riesigen Bildschirm, der in vierzig Zentimeter Höhe an der Wand hing, griff nach einer kabellosen Tastatur und loggte sich in den Computer, der einen halben Meter neben dem Bildschirm auf dem Boden stand. Der Knick begann, auf die Tastatur einzuhacken, ohne nach rechts oder links zu sehen.

Auf den Tischflächen, auf denen sich keine Computer oder Bildschirme befanden, standen oder lagen Verpackungen von Lebensmitteln mit hohem Kalorien- und niedrigem Vitamingehalt. Chips, Hamburger, Pizza und solches Zeug. Mir lief das Wasser im Mund zusammen.

Eine Cyberspielhölle war das hier nicht. Es gab keinen einzigen Bildschirm, auf dem geballert wurde. Kein Ego-shooter, kein Racing, keine Eroberung fremder Welten. Die Bildschirme sahen aus wie in einer beliebigen Versicherung oder Bank oder ... Hey, auf dem Bildschirm von Omis Enkelchen tauchte ein Vögelchen auf, das sogar ich aus den Nachrichten kannte. Der Bundesadler. Das war nicht das täglich wechselnde lustige Logo einer Suchmaschine, nein, dieser Bundesadler war real. Will sagen: Omis Enkelsohn war auf einer Seite der Regierung gelandet. Das war nicht weiter ungewöhnlich, denn natürlich hatte unsere Regierung eigene Seiten im Internet, auf denen sie dem Wahlvolk wortreich und wahrheitsarm vermittelte, wie genial sie doch sei. Aber so eine Seite war diese hier nicht. Im Gegenteil. Hier wurde ein Passwort gefordert, dann noch eins und schließlich ein drittes. Omas Enkel gab die Passwörter allerdings nicht ein, sondern aktivierte für jedes einen Such-Algorithmus, oder wie die Programme heißen, die elektronische Datensicherungen umgehen.

Mir fiel nur eine einzige mögliche Interpretation dieser Digitalhölle ein: Ich war in einem Hackerclub gelandet.

Ein Obermufti saß an einem Tisch abseits der anderen und klickte sich durch die Bildschirme, an denen die Jungs arbeiteten. Ein Tastendruck und er konnte sehen, was Nummer sieben trieb, der nächste Klick zeigte den Bildschirm von Nummer acht und so weiter. Ganz klar, der Typ kontrollierte, was in diesem Laden so vor sich ging. Alles hier unten funktionierte kabellos. Das war zweifellos

die Erklärung für die Abschirmung. Jeder normale Nutzer sicherte sein WLAN mit einem Zugangscode. Ein Hackerclub wusste, dass das nicht reichte, um ungebetene Gäste fernzuhalten. Hier wurde abgeschirmt, was das Zeug hielt. In dieses Netz kam keiner rein.

Ich schlenderte ein bisschen hin und her. Nummer drei befand sich, wenn ich das richtig deutete, in einem Banksystem und checkte Kontostände und Geldströme. Nummer sechs rief Daten aus dem Computer des Verfassungsschutzes ab und Nummer acht prüfte anhand einer Liste die Zulassungsdaten von Fahrzeugen. Dann gab es noch einen Eindringling in Deutschlands bedeutendster Waffenschmiede und weitere interne Server größerer Unternehmen.

Während ich über den Köpfen der Hacker hing, meldete Nummer zwei sich ab.

Der Obermufti checkte den Verlauf seiner Tätigkeit, nickte zufrieden und zählte ein paar Fuffis von einer fetten Rolle Geldscheine ab.

»Bis morgen?«, fragte er.

Nummer zwei schüttelte den Kopf. »Morgen hat meine kleine Schwester Geburtstag. Aber übermorgen.«

Die beiden schlugen die Fäuste aneinander, dann verschwand Nummer zwei über die Treppe, über die ich eben gekommen war. Ich verschwand mit ihm.

7. Juli, Tag 10 nach Gregors Festnahme

Als ich im Büro ankam, war Jenny schon da. Sie hatte eine Tasse Kaffee vor sich stehen und starrte – wieder mal – auf die Akte Paulina Pleve. Sie bemerkte Offermann gar nicht, der plötzlich in der Tür stand.

»So früh schon so schön«, schleimte Offermann.

Jenny blickte auf und wurde rot. »Hi. Wie hast du die Nacht überstanden?«

Offermann kam herein, ließ sich auf einen Stuhl fallen und zuckte die Schultern. »Wir hatten Glück und Pech. Waffen und Drogen im Vereinsheim, aber immer noch keine Spur vom Täter. In diesen Bandenkriegen decken die Kameraden sich gegenseitig, das ist die Hölle.«

»Das tut mir leid.«

»Und wie läuft es bei dir?«

Jenny stieß einen leisen Seufzer aus. »Der Hausapotheker des Altenheims, in dem Paulina Pleve gearbeitet hat, ist verschwunden.«

Offermann runzelte die Stirn. »Ich dachte, der Fall Pleve wäre abgeschlossen.«

»Richtig, das hast du ja gar nicht mitbekommen.« Jenny schüttelte den Kopf. »Wir haben ihn wieder aufgenommen, weil es nun doch ein Mord gewesen sein könnte. Und jetzt ist dieser Krämpel weg. Das wirft natürlich wieder ein neues Licht auf die Sache.«

Offermann hatte richtig zugehört, Jenny dabei angesehen und mit kleinen Reaktionen seine geistige Wachheit demonstriert. Aktives Zuhören war laut Frühstücksfernsehen wichtig für eine Beziehung und Offermann hatte es voll drauf. Es schien glatt so, als läge ihm wirklich etwas an Jenny, auch außerhalb des Bettes. »Was ist die aktuelle Spur?«

Jennymaus zuckte die Schultern. »Ehrlich gesagt habe ich keine. Ich dachte ...«

Jennys Telefon klingelte.

»Ist ziemlich unfair, dass der Chef dich in der Sache allein lässt«, sagte Offermann, während er sich erhob. »Aber ich helfe dir gern.« Er warf Jenny eine Kusshand zu und verschwand.

Jenny hatte ein erhebliches Informationsdefizit. Sie

wusste noch nichts über Yuri, sie wusste nicht, dass Krämpel gefesselt und geknebelt in Yuris Wohnung gelegen hatte und nun beide verschwunden waren, und sie hatte noch nicht einmal Zugang zu Sahnes Daten. Entweder musste Martin sie auf die Spur setzen oder selbst endlich aus dem Quark kommen, sonst säße Gregor an Weihnachten noch im Knast. Ich machte mich also auf zu meinem super Teampartner, um ein paar ernste Worte mit ihm zu wechseln.

Wie es aussah, war ich nicht der Einzige, der ein ernstes Wörtchen mit Martin zu reden hatte. Birgit stand mit hochrotem Gesicht vor ihm und schrie ihn an.

»... nicht endlich sagst, woher du immer diese Informationen hast, dann kann ich nicht länger mit dir zusammenleben.«

Martin war bleich wie die Küchenwand, an der er lehnte, weil seine eigene Kraft offenbar nicht mehr zum aufrechten Stehen ausreichte.

»Wie kann es sein, dass du weißt, was in der Wohnung von diesem Yuri vor sich geht, wo wir noch nicht einmal die richtige Klingel gefunden haben?«

»Ich ...«

»Wer spricht da mit dir?«

Diese ständige Wiederholung desselben Themas ging auch mir auf den Sender, aber ich konnte mich jedes Mal wegschalten, wenn es mir zu doof wurde. Martin hingegen musste die Diskussion immer wieder und wieder und wieder durchstehen. Na, selbst schuld.

»Martin, wir sollten jetzt langsam ernst machen und Gregor aus dem Knast holen«, flötete ich, um den Stresspegel gleich noch ein paar Striche weiter zu erhöhen.

Martin stöhnte. Laut.

»Ach, mehr hast du dazu nicht zu sagen?«, fragte Birgit.

»Ich meinte doch nicht dich«, jammerte Martin.

»WEN. DENN. SONST?«, brüllte Birgit.

»Sag's ihr!«, brüllte ich.

»Er heißt Pascha«, brüllte Martin.

Birgit und ich waren so erschrocken, dass wir von einer Sekunde auf die andere schwiegen.

»Wie bitte?«, fragte Birgit leise.

Martin ließ sich an der Wand entlang auf den Boden sinken, legte den Kopf auf die Knie und heulte.

Birgit starrte auf ihn hinunter und wusste offenbar nicht, ob sie lachen oder mitheulen sollte. Ich war gespannt, ob er ihr die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit erzählen würde, und hielt die Luft an.

»Bitte lass uns die Details später klären«, flüsterte Martin. »Im Moment geht das über meine Kraft. Aber ich verspreche dir, dass ich dir die ganze Geschichte von Anfang an und ausführlich berichte. Nur nicht jetzt.«

Birgit hockte sich vor Martin und nahm ihn in den Arm. »Ist ja gut. Entschuldige, dass ich so geschrien habe.«

Martin schniefte.

»Wann?«, fragte Birgit.

»Sobald Gregor aus dem Gefängnis kommt«, sagte Martin.

Birgit streckte ihm die Hand hin und Martin schlug ein. Ein Grund mehr, meinen Lieblingsbullen schnellstmöglich aus dem Knast zu holen.

Ich düste nach Düsseldorf, um den Stand der Dinge zu erfahren, und landete schon wieder mitten in einer Besprechung. Inzwischen wunderte es mich nicht mehr, dass die Soko keinen vernünftigen Verdächtigen fand, wenn sie ständig in einem schlecht gelüfteten Raum zusammenhockte und dummes Zeug laberte.

»... stelle mir das so vor«, sagte Stein gerade. »Katrin Zang hatte sich vor ihrem Urlaub mit Kreidler gestritten

und den Verdacht, dass er sich während ihres Urlaubs mit einer anderen Frau trifft. Sie fährt also am Tattag nach Köln, sieht ihn mit seiner Ex, folgt den beiden und tötet Frau Hauschild. Dann holt sie einen Kaffeebecher aus Kreidlers Wohnung und deponiert ihn in der Wohnung des Opfers.«

Lili Leuchtfee schüttelte den Kopf. »Was macht das Typenschild in der Wohnung von Frau Hauschild? Woher kommen die DNA-Spuren von Kreidlers Jeansjacke unter den Fingernägeln des Opfers? Und warum sollte die Zang zwar den Kaffeebecher in die Wohnung bringen, aber die Jeansjacke an ihren eigenen Kleiderhaken hängen?«

»Die Haut- und Stoffspuren von Kreidler selbst und seiner Jacke kamen beim Bodycheck mit dem Opfer unter ihre Fingernägel, ist doch logo«, nuschelte Keller. »Und sein Typenschild hat er bei dieser oder einer früheren Gelegenheit in ihrer Wohnung verloren.«

»Der Kilometerstand auf dem Tacho von Frau Zang lässt eine Fahrt nach Köln durchaus zu, wie wir seit gestern wissen«, ergänzte Stein. »Zumindest, wenn sie ihre beruflichen Kilometer korrekt abrechnet.«

»Und wenn das Fahrtenbuch, das sie für ihren Job führt, nicht ganz korrekt ...«, warf Lili Leuchtfee ein.

»So wie deins?«, nuschelte Keller mit einem anzüglichen Grinsen.

»Die Kilometerangaben sind plausibel, vor allem in Vergleich mit denen ihrer Kollegen«, erwiderte der Schnösel.

»Wenn jetzt alles auf Frau Zang hindeutet, warum sitzt Kreidler dann immer noch im Knast?«, fragte Lilimaus.

Stein warf sich in die Brust und grinste. »Weil er gestanden hat.«

FÜNFUNDZWANZIG

Gregor hatte gestanden?

Er war nach nur zehn Tagen im Knast offenbar vollkommen durchgeknallt. Mit dem Geständnis von Gregor in der Tasche war die Soko auf jeden Fall auf der falschen Spur und würde auch nicht mehr auf den richtigen Weg finden. Entweder glaubten sie Gregor, dass er seine Ex abgemurkst hatte, oder sie glaubten, dass er Katrin schützen wollte. Aber an Susanne und ihren Laptop dachte offenbar niemand mehr. Dabei hatten wir jetzt sogar zwei Spuren, die es zu verfolgen galt. Eine Hackerhöhle in Karpis Club, der Sahne möglicherweise kurz vor ihrem Tod auf die Spur gekommen war, und die seltsame Häufung von Todesfällen im Altenheim. Denn, dieser Gedanke kam mir plötzlich und unerwartet, vielleicht hingen die beiden Todesfälle überhaupt gar nicht zusammen? Vielleicht hatte Paulina Krämpel bei seinen Arzneideals überrascht und war von ihm gekillt worden und Susanne war Karpis irgendwann auf die Schliche gekommen und dem fetten Grünfutterjunkie zum Opfer gefallen. Reiner Zufall, dass beides zeitlich eng zusammenlag und Gregor sowohl mit der einen als auch mit der anderen Sache in Berührung gekommen war.

Ich schaltete mich ins Institut zu Martin und Katrin. Normalerweise gab es in ihrem Büro positive *vibrations*, aber heute war, wie in den letzten zehn Tagen schon, die Luft zum Schneiden dick. Der Vulkan Katrin stieß Schwefelwolken aus, die die Luft verpesteten, und Martin schwankte zwischen hysterischem Anfall und tiefster Depression.

»Gregor hat gestanden«, eröffnete ich ihm.

Martin verfiel in totale Bewegungslosigkeit. Das bedeutete, dass er mitten im Satz seines Diktates stoppte und mit offenem Mund auf den Bildschirm starrte. Es dauerte eine Weile, bis Katrin bemerkte, dass etwas nicht in Ordnung war.

»Gregor hat gestanden«, flüsterte Martin auf ihre Frage, was los sei.

Katrin zuckte die Schultern. »Gut. Dann hören die blöden Bullen endlich auf, in meinen Angelegenheiten herumzuznüsseln.«

Martin und ich haben wirklich wenige Gemeinsamkeiten, aber jetzt waren wir beide geschockt.

»Katrin, du glaubst doch nicht wirklich ...«, begann Martin, aber Katrin schüttelte den Kopf.

»Das Thema Gregor Kreidler ist für mich erledigt. Bitte erwähne diesen Namen nie wieder in meiner Gegenwart.«

Was sollte man denn davon halten? In unser Gedankenvakuum klingelte Martins Telefon. Mechanisch nahm er ab.

»Hey, ich habe Neuigkeiten über deine Arzneiverordnungslisten.«

Aha, Doktor Steinhauer.

»Treffen wir uns nach Feierabend?«

Martin nannte einen vietnamesischen Imbiss, in dem er gern Zeug futterte, mit dem ich nicht mal mein Kaninchen foltern würde, und machte sich auf den Weg.

Der Herr Doktor war bereits da.

»Einige der Patienten kenne ich ja, das habe ich dir bereits erzählt. Ich habe mir ihre Krankenakten angesehen und diese mit anderen Fällen aus meiner Praxis verglichen.«

»Aha.«

Ein kleines Schlitzauge kam an den Tisch, nahm Martins Bestellung über Jasmintee und irgendein Zeug entgegen, das andere Leute als Gründüngung verwenden, und huschte durch den Perlenvorhang in die Küche.

»Natürlich kann ich nicht sagen, was in dem Heim mit den Patienten oder mit den Medikamenten passierte. Mir ist allerdings etwas aufgefallen, das aber mit dem Heim nicht viel zu tun hat.«

Nun spann uns nicht auf die Folter, Fettsack, dachte ich, wofür ich natürlich einen Rüffel von Martin kassierte. Er kann fachlichem Gesabbel bis zur Besinnungslosigkeit lauschen, ob die Leute nun in ihrer Geschichte vorankommen oder nicht.

»Jedes Detail kann wichtig sein«, ermahnte Martin mich.

»Ja, dann her mit den Details«, schlug ich vor.

»Du kennst die Situation im Gesundheitssystem?«, fragte Doc Andy.

Martin stutzte. »Nicht als Insider«, sagte er. »Ich habe eher mit der Strafverfolgung zu tun als mit den Behörden des Gesundheitssystems.«

»Natürlich.« Der Doc saugte an seinem Bier, das das kleine Schlitzauge vor ihm auf den Tisch gestellt hatte.

»Also, das Einzige, was im Gesundheitssystem seit Jahren zählt, ist die Ausgabenbegrenzung. Um die Gesundheit der Patienten geht es schon lange nicht mehr. Die lästige Pflicht zur Behandlung oder gar Heilung ist im Grunde nur ein Störfaktor, den die Bosse am liebsten abschaffen würden.«

Ein weiterer Schluck aus dem Glas, ein Wink zur Theke, um das nächste zu bestellen.

»Bei den Ärzten kann man kürzen, wie man will, uns bleibt nicht viel anderes übrig, als mitzuspielen. Nach zehn, zwölf Jahren Studium und Facharztausbildung sagt keiner von uns: Danke, das war's, ich such mir einen korrekt bezahlten Job, richtig?«

Martin nickte unglücklich. Er hasste Tiraden dieser Art, aber er konnte den Kurpfuscher schlecht unterbrechen, weil er ja etwas von ihm wollte. Also lauschte er weiter und nippte derweil an seinem Jasmintee. Cholesterinfrei, zuckerfrei, glutenfrei, alkoholfrei, antiallergisch.

»Bei den Arzneimitteln würden die Kassen am liebsten ebenso kräftig sparen, aber die Pharmalobby ist verdammt stark. Statt also den großen Markenherstellern explizit ans Bein zu pinkeln, haben sie sich eine neue Strategie ausgedacht. Ärzte dürfen inzwischen nur noch Wirkstoffe verschreiben und die Apotheker sind verpflichtet, das billigste Medikament mit eben jenem Wirkstoff herauszugeben. Ausnahmen bestätigen die Regel, aber zu den Ausnahmen gehörten unsere Patienten offenbar nicht.«

Martin nickte.

»Die meisten Patienten, deren Verordnungsblätter du mir gezeigt hast, litten an den üblichen Leiden des Alters. Bluthochdruck, Herzkreislauf, Diabetes. Manche hatten zusätzliche, spezifische Krankheiten, aber der kleinste gemeinsame Nenner sind diese drei Gebrechen.«

Martin nippte am Tee, schaute aber interessiert über den Rand des Glases. Nickte wie ein Wackeldackel.

»Die Arzneimittelverordnungen sehen entsprechend aus, alle Patienten von deiner Liste müssten drei preiswerte Medikamente genommen haben, die üblicherweise bei einer Verschreibung der entsprechenden Wirkstoffe abgegeben werden. Ich habe sie aufgeschrieben.«

Der Doc griff in seine Sakkotasche, zog ein Papier hervor und legte es vor Martin auf den Tisch. Dann killte er das zweite Bier.

Martin klappte das Notizzettelchen auf und starrte auf die drei Arzneimittelnamen.

»Danke sehr«, murmelte er.

In seinem Hirn bewegte sich die gerade gehörte Information im Kreis und fand keinen Haken, an dem Martin sie ordentlich hätte aufhängen können.

»Was könnte das bedeuten?«, fragte Martin also nach einer Weile, in der sein Studienkollege ein weiteres Bier geordert hatte. Offenbar war das Medizinerdasein so grausam, dass der Kerl sich schon am frühen Abend die Birne zulöten musste.

»Bisher waren meine Ausführungen nicht viel mehr als die Analyse der Informationen, die du mir gegeben hast«, schlaumeierte Steinhauer selbstgefällig. »Jetzt kommen mögliche Interpretationen. Ab sofort ist also alles, was ich sage, reine Spekulation.«

Martin nickte wieder.

»Wenn diese Leute mit den jeweils aufgeführten Krankheiten eins oder mehrere dieser drei Mittel – ich nenne sie mal Basisarznei – nicht bekommt, wird das fatale Auswirkungen haben, und zwar schon bei denen, die keine zusätzlichen Pillen schlucken. Richtig gefährlich wird es aber für diejenigen, die noch weitere Mittel nehmen. Beispiel: Eine Asthmapatientin nimmt ein bronchial relaxierendes Medikament, das neben der gewünschten Wirkung auch zu Herzrhythmusstörungen führt.«

Martin machte ein schnaubendes Geräusch, das man als bitteres Lachen interpretieren konnte, wenn man ihn besser kannte. Steinhauer blickte irritiert.

»Ich kenne die Stoffgruppe«, erklärte Martin. »Das Zeug hat starke anabole Wirkung, ist als Dopingmittel ge-

ächtet und hat es in dieser Eigenschaft zu recht zweifelhaftem Medienruhm gebracht. Wir bekommen auch immer mal wieder Spitzensportler auf den Tisch, bei denen wir nach genau diesem Zeug suchen.«

Steinhauer grinste. »Genau. Doping im Altenheim. Mal was Neues.«

Martin überlegte mit kraus gelegter Stirn. »Du meinst also, wenn diese zusätzlich belasteten Patienten ihre Basisarznei nicht bekommen, werden die Nebenwirkungen der anderen Wirkstoffe sie früher oder später umbringen.«

»Das gilt auch für diejenigen, die nur die drei Basismittel nehmen, aber gefährlicher ist es für die anderen.«

»Aber warum sollten sie ihre Basisarznei nicht bekommen?«, murmelte Martin. »Das ist ja kein Zeug, das man klaut und auf dem Schwarzmarkt vertickt.«

Steinhauer orderte das nächste Bier und beugte sich konspirativ zu Martin. »Ich bin begeisterter Krimileser und habe daher sicher ein besonderes Talent für derartige Spekulationen.«

Wieder dieses selbstgefällige Grinsen, das ich ihm gern aus der Visage geprügelt hätte. Martin blieb äußerlich ruhig, verdrehte aber bei der Erwähnung der Krimis innerlich die Augen.

»Mir sind also folgende Szenarien in den Sinn gekommen.«

Martins Vitaminmatsch und das nächste Bier wurden geliefert, und während das Bier innerhalb von Sekunden halb leer war, mümmelte Martin hingebungsvoll an seinem Grünzeug.

»Erstens: Todesengel. Halte ich in diesem Fall aber für unwahrscheinlich. Die Leutchen waren einfach nicht krank genug. Todesengel erlösen meist die wirklich schweren Fälle. Aber man weiß es nicht. Vielleicht waren

diese Patienten nörgelig und wurden deshalb ... du weißt schon.« Steinhauer fuhr sich mit dem Finger über die Gurgel.

Martin blickte gequält.

»Zweite Möglichkeit: Arzneimittelfälschung.«

»Arzneimittelfälschung?«, fragte Martin überrascht.

»Meinst du von solchen Medikamenten?« Er deutete auf den Zettel mit den drei Basismitteln.

Steinhauer nickte.

»Ich dachte, das betrifft nur diese Potenzpillen aus dem Internet ...«

»Erinnerst du dich nicht an den Heparin-Skandal?« Der Doc ließ einen mühsam unterdrückten Rülps los. Martin erschauerte. »Zweitausendacht muss das gewesen sein. Da hatte der Hersteller billige Rohstoffe aus China gekauft, die nicht ordnungsgemäß überwacht worden waren. Aufgeflogen ist das, wenn ich mich recht erinnere, in Dialysezentren, da stehen die Patienten unter ständiger Überwachung. Aber die Mittel, über die wir hier reden, sind Allerweltsmittel, die jeder Arzt fünfzigmal am Tag verschreibt. Dann kommt vielleicht mal ein Patient und berichtet, dass er dieses Mittel nicht verträgt, und man verschreibt ein anderes, also ausdrücklich ein Medikament und nicht nur den Wirkstoff. Aber wie viele Patienten sind seit Jahren die stetigen Verschlechterungen ihres Zustands gewöhnt und beklagen sich gar nicht mehr?« Er klang plötzlich nicht mehr selbstgefällig, sondern eher deprimiert.

»Das kann ich mir vorstellen«, erwiderte Martin nachdenklich. »Aber wie wahrscheinlich ist es denn, dass gerade diese billigen Medikamente gefälscht werden?«

»Du denkst bei dem Wort Fälschung immer noch in die falsche Richtung«, sagte Steinhauer. »Die teuren Mittel werden von irgendwelchen Panschern gefälscht und meist

im Internet verkauft, weil man damit viel Geld verdienen kann. Die billigen Mittel hingegen werden von den etablierten Herstellern aus den billigsten Rohstoffen zusammen gemischt oder auch bei abgelaufenem Haltbarkeitsdatum verkauft, um den Kostendruck abzufedern. Und je mehr Kostendruck auf alle Beteiligten des Gesundheitssystems ausgeübt wird, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich solche Fälle häufen.«

»Aber das muss doch kontrolliert werden ...«, stammelte Martin.

»Bei den Mengen an Rohstoffen aus Billiglohnländern, den undurchsichtigen Handelswegen zwischen Hersteller und Apotheke, bei den Großhändlern, Zwischenhändlern, EU-Importen und dem Internethandel sind unsere Überwachungsorgane völlig überfordert. Wer soll das alles kontrollieren und wer bezahlt diese Kontrollen?«

Nach einem Blick zur Uhr erhob sich Steinhauer leicht schwankend.

»Könntest du mir noch die Herstellerfirmen von diesen Medikamenten hier aufschreiben?«, bat Martin.

Beim Namen Weiz Pharma, den Steinhauer hinter das erste Mittel schrieb, zuckte ich zusammen. MelinaMed sagte mir nichts. Ein Weiz, zwei Melinas. Ich war gespannt, wie Martin in dieser Sache weiter vorgehen würde, denn dass er Herrn Weiz in seinem Glaspalast besuchen würde, hielt ich für ausgeschlossen.

Mir schwirrte die Birne, daher schloss ich mich in meinem Schrank ein und arbeitete die Nacht durch. Ich schrieb alles auf, was ich sicher wusste, erstellte dann eine ganze Reihe von Fragen und eine To-do-Liste mit den nächsten Schritten.

Die wichtigsten Fragen markierte ich rot:
Wusste Sahne von Karpis Hackerhöhle?

Hatte der Mord an Sahne mit dem Fall Paulina/Krämpel zu tun?

Waren die Gruftis im Heim gar nicht umgebracht worden, sondern an gepanschten Arzneimitteln gestorben?

Wenn dem so war, warum war dann Paulina Pleve ermordet worden? Oder war es doch ein Selbstmord? Aber was wollte dann Yuri von Krämpel?

Als die Sonne aufging, war ich verwirrter als je zuvor.

SECHSUNDZWANZIG

8. Juli, Tag 11 nach Gregors Festnahme

Es wurde Zeit, dass wir ein paar Antworten bekamen. Natürlich würde Martin mir mit diversen Fragen helfen müssen, aber in einem Fall war Birgit die Assistentin der Wahl: Den Draht zum hackenden Enkel hatte sie über seine Oma, daher schickte ich ihr gleich nach dem Frühstück eine SMS. Zwanzig Minuten später war Birgit unterwegs.

Ich schaltete mich zu Martin und fand ihn allein in seinem Büro.

»Martin, wir müssen dringend ein paar Dinge klären.«
Martin nickte.

Nanu, keine Widerrede?

»Wir müssen wissen, ob die Fälle von Paulina und Sahné zusammenhängen, sonst suchen wir in der falschen Richtung.«

Martin nickte.

»Und wir müssen Yuri und Krämpel finden. Oder besser, finden lassen. Also Jenny darauf ansetzen.«

Martin nickte wieder. War er katatonisch?

»Die Medikamentenfälschung, die dein Kumpel angedeutet hat, sollten wir auch irgendwie prüfen. Kannst du das nicht hier von den Toxis ...«

»Hier nicht«, sagte Martin. »Aber ich kenne ein Labor, das die Sachen untersuchen kann. Ich brauche nur ein Rezept, um die Pillen zu bekommen.«

»Mist, das hättest du doch von deinem Kumpel haben können«, maulte ich. »Wie lange dauert das jetzt?«

Martin zuckte die Schultern. Er war ja auch sonst kein Quell übersprudelnder Lebensfreude, aber im Moment war er mir richtig unheimlich. Keine Ahnung, was ihm widerfahren war, dass er so völlig leer war. Ja, das war es, was ich in seiner Nähe fühlte. Er war einfach leer. Keine Gedanken, keine Power, nichts. Flasche leer.

»Katrin ist weg«, murmelte Martin. »Sie hatte noch so viel Urlaub und Überstunden, dass der Chef sie freistellen musste.«

»Moment mal«, sagte ich, als das Wort »freistellen« in meine Denkschüssel gesickert war. »Was meinst du mit weg?«

»Sie hat gekündigt. Kommt nicht wieder. Will die Stadt verlassen.«

Das haute mich aus der Bahn. Katrin, meine heiße Katrin. Weg. Das war unvorstellbar!

»Gregor unter Mordverdacht, Katrin weg ... alles bricht zusammen«, jammerte Martin.

»Immerhin hast du ja noch Birgit und mich«, versuchte ich ihn zu trösten, und bei der Erwähnung von Birgit flackerte ein winziger Lichtschein durch sein Gemüt, der aber gleich wieder verschwand, als mein Name auftauchte. Blödmann.

Ich ließ ihn in seiner schwarzen Stimmungswolke sitzen. Sollte er überlegen, wie er an die Medikamente kommen wollte, ich hatte etwas anderes vor.

Birgit war inzwischen bei Sahnes Nachbarin angekommen und saß wieder zwischen den Deckchen auf der Couch.

»Ich muss dringend mit ihm sprechen«, sagte sie gerade und ich hatte den Eindruck, dass sie es nicht zum ersten Mal sagte. Immerhin schien ja auch bereits klar zu sein, dass der Enkel gemeint war.

»Und ich habe gesagt, dass ich wissen möchte, warum.« Frau Bergers Stimme klang schrill und ihre Körperhaltung verriet Kampfbereitschaft.

Birgit holte Luft und reckte das Kinn etwas höher. »Der Job, den Ihr Enkel hat ...«

»Ja? Was ist damit?«

»Ich glaube, dass die Arbeit, die er macht, nicht legal ist.«

»Das muss ich mir nicht bieten lassen«, keifte die Oma. Sie griff nach dem Saftglas, das vor ihr auf dem Tisch stand, kippte die Hälfte des trüben Inhalts mit Todesverachtung hinunter und schüttelte sich.

»Stimmt«, sagte Birgit. »Aber die Kripo muss sich das anhören, deshalb werde ich jetzt dorthin fahren.«

»Was mischen Sie sich überhaupt in die Angelegenheiten meines Enkels ein?«, krakeelte die aggressive Großmutter. Ohne ihr Likörchen war sie mächtig auf Krawall gebürstet.

»Auf den Blutdruck!«, rief sie und leerte das Saftglas auf ex. Dann stieß sie kräftig auf. Der Geruch von Sauerkraut verbreitete sich im Wohnzimmer. »Ekelhaftes Zeug«, murmelte sie. »Aber wahnsinnig gesund, sagt meine Tochter.«

Birgit schnappte nach frischer Luft und kämpfte sich auf die Füße.

»Setzen Sie sich!«, kommandierte die Alte und griff zum Telefon.

Während Birgit auf die Ankunft des Zeugen wartete, schlurfte die Oma ruhelos durch ihre Wohnung, vermutlich auf der Jagd nach Alkohol. Plötzlich kam ihr eine Idee. Sie ging ins Bad und nahm einen ordentlichen Schluck aus der Arzneimittelpulle mit der Nonne drauf. Die entspan-

nende Wirkung setzte sofort ein. Ob das allerdings an den heilenden Kräutern oder an den strammen neunundsiebzig Prozent Alkohol lag, sei jetzt mal dahingestellt. Die Fahne war jedenfalls noch feststellbar, als der Enkel kam, denn er wandte sich gleich an Birgit:

»Haben Sie meiner Oma etwa Alkohol mitgebracht? Das Zeug ist Gift für ihre Leber.«

Birgit stutzte kurz, schüttelte den Kopf und tat dann etwas, das die wenigstens Perlhühner können: Sie konzentrierte sich auf das Wesentliche.

»Ich weiß, dass du bei Karpi im Keller arbeitest. Kannst du mir sagen, was genau du dort tust?« Kein Aufwärmen, kein Vorspiel. Gut so.

Jonas, er hatte sich gegen den Rat seiner Oma namentlich vorgestellt, nickte. »Klar, Mann. Wir hacken uns in Datenbanken und so Zeug.«

Die Oma runzelte die Stirn, ob aus Unverständnis oder aus einer gewissen Sorge heraus, war mir nicht klar.

»Ist das legal?«, fragte Birgit.

»Keine Ahnung«, sagte der Knilch demonstrativ uninteressiert. »Ich mache nur, was die Typen mir sagen.«

»Und was genau ist das?«

»Ich mache die Tür auf. Wenn es um Inhalte geht, übernimmt einer von den Bossen.«

»Welche Tür?«, fragte seine Oma irritiert.

Jonas verdrehte die Augen. »Keine echte Tür, Oma. Wir reden hier über Computersysteme.«

»Du hast also selbst nie Daten in einer fremden Datenbank geändert oder gelöscht?«, übernahm Birgit wieder.

Jonas schüttelte den Kopf. »Da passen die total auf. Keine Änderungen, keine Kopien, nichts. Tür auf und weg.«

»Warum?«

»Ich denke mal, die verticken die Sachen, die sie da abziehen, an die Russen oder die Chinesen oder so.« Jonas

grinste ein dreckiges Grinsen, mit dem er Birgit provozieren wollte. Da hatte er sich allerdings geschnitten.

»Wie stellen deine, äh, Arbeitgeber sicher, dass du nichts mit rausnimmst?«, fragte Birgit.

»Die haben Scanner und Sicherheitsequipment, da können sich die Vollpfosten an den Flughäfen warm anziehen. Und der Laden ist hermetisch abgeriegelt, man kann also auch keine Daten per Handy rausschicken. Kein halbwegs vernünftiger Typ würde auch nur versuchen, da was rauszuschmuggeln.«

»Was bekommst du pro Stunde?«

Zum ersten Mal wurde aus dem großkotzigen Jonas ein Bengel, der die Frage lieber nicht beantwortet hätte. Er warf einen schnellen Blick zu seiner Oma.

»Fuffzig«, flüsterte er in Birgits Richtung.

»Wie bitte?«, krakeelte die Oma. »Fünfundzwanzig Euro? Und mir zahlst du mickrige fünf Euro für ein Alibi?«

»Was machst du mit dem ganzen Geld?«, fragte Birgit überrascht.

Jonas verdrehte wieder die Augen. Augenrollen konnte er gut.

»Sparen, Mann. Ein Rechner, wie ich ihn brauche, ist unter drei Mille nicht zu haben.«

»Das Schweigegeld ist soeben auf zehn Euro erhöht worden«, mischte die Oma sich ein. Diese Familie verstand sich aufs Geschäftemachen.

Martin war inzwischen, wie verabredet, im Polizeipräsidium angekommen und saß bei Jenny im Büro.

»Paulina Pleve war mit Jürgen Gernot befreundet, aber die Beziehung ist kurz vor Paulinas Tod auseinandergegangen. Dieser Jürgen Gernot ist gesehen worden, wie er Till Krämpel, den Hausapotheker des Altenheims, gefesselt und geknebelt in seine Wohnung geschleift hat.«

Na gut, das war ein bisschen gelogen und deshalb stotterte Martin leicht, aber Jenny ignorierte den Sprachfehler und stürzte sich auf die Information.

»Von wem?«

»Von mir.« Jetzt bekam er auch noch Schluckauf.

»Wann?«

Martin wurde rot. »Vorgestern.«

»Vorgestern? Und da kommst du heute in aller Ruhe hier anspaziert ...?«

»Ich, äh, mir war nicht ganz klar, was ich da sehe. Ich kannte ja auch weder Herrn Krämpel noch diesen Yuri von Angesicht ...«

Mein Gott, was sabbelte der denn da? Wenn Jenny aufgepasst hatte, musste sie sich doch fragen, wie Martin die beiden vor Yuris Haustür erkennen konnte, wenn er sie gar nicht kannte? Und das Ganze ist ihm dann auch noch schlappe zwei Tage später eingefallen! Und was hatte Martin überhaupt vor Yuris Haus zu suchen? Ach, Martin, das mit dem Lügen müssen wir unbedingt mal üben.

»Also, von vorn.« Jenny zückte einen Stift und machte Notizen, während Martin ihr eine stark vereinfachte Version der uns bisher bekannten Tatsachen und unserer Überlegungen servierte, dabei aber die Medikamentenfälschung wegließ. Sie war nicht bewiesen und passte auch nicht in die Geschichte, die sich um Krämpel und Paulina drehte und in der einer der beiden krumme Dinge mit den Pillen drehte, während der andere ihm auf die Schliche gekommen war.

»Und Jürgen Gernot vermutet, dass Krämpel Paulina Pleve umgebracht hat«, resümierte Jenny mit einem Gesichtsausdruck, der zwischen konzentriert und irritiert schwankte. »Deshalb hat er ihn gekidnappt, um ihm ein Geständnis abzupressen?«

»Oder um ihn umzubringen«, warf ich ein.

Martin wurde blass. »Oder Schlimmeres«, sagte er zu Jenny.

Jenny seufzte. »Der Fall Paulina Plevé ist eine einzige Katastrophe. Es gibt keinen einzigen Beweis, dass sie ermordet wurde, und jetzt sagst du mir, ich solle in dieser Sache nicht nur weiter ermitteln, was ich ja sowieso tue, sondern ich solle auch noch zwei Männer zur Fahndung ausschreiben, von denen keiner bisher in irgendeiner Art unter Verdacht steht.«

Martin nickte.

»Ich werde das mit meinem Chef besprechen«, sagte Jenny. »Danke für deine Unterstützung.«

Martin und Birgit trafen sich auf dem Parkplatz des Altenheims Haus Sonnenschein. Heute wirkte der Kasten grau und abweisend, denn der Himmel war dunkel und versprach weitere Niederschläge. Eine düstere Stimmung herrschte auch in der Eingangshalle. Das Café war verlassen. Es war Abendessenszeit. Um halb sechs am Nachmittag.

Ich dirigierte Martin und Birgit zur Hausapotheke, deren Tür verschlossen war. Mist!

Leider ist es überhaupt nicht so leicht, eine verschlossene Tür zu öffnen, wie man das in Filmen immer sieht. Eine Tür mit der Schulter einrennen ist praktisch unmöglich. Eher leidet die Schulter als die Tür. Der Scheckkarten-trick mag in amerikanischen Hotels funktionieren, aber deutsche Türen sind damit meist nicht zu knacken. Schon gar nicht, wenn sie abgeschlossen sind. Meine Assistenten riefen den Aufzug und wollten schon unverrichteter Dinge abziehen, aber diesmal meinte das Schicksal es gut mit uns. Als die Aufzugtüren sich öffneten, stand Herr Hauschild vor uns.

»Ich kenne Sie, nicht wahr?«, sagte er zu Birgit und hielt

ihr die Hand hin. Er strahlte. »Ich habe Sie gemalt. Es wird ein Mädchen, richtig?«

Birgit schüttelte seine Hand und ihren Kopf. »Ich weiß nicht, ob Junge oder Mädchen, aber Sie haben mich gemalt. Richtig.«

Die Aufzugtüren schlossen sich einige Zentimeter, aber Hauschild hatte einen Schritt nach vorn gemacht, um Birgits Hand zu schütteln, und stand den Türen im Weg. Es machte Pling und die Türen gingen wieder auf.

»Und Sie untersuchen den Mord an meiner Tochter.«

Hauschild hatte zwar Birgits Hand nicht losgelassen, starrte aber jetzt Martin an.

»Was wollen Sie hier im ersten Stock?«

So klar hatte ich den alten Sack noch nie erlebt. Wer weiß, womit das Abendessen gedopt war.

»Wir wollten zur Hausapotheke, aber ...«

»Kein Problem«, sagte Hauschild. »Ich lasse Sie herein.«

Okay, er war doch nicht so klar in der Denkschüssel, wie ich dachte, denn er schritt schnurstracks zur Tür der Apotheke und fummelte in seiner Hosentasche herum. Er zog ein gebrauchtes Stofftaschentuch hervor, dann einen Knopf, einen Streifen Kaugummi, einen Bleistift, einen Radiergummi, noch einen Knopf, ein Bonbonpapier und einen Schlüssel. Der Schlüssel passte ins Schloss der Hausapotheke.

»Ein General«, sagte Hauschild zerstreut. »Es ist immer gut, einen Schlüssel zu haben.«

Wir wussten alle drei nichts darauf zu sagen. Woher auch immer der durchgeknallte Alte einen Generalschlüssel des Heims hatte, war uns völlig egal. Martin ging die Pillen klauen, während Birgit Herrn Hauschild bei Laune hielt.

»Und die Ärztin, die sich aufgehängt hat?«, fragte der plötzlich und ohne Zusammenhang.

»Paulina war Pflegerin«, sagte Birgit.

»In Deutschland.«

»Und wo war sie Ärztin?«, fragte Birgit.

»Es wird ein Mädchen, ganz sicher«, sagte Hauschild, schloss hinter Martin, der mit hochrotem Kopf und zitterigen Händen aus der Hausapotheke kam, die Tür ab, und ging zielstrebig davon.

Martin brachte die Pillen in ein Analyselabor und verbrachte den Rest des Abends mit Birgit zuhause. Sie diskutierten über mögliche Zusammenhänge, fanden es sehr interessant, dass Paulina offenbar eine Ausbildung als Ärztin hatte, fragten sich, ob ihr daher vielleicht dieselben Dinge aufgefallen waren wie Doktor Steinhauer oder ob sie eben doch ein Todesengel war, schrieben Listen ähnlich denen, die ich erstellt hatte, und gingen, ohne konkrete Lösungen gefunden zu haben, um zehn ins Bett.

Ich schaute nach Jenny und Offermann, folgte ihnen von der Pizzeria in eine Kneipe und von dort in Offermännchens frei stehende Badewanne. Sie brachten das Wasser ordentlich zum Schwappen, duschten auch nachher noch gemeinsam und sofften Schampus auf der Couch bei Kerzenschein. Ich fand zwar die zwanzig weißen Kerzen ziemlich kitschig, aber insgesamt hatte Offermanns Bude schon Stil, das konnte man neidlos anerkennen. Jenny allerdings säuselte kein romantisches Zeug, sondern klagte dem lieben Andy ihr Leid über Paulina, Yuri, Krämpel und die Frage, ob und wie diese ganze Sache zusammengehörte. Sie ging inzwischen davon aus, dass der Mord an Sahne eine andere Baustelle war, denn es gab keinen Hinweis auf eine Verbindung zwischen beiden Fällen.

Offermännchen hörte sich wieder alle Details geduldig an, nickte an den richtigen Stellen und bestärkte Jenny in

ihrer Meinung, dass Paulina sich aufgehängt hatte, dass Yuri deshalb ausgeflippt war und seinen Frust aufgrund irgendeines Missverständnisses auf Krämpel projiziert und ihn entführt hatte. Dass Sahne nicht in dieses Szenario passte, bewies, dass ihr Mordfall von den Vorkommnissen im Altenheim völlig unabhängig war.

Diese krasse Fehleinschätzung machte mir mal wieder klar, dass bisher weder Jenny noch die Düsseldorfer Kripo etwas von den Informationen wussten, die wir aus Sahnes Wohnung geholt hatten. Gut, die Informationen waren bisher nicht vollständig, und Martin wartete auf die Analysen der Pillen, die er im Heim geklaut hatte, aber wie lange würde er noch brauchen, bis er den Düsseldorfer Kripo einen kleinen, feinen Hinweis darüber zukommen ließ, dass Sahne in dem Altenheim einer Reihe von seltsamen Todesfällen auf der Spur gewesen war und diese Tatsache ein astreines Motiv für einen Mord darstellen konnte? Anders gesagt: Wie lange sollte Gregor noch im Knast sitzen, während Martin im Schnecken tempo Hobbydetektiv spielte? Ich hielt zwar nicht viel von Keller und Stein, aber Lili Leuchtfée würde sich mit Begeisterung auf die neue Spur mit Sahnes Dateien stürzen. Ich würde Martin Feuer unter dem Arsch machen müssen.

SIEBENUNDZWANZIG

9. Juli, Tag 12 nach Gregors Festnahme

Freitagfrüh rückte ich Jenny auf den Pelz. Sie hatte gleich als Erstes eine Besprechung mit ihrem Chef, in der sie die neuesten Entwicklungen im Fall Paulina Pleve zur Sprache brachte.

»Gut«, sagte der Chef, nachdem Jenny ihm stockend die Story von Yuri und Krämpel und dem vermuteten Kidnapping erzählt hatte. »Treiben Sie diesen Jürgen Gernot auf. Er ist als ehemaliger Liebhaber von Paulina Pleve ein wichtiger Zeuge bei der Frage, ob es sich um Selbstmord oder Mord handelt. Wenn Sie ihn finden, werden wir auch wissen, was wir von diesem Kidnapping-Vorwurf zu halten haben.«

Es gelang Jenny recht schnell, die Adresse und Telefonnummer von Jürgen Gernots Eltern herauszufinden. Sie bekam die Frau Mama an den Apparat.

»Die Polizei? Aber warum suchen Sie Jürgen denn?«

Jenny sabbelte das übliche Wischiwaschi, in dem das Wort Routine neben dem Wort Fragen die Hauptrolle spielte. Ich kann natürlich nicht in die Köpfe der Leute hineinschauen, die sich diese dummen Sprüche anhören müssen, aber ich glaube nicht, dass auch nur einer von

denen jemals an Routinefragen geglaubt hat. Oder empfinden Sie Anrufe der Kripo als Routine? Eben.

»Mein Sohn ist Arzt. Er wird also wahrscheinlich in der Klinik sein. Falls er dort nicht ist, könnte er in unserem Wochenendhaus sein. Oder im Apartment meines Mannes, das er nutzt, wenn er beruflich in Bonn ist. Normalerweise ist er ja meist in Berlin. Oder in der Jagdhütte meines Mannes. Oder natürlich auch überall sonst.«

Besonders der letzte Hinweis würde den Fall in null Komma nichts aufklären helfen, liebe Frau, vielen Dank!

Jenny bekam die Adressen der familiären Immobilien sowie die Handy- und Arbeitsplatznummer von Yuri und legte auf.

Im Krankenhaus erfuhr Jenny, dass Jürgen Gernot, genannt Yuri, seit Montag nicht zur Arbeit erschienen war.

»Hat er sich abgemeldet?«, fragte Jenny.

»Kein Wort haben wir von ihm gehört. Sehr ungewöhnlich. Er ist nämlich eigentlich sehr zuverlässig, der Herr Gernot.«

Ich bin kein Navi, hatte aber Zugang zum Internet und konnte daher relativ schnell die von der Mama genannten Adressen lokalisieren. Es kostete mich kaum eine halbe Stunde, um das Wochenendhaus im Bergischen und das Apartment in Bonn zu überprüfen. Beide leer. Die Jagdhütte im Sauerland fand ich nicht. Wenn irgendwo mehr als zehn Bäume zusammenstehen, ist mein Orientierungssinn überfordert. Vielleicht hielt Yuri sich also dort auf, vielleicht gab es aber auch in einer der beiden von mir oberflächlich überprüften Adressen weitere Hinweise auf seinen Verbleib. Die Profis, die Jenny zu diesem Zweck mobilisieren konnte, würden die Antwort schon finden. Die Frage war, wann.

Der Chef zitierte Jenny gleich nach der Mittagspause zu sich. Sie klemmte sich die Akte Paulina Pleve unter den Arm und setzte sich.

»Wie genau haben Sie Lila Weiz identifiziert?«, fragte er. Jennys Gesichtszüge entgleisten. »Wie bitte ...?«

»Lila Weiz. Wie haben Sie sie identifiziert?« Er betonte jedes Wort einzeln und es war offensichtlich, dass der Druck in seinen Blutgefäßen es mit jedem Feuerwehrschauch hätte aufnehmen können.

Jenny sammelte sich. »Entschuldigung, das ist doch jetzt egal. Im Fall Jürgen Gernot ...«

»Der Fall Paulina Pleve, Jürgen Gernot und alles, was damit zusammenhängt, ist Ihnen gerade entzogen worden, Frau Gerstenmüller.«

Jenny riss die Augen auf.

»Offermann übernimmt die Sache. Also noch mal: Lila Weiz.«

Irritiert schüttelte Jenny den Kopf und strich sich eine Haarsträhne hinter das Ohr. »Das Mädchen hatte ein Portemonnaie mit Schülerausweis, Schülerticket ...«

»Das weiß ich. Weiter.«

»Ich habe den Vater aufgesucht und ihn um eine DNA-Probe von seiner Tochter gebeten, aber er hat sich geweigert. Er wollte seine Tochter sehen und sie selbst identifizieren.«

»Und Sie haben sich darauf eingelassen.«

Eine Antwort war nicht mehr nötig. Der Chef knallte eine Akte auf den Tisch, die auf der ersten Seite aufgeschlagen war. Das oberste Blatt war eine Vermisstenanzeige. Das Mädchen auf dem Foto war eindeutig das, welches Bastian Weiz als seine Tochter Lila identifiziert hatte. Allerdings stand ein anderer Name darunter: Maureen Micaela Kerkenbosch, vermisst seit dem siebenundzwanzigsten Mai.

Jenny stand noch immer unter Schock, als sie die Akte in ihrem Büro auf den Schreibtisch warf und sich in ihren Stuhl sinken ließ.

»Hey, der Chef hat mir die Suche nach Jürgen Gernot übertragen.«

Sie hatte Offermann nicht kommen gehört und zuckte zusammen. Tränen glitzerten in ihren Wimpern. Sie wischte sich über die Augen.

»Kannst du mich schnell auf den neuesten Stand bringen?«

Offermann sah nach einer durchwachten Nacht aus, ungekämmt und verknittert, aber einigermaßen wach. Er betrat Jennys Büro, beugte sich über den Schreibtisch und küsste sie auf den Mund.

Jenny wurde rot und gab eine holprige Zusammenfassung von dem Telefonat mit Gernots Mutter und dem Anruf in der Klinik.

»Das ist nicht viel«, sagte Offermann.

»Mehr haben wir bisher nicht.«

»Okay, lass dir deswegen keine grauen Haare wachsen, ab sofort ist die Sache bei mir in guten Händen.«

Keine Ahnung, ob es so herablassend gemeint war, wie es für mich klang. Jennymaus schien sich jedenfalls an der Formulierung nicht zu stören. Offermann strich ihr eine Haarsträhne aus der Stirn und holte Luft, wurde aber vom Chef unterbrochen, der im Türrahmen erschien.

»Wenn Sie fertig geturtelt haben, könnten Sie sich vielleicht wieder Ihrer Arbeit zuwenden?«

Jenny sah aus, als wollte sie sich am liebsten entmaterialisieren. Ich hätte ihr sagen können, dass das auf Dauer auch scheiße war.

»Offermann, in mein Büro. Dieser Fall wird jetzt erledigt, und zwar ein für alle Mal.«

Ich befand mich in einem Zwiespalt. Sowohl bei Jenny als auch bei Offermann versprochen die nächsten Stunden interessant zu werden. Die Entscheidung, welchem von beiden ich mich anschließen sollte, nahm mir Jenny ab. Sie war einfach schneller, packte ihre Handtasche und verließ beinahe fluchtartig das Büro. Ich folgte ihr.

Es war fast Mittag, als Jenny bei Weiz Pharma AG ankam. Der Chefdrache begrüßte sie wie eine alte, aber unbeliebte Bekannte und erklärte, der Chef sei nicht da.

»Wo ist er?«

»Es ist eine private Angelegenheit.«

»Da täuschen Sie sich«, entgegnete Jenny kalt.

»Wie bitte?«, stammelte der Drache ehrlich empört.

»Ich muss doch wohl bitten.«

»Bitten Sie, so viel Sie wollen, aber wenn Ihr Chef die Polizei anlügt, dass sich die Balken biegen, dann ist das nicht privat, sondern strafbar.«

So hatte ich Jenny noch nie erlebt. Sie klang wie ein echter Bulle – nur eine Tonlage höher.

Der Chefdrache wurde erst rot, dann weiß und murmelte: »Er ist auf der Beerdigung seiner Tochter.«

»Das wird ja immer besser!« Jenny lachte kurz und sarkastisch auf, ließ sich dann ungeduldig die Details nennen und fuhr zum Melatenfriedhof.

»Asche zu Asche, Staub zu Staub«, sabbelte der schwarze Kleiderständer mit der Häkeldecke über der Kutte, und warf ein Schäufelchen Erde auf den Sarg. Dessen weißer Schleiflack leuchtete vom Grund der Grube hoch, die Papa Weiz für sein Töchterlein hatte ausheben lassen. Oder für wen auch immer.

Mir kam kurz der Gedanke, dass er das Mädchen tatsächlich verwechselt hatte, aber so richtig glauben konnte

ich es nicht. Selbst wenn er ein schlechter Vater war und zu wenig Zeit mit seinem Nachwuchs verbrachte, sollte er in der Lage sein, das Kind, mit dem er zusammenlebte, zu erkennen. Weiz inszenierte also die Beerdigung seiner eigenen Tochter, obwohl er wusste, dass nicht sie es war, die in der glänzenden Kiste lag. Langsam aber sicher freute ich mich darauf, den Grund dafür zu erfahren.

Rund um die Grube standen Blumengestecke in unglaublicher Fülle, die meisten mit Blumen in Rot und Weiß, manche in Rosatönen und alle mit vielen Schleifen und Rüschenkram. Eine ganze Schar Perlhühner in Lilas Alter stand mit Teddybären im Arm an einer Ecke zusammen und schluchzte im Gleichtakt.

»Sie können den Sarg wieder heraufholen und sich alle weiteren Zeremonien sparen«, sagte Jennymaus laut und mit deutlich hörbarer Wut in der Stimme. »Das Mädchen im Sarg ist nicht Lila Weiz. Herr Weiz hat Sie alle belogen.«

Diejenigen, die heulten, legten einen kurzen Stopp ein und heulten dann noch lauter, die Schweigsamen schwiegen weiterhin und nur ein kleines Grüppchen weiter hinten in der Menge fing an zu tuscheln.

»Was fällt Ihnen ein«, zischte eine Frau, die neben Weiz stand und deren Anblick mich glauben ließ, ich sei im falschen Film gelandet. Genauer gesagt: Im falschen Ballerspiel. Ich blickte in die riesigen, runden Augen des Moorhuhns. Für die, die das Moorhuhn nicht kennen: Es hat Augen wie Billardkugeln mit einem kleinen schwarzen Punkt in der Mitte. Das hier anwesende lebensgroße Modell hatte noch eine starke Hornbrille davorgehängt, welche die eiskalt starrenden Pupillen erschreckend vergrößerte. Die schnabelförmige Nase, die hängenden Mundwinkel und die kammgleich aufgeplusterte rote Dauerwelle ergänzte geradezu gespenstisch das Bild. Ich

musste mich förmlich wegreißen vom Anblick dieser Erscheinung.

»Herr Weiz ...«, sagte Jenny in die durch Hintergrundtuscheln untermalte Stille hinein.

»Herr Weiz ist nicht zu sprechen«, erklärte das Moorhuhn. Der Kehllappen zappelte im Takt. »Sie stehen am Grab seiner ...«

»Eben nicht!«, keifte Jenny. »Herr Weiz verscharrt hier gerade Maureen Micaela Kerkenbosch unter falschem Namen und ich will, verdammt noch mal, wissen, warum!«

Jetzt hatte auch Jenny eine Kampfhuhnhaltung eingenommen. Da ertönte die leise Stimme des trauernden Vaters: »Lass gut sein, Mutter.«

Der Moorhuhnkopf zuckte herum, der Kehllappen flatterte, aber das zu erwartende Gegacker fiel aus, während Weiz sich aus der Gruppe löste und Jenny mit einem knappen Kopfnicken grüßte.

»Gehen wir ein paar Schritte.«

Er wartete weder auf eine Antwort noch achtete er darauf, ob Jenny ihm folgte, sondern ging einfach los.

Weiz ging Richtung Friedhofskapelle und hielt den Kopf gesenkt. Jenny wurde vom Pfaffen angesprungen, der wissen wollte, was denn, bitte schön, hier los sei, noch nie habe ihn jemand mitten in einer Beerdigung unterbrochen ... Jenny hielt ihm ihren Ausweis unter die vor Aufregung beschlagene Brille und befahl ihm, die Trauergemeinde zu beruhigen, ansonsten aber das Grab und alles Drumherum so zu lassen, wie es gerade sei. Dann folgte sie Weiz.

»Wie haben Sie das Mädchen genannt?«, fragte Weiz, als Jenny ihn einholte.

»Maureen Micaela Kerkenbosch. Kennen Sie sie?«

Weiz schüttelte den Kopf.

»Woher hatte das Mädchen Portemonnaie und Schülerausweis Ihrer Tochter?«

»Keine Ahnung.«

»Warum haben Sie gelogen?«

Weiz fuhr sich mit der Hand durch die Haare, seufzte leise und schüttelte dann den Kopf.

»Herr Weiz?«

»Ich kann Ihnen das jetzt nicht erklären.«

»Sie hätten das fremde Mädchen tatsächlich in dieses Grab gelegt und damit deren Eltern für immer im Ungewissen gelassen?« Jennys Stimme war anzuhören, wie unfassbar sie diese Vorstellung fand.

»Werden Sie Anzeige erstatten?«, fragte Weiz in einem sachlichen Tonfall.

»Ich will Antworten«, sagte Jenny scharf.

»Die kann ich Ihnen nicht geben.«

»Wissen Sie, wo sich Ihre Tochter aufhält?«

Schweigen.

Jenny war immer noch sauer, aber inzwischen hatte sie wenigstens ihre Stimme wieder so weit unter Kontrolle, dass sie nicht mehr klang wie eine hysterische Zwölfjährige. »Werden Sie bedroht? Haben Sie Angst um Ihre Tochter? Ist das der Grund dafür, dass Sie sie offiziell verschwinden lassen wollen?«

Schweigen.

»Oder haben Sie sich gestritten? Wollten Sie Ihrer Tochter damit klarmachen, dass sie für Sie gestorben ist?«

»Ich kann Ihnen keine Antwort geben«, sagte Weiz.

Jenny sackte in sich zusammen.

Tja, was jetzt, liebe Jennymaus?

Das schien sie auch nicht zu wissen. Sie tippelte hinter Weiz her und schüttelte den Kopf.

»Herr Weiz, seien Sie doch nicht kindisch«, sagte sie

nach einer Weile. »Was auch immer Sie für ein Problem haben, sagen Sie es mir. Die Polizei kann Ihnen helfen.«

Weiz lachte gezwungen.

Sie waren fast an der Kapelle angekommen. Weiz blieb stehen und blickte Jenny in die Augen.

»Ich muss Sie um einen Gefallen bitten«, sagte er.

Jenny zog die Augenbrauen hoch.

»Bitte behandeln Sie diese Sache so vertraulich wie möglich.«

Jenny straffte die Schultern. »Sie haben Angst«, stellte sie mit einigermaßen sicherer Stimme fest. »Ich vermute, dass Sie erpresst werden. Vielleicht wurde Ihre Tochter entführt, oder Sie befürchten ein Kidnapping. In jedem Fall wäre es das Beste, dass Sie der Kripo die Wahrheit sagen. Sonst können wir Ihnen nicht helfen.«

Weiz schüttelte den Kopf. »Die Polizei, dein Freund und Helfer?« Der Spott troff aus seiner Stimme. »Nein, danke.«

Jenny sah aus, als hätte sie aus Frust am liebsten mit dem Fuß aufgestampft, aber sie beherrschte sich und gab Weiz stattdessen ihre Visitenkarte.

»Es wäre für meine Reputation als Unternehmer nicht gut, wenn diese Geschichte in der Öffentlichkeit breitgetreten würde.«

»Ich warte auf Ihren Anruf, Herr Weiz. Und dann will ich wissen, was hier gespielt wird«, sagte Jenny, drehte sich um und ging zurück zum Grab, um die Friedhofsmitarbeiter am Zuschütten der Grube zu hindern.

»Ich zähle auf Ihre Diskretion«, rief Weiz ihr hinterher.

Ich folgte Weiz in die Kapelle, die von einigen Leisetretern ausgeräumt wurde. Eine Frau sammelte die Liedzettel ein, ein Maulwurf schleppte offensichtlich das Porträt der Weiz-Tochter aus der Kapelle und lud es in einen Liefer-

wagen, auf dem der Schriftzug eines großen Beerdigungsunternehmens stand. Ich konnte einen Blick auf das Bild erhaschen und fühlte mich, als wäre ich frontal gegen einen ICE gerast. Von dem Foto grinste mir die Platine entgegen.

ACHTUNDZWANZIG

Ich war so schockiert, dass ich gar nicht gleich merkte, wie Martin mich anfunkte.

»Ich habe die Ergebnisse der Pillenanalyse vorliegen«, teilte er mir mit, während ich noch im Anflug war. »Du wirst dich wundern.«

Mich wundert nichts mehr, dachte ich, immer noch in Gedanken bei der Platine, die putzmunter im Altenheim lebte, während ihr Vater ihre Beerdigung fingierte. Was sollte diesen Schwachsinn noch toppen?

»Von den drei Pillen, die wir haben testen lassen, weisen zwei keine Wirkstoffe auf«, erläuterte Martin das hochgestochene Blabla des Laborberichts. »Zusätzlich haben die Arzneimittel ohne Wirkstoffe noch einige Verunreinigungen, die vermutlich durch Füll- oder Trägerstoffe hineingeraten sind.«

»Was, zum Teufel, sind Füllstoffe?«, fragte ich, in Gedanken bei Silikonkissen.

Er setzte zu einer umständlichen Erklärung mit jeder Menge Fachvokabular an, aus der ich hier mal die Fakten isoliere und in allgemeinverständliche Sprache übersetze, was sich dann ungefähr so anhört: Wenn man eine Pille mit einem Wirkstoffgehalt von einigen Milligramm herstellen will, kann man entweder die Pille so klein machen,

dass sie im Dreck unter den Fingernägeln verschwindet, oder man nimmt zehn Gramm Mehl, presst das Zeug in Tablettenform, gibt den Milligramm Wirkstoff dazu und erhält ein Smartie.

»Dann ist also MelinaMed ein Pfuscher, der zwar Mehldummys presst, aber leider den Wirkstoff vergisst«, fasste ich Martins Gesabbel zusammen.

»Oder die Firma ist Opfer einer Fälschung, die irgendwo im Herstellungsprozess von einem Lieferanten begangen wird.«

»Oder Opfer einer Fälschung, die durch den Handel eingeschleust wird«, fügte Doc Steinhauer hinzu, den Martin zur fachlichen Absicherung unserer Schlussfolgerungen anrief.

»Durch den Handel eingeschleust?«, fragte Martin.
»Wir reden hier über apothekenpflichtige Medikamente.«

Steinhauer lachte dreckig. »Na und? Glaubst du etwa, die Hersteller lieferten direkt an die Apotheken? Irrtum. In Deutschland gibt es eineinhalb Tausend Pharmahersteller, über zwanzigtausend Apotheken und knapp fünfzehn Pharmagroßhändler mit einer Unzahl an Logistikzentren, Lagern und Auslieferungsbetrieben. Das sind nur die großen, die im Bundesverband organisiert sind. Dann gibt es Zwischenhändler, Importeure, Exporteure und Reimporteure. In Österreich und der Schweiz gibt es Hunderte von Großhandlungen, zum Teil mit Vollsortiment. Manche Medikamente werden zum Export bestimmt, bei einem der Zwischenstopps umverpackt und wieder in den deutschen Handel eingeschleust. Bei anderen ist es genau andersherum. Das ist zwar theoretisch alles wahnsinnig klar geregelt, aber so komplex, dass eine effiziente Kontrolle unmöglich ist.«

Die ganze gesetzlich geregelte Pillenparade klang deutlich unseriöser als eine von einem hierarchischen Kartell

kontrollierte Lieferkette von Koks oder Opium, aber das mochte auch nur mir so scheinen.

»Was machen wir jetzt mit unserem neuen Wissen?«, fragte Martin. Er wirkte orientierungslos. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Meine schöne Idee vom Todesengel, der Heimbewohner reihenweise umbringt, hatte sich schon lange in Wohlgefallen aufgelöst, und nun schien auch die Theorie von Krämpel, dem Dealer legaler Drogen auf Rezept, den Bach runterzugehen. Was blieb dann noch? Ein Arzneimittelhersteller, dessen Pillen gefälscht wurden. Wie unspektakulär war das denn? Und, viel wichtiger: Hatte diese Fälschung überhaupt etwas mit unseren Mordfällen zu tun?

Ich verließ Martin, der sich bereits vor den Computer geklemmt hatte, um über das Thema Arzneimittelfälschungen zu recherchieren, und schaltete mich ins Präsidium, wo ich Offermann zu finden hoffte. Immerhin war er jetzt mit der Suche nach Yuri und Krämpel beauftragt und hatte vielleicht mehr Glück als Jenny. Nicht, dass ich Jenny grundsätzlich nichts zutraue ... aber ich traute ihr nicht sehr viel zu. Okay, nennen Sie mich einen Macho, aber Jenny ist eine Maus. Und eine Maus fängt keinen Tiger.

Offermann war nicht an seinem Schreibtisch und auch sonst nirgendwo im Präsidium. Schade. Wie sollte ich ihn finden?

Ich konnte natürlich auch noch mal versuchen, Yuri und Krämpel zu finden. Bisher hatte ich mir mit der Suche nach der Jagdhütte keine große Mühe gegeben, aber da die anderen beiden Adressen Niete waren, könnte ich es doch noch einmal versuchen. Ich machte mich also auf Richtung Sauerland.

Das Sauerland ist erschreckend groß und erschreckend bewaldet. Immerhin wusste ich, dass die Jagdhütte im

Arnsberger Wald liegen musste, also düste ich die A46 entlang Richtung Arnsberg. Konnte ja so falsch nicht sein. Ich war nie bei den Pfadfindern gewesen, lehnte zu Lebzeiten jeden Weg ab, der nicht asphaltiert und mit mindestens fünfzig Sachen befahrbar war, und konnte mich nie anhand irgendwelcher Naturphänomene wie Sonnenstand, Moosbewuchs an Bäumen oder anderem esoterischem Hexenkram orientieren.

Genau deshalb kam ich auch zu spät. Dabei brauchte ich die letzten paar Kilometer gar nicht mehr selbst zu suchen. Wenn im tiefsten Sauerland eine Horde vom Sondereinsatzkommando mit Vollgas über Feldwege brettert, könnte mal wieder der internationale Terrorismus zwischen den Tannen zugeschlagen haben. Es könnte aber auch das gewaltsame Ende einer Geiselnahme bevorstehen. Wobei die Gewalt ... aber der Reihe nach.

Die Action war vorbei, als ich eintraf. Offermann stand mit rauchendem Colt in der Hütte, direkt bei der Tür. Das mit dem rauchenden Colt ist natürlich nur bildlich gemeint. Tatsächlich hielt er seine Dienstwaffe in der Hand. Die Dinger rauchen nicht. In der Mitte der Hütte, auf Offermanns Seite des umgestürzten Tisches, lag Yuri auf dem Boden. Seine Augenlider flatterten. Am anderen Ende der Hütte flatterte nur eins, nämlich Krämpels Seelchen geradewegs an mir vorbei.

»Das Schwein«, jammerte das Seelchen. »Dieses elende, miese Schwein.«

»Hey, reg dich ab«, antwortete ich.

Das Seelchen stutzte.

»Auf dieser Ebene ist das Leben auch nicht schlecht. Bleib hier, dann zeig ich dir ...«

Aber nein, Krämpels Seelchen zischte jammernd von dannen.

Krämpels Körper blieb zurück. Ein Einschussloch zierte seine Brust, eins seine rechte Schulter.

Ich wandte mich zu Yuri um. Bei ihm lag das Einschussloch in der linken Brust. Aus meiner reichhaltigen Erfahrung in Sachen Obduktion, die meine eigene einschließt, und Notfallmedizin, in deren Genuss ich selbst nie gekommen war, wusste ich, dass er ebenfalls tot sein musste. War er aber nicht. Seine Augenlider flatterten immer noch. Das sah auch Offermann. Er wollte sich gerade über den umgeworfenen Stuhl zu Yuri durcharbeiten, als der Befehl kam, stehen zu bleiben. Offermann stoppte mitten in der Bewegung. Dann wuselten die schwarzen Klonkrieger in die Hütte.

»Scheiße, Mann, was soll das?«, meckerte der Obermufti in Schwarz, nachdem Offermann seine Waffe abgegeben und sich ausgewiesen hatte. »Hast du Rambo gespielt?«

»Ich habe einen Schuss gehört. Da bin ich rein.«

»Und?«

Offermann schüttelte den Kopf. »Während ich reinging, fiel der zweite Schuss«, er zeigte auf Krämpel. »Da habe ich den Schützen gestoppt.« Kopfbewegung zu Yuri.

»Beide tot?«

Offermann zuckte die Schultern.

Der Mufti legte Yuri einen Finger an die Halsschlagader, hob die Augenbrauen, piff zwei seiner Sturmhaubenträger herein und übertrug ihnen die Aufgabe, den Typen am Leben zu halten. Dann führte er Offermann hinaus und setzte ihn in den Wagen des SEK. Schweigend warteten sie auf das Eintreffen der Sanis und der Spusi.

Ich war ziemlich durch den Wind. Es war gerade mal drei Uhr und Offermann hatte, obwohl erst wenige Stunden mit dem Fall betraut, auf jeden Fall eine, vermutlich so-

gar zwei Leichen auf seinem Konto. Außerdem waren es genau die beiden, die Jennymaus verzweifelt gesucht und nicht gefunden hatte. Zunächst kapierte ich nicht, wie er die so schnell aufgespürt hatte. Und dann war ich ziemlich angepisst, dass er sie zwar entdeckt, aber auch gleich ausgeknipst hatte. Okay, Yuri war offenbar noch nicht ganz tot, aber das konnte nur eine Frage der Zeit sein. Wem sollten wir jetzt alle unsere schlaun Fragen stellen? Zum Beispiel, warum Yuri seine Angebetete in die Wüste geschickt hatte, obwohl er sie immer noch abgöttisch liebte? Oder ob Paulina sich aufgehängt hatte, weil sie die Trennung nicht verkraftete? Oder ob es zwischen Paulina und Krämpel etwas gab, von dem keiner etwas wissen sollte. Hatte Krämpel seinem Kidnapper die Wahrheit offenbart, weil er um sein Leben fürchtete? Oder hatte Krämpel etwas über Yuri gewusst, der ihn deshalb aus dem Verkehr gezogen hatte? Mann, Offermann, du bist ein cooler Hengst, aber mir wäre es lieber gewesen, du hättest wenigstens einen der beiden vernehmungsfähig gelassen.

Zwei Stunden später saß Offermann im Büro der Kripo in Arnsberg und beantwortete geduldig die Fragen, die ihm ein Brigitte-Nielsen-Double in militärischem Tonfall stellte.

»Wie haben Sie die Hütte gefunden?«

»Die Mutter von Jürgen Gernot hatte meiner Kollegin Jenny Gerstenmüller die Adresse gegeben. Es war der dritte Versuch, nachdem die anderen beiden möglichen Aufenthaltsorte überprüft und ausgeschlossen worden waren.«

»Sie sind außerhalb Ihres Zuständigkeitsbereiches.«

»Ich habe die Kollegen ja gerufen.«

»Nachdem Sie geschossen haben?«

»Nein, davor. Wenn Sie mich das bitte einfach erzählen

lassen würden ... Also: Ich habe mich davon überzeugt, dass sich Jürgen Gernot in der Jagdhütte aufhielt ...«

»Wie?«

»Ich konnte durch einen Spalt im Fensterladen hineinschauen.«

»Weiter.«

»Dann habe ich das SEK gerufen und gewartet.«

»Und warum sind Sie dann ohne das SEK hineingegangen?«

»In der Hütte wurde geschossen.«

»Wie viele Schüsse?«

»Einer.«

»Da sind Sie hineingerannt?«

»Ja.«

»Wie genau ging das vor sich?«

»Die Hütte besitzt hölzerne Läden vor den Fenstern und der Tür. Diese Läden waren offen. Die eigentliche Tür war nicht verriegelt, so dass ich nur die Klinke drücken musste. Der Entführer, Jürgen Gernot, hatte geschossen, der andere Mann war getroffen, stand aber noch aufrecht. Ich habe mich als Polizist zu erkennen gegeben und ihn aufgefordert, die Waffe wegzulegen, aber er hat noch einmal geschossen. Daraufhin habe ich einen Schuss abgegeben.«

»Wo wollten Sie den Mann treffen?«

»Ich wollte den Arm treffen, mit dem er die Waffe hielt, aber er drehte sich in dem Moment zu mir.«

»Sie haben Glück, dass er noch lebt.«

»Er lebt?«

»Hoffen wir, dass er die Operation übersteht.«

Ich fand Yuri, als er gerade aus dem Operationssaal gebracht wurde – immer noch lebend. Wie ich dem Ge-
tratsche der Schwestern entnehmen konnte, hatte er diese
Tatsache offenbar einer anatomischen Absonderlichkeit

zu verdanken, denn anstelle seines Herzens saß genau dort, wo die Kugel eingedrungen war, eine gutartige Verwachsung der Rippen. Das Herz saß weiter außen. Gefährlich war an der ganzen Sache für ihn eigentlich nur die Tatsache, dass die Kugel einige Knochensplitter in das umliegende Gewebe gejagt hatte. Einer dieser Splitter steckte einen halben Millimeter tief im Herz, zwei andere in der Lunge.

Die kleinere Schwester betrachtete den Patienten mit einem ganz unprofessionellen Glanz in den Augen, der allerdings zu flackern begann, als sie den Bullen sah, der vor der Tür der Intensivstation seinen Posten bezog. Yuri galt als gefährlicher Krimineller und kam daher in den Genuss einer sehr persönlichen Betreuung durch die großen Jungs in blauer Uniform. Hier konnte ich zurzeit nichts außer Schaden anrichten, also machte ich mich auf den Heimweg nach Köln.

Ich suchte Martin und Birgit, fand sie aber nicht. Keinen von beiden. Martin reagierte auch auf meine Rufe nicht, seine Abschottung war perfekt. Ich hatte keine Ahnung, wo die beiden stecken konnten, machte mir aber auch keine Sorgen um sie. Im Zweifelsfall waren sie zum tausendsten Mal bei der Frauenärztin und schauten einen verwackelten Schwarz-Weiß-Film von ihrem am Daumen nuckelnden Nachwuchs an. Ekelig. Ich gab die Suche nach ihnen auf. Aber was sollte ich stattdessen tun? Ich hing eine Weile unentschlossen herum und schaltete mich dann zum *Karpi Diem*. Die Nacht war warm, die Mücke dort war okay, und ich konnte mich in den Mief der zappelnden Leiber hängen, unter das eine oder andere T-Shirt schlüpfen und meine Denkschüssel von den wummernden Beats leer blasen lassen. Dachte ich. Bis ich im Gewühl jemanden erblickte, den ich hier nicht erwartet hätte.

Die Tussi sah gut aus, aber sie war kein Model oder so was. Sie fiel üblicherweise nicht wegen ihrer überirdischen Schönheit auf, sondern weil sie ein gutes Aussehen mit einer wahnsinnigen Ausstrahlung kombinierte. Diese Ausstrahlung sendete mehrere Informationen in Dauerschleife. ›Ich weiß, wie gut ich aussehe‹ und ›Verpiss dich, du Wichser‹ sind die beiden wichtigsten. Niemand, der auch nur halbwegs zurechnungsfähig ist, erlaubte sich einen blöden Spaß mit diesem Perlhuhn. Niemand laberte sie an, wenn er nicht mindestens sein Testament gemacht hatte. Und kein noch so bekiffter Idiot käme je auf die Idee, sie begrabschen, beklaugen oder entführen zu wollen. Genau deswegen fiel Katrin mir inmitten der hoppelnden Discohäschchen auf, obwohl ihre langen, dunklen Haare jetzt kurz und blond waren. Ebenfalls dank ihrer Ausstrahlung hielt keiner der großen, breiten, glatzköpfigen Gorillas im *Karpi Diem* sie auf, als sie dem Aufzug zustrebte.

Vielleicht kannten die Torwächter sie auch.

Vermutlich war sie sogar angemeldet, denn ohne zu zögern betrat sie den Aufzug und fuhr nach unten.

Und dann war ich mir auf einmal sicher, einen tiefen Zug einer bewusstseinsverändernden Droge genommen zu haben, denn ich sah, wie Katrin im Flur von einem aufrecht stehenden Karpi umarmt wurde. Ich schwör!

Dann gingen die beiden durch eine der Türen in die Hackerhöhle. Ganz selbstverständlich flog ich hinterher, um sie zu begleiten, wollte mich dann aber doch nicht einsperren lassen, und blieb daher im Flur zurück. Allein und vollkommen verwirrt und leider unfähig, mir die Birne zuzulöten. Elende Existenzform.

NEUNUNDZWANZIG

10. Juli, Tag 13 nach Gregors Festnahme

Den Samstag verbrachte Jenny damit, alle weiteren bürokratischen und sonstigen Dinge zu erledigen, die sie im Fall der verwechselten Toten verbockt hatte. Offermann, der nach seiner Ballerei vom Dienst befreit war und deshalb auch keinen Samstagsdienst schieben musste, gammelte bis mittags in seiner Wohnung herum, ging joggen, zog sich ein paar Filme auf DVD rein und tat nichts, was mir verraten hätte, ob er sich grämte, weil Krämpel tot war, oder sich freute, dass Yuri noch lebte.

Martin machte Überstunden im Turbotempo, da die Schlitzer ohne Katrin völlig überlastet waren.

Katrin war nicht wieder aufgetaucht, obwohl ich in der vergangenen Nacht mehrfach im *Karpi Diem* und in ihrer Wohnung nach ihr gesucht hatte. Ohne jeden Erfolg. Birgit verbrachte den Tag mit Malerarbeiten. Sie hatte eine Schablone gekauft, mit deren Hilfe sie lustige Figuren an die Kinderzimmertapete sprühte. Wobei sprühen das falsche Wort ist. Sie schrabbelte die Farbe mit einer Zahnbürste über ein umgedrehtes Teesieb. Die Farbe war so dermaßen öko und bio und kindgerecht und kompostierbar und zeozweifrei, dass sie sie auch hätte trinken können. Stattdessen hockte sie also mit einem Töpfchen

frisch angerührter Farbe, dem Sieb in der linken und der Zahnbürste in der rechten Hand vor der Wand und applizierte Seepferdchen, Fische und schielende Kraken auf den hellgelbrosablauen Hintergrund. Ich betrachtete das Schauspiel eine ganze Weile, aber dann hielt ich es nicht mehr aus. Ich versuchte, Birgit eine SMS zu schicken, aber ihr Handy war aus.

Damit war auch ich irgendwie kaltgestellt. Einen ganzen Tag lang, während die Welt sich weiter drehte, Gregor im Knast vor sich hin schimmelte und irgendjemand sich von morgens bis abends scheckig lachte, weil er ihn so schön gelinkt hatte. Ein beschissenes Gefühl, das kann ich Ihnen sagen.

11. Juli, Tag 14 nach Gregors Festnahme

Martin arbeitete auch am Sonntag, nachdem die Nacht in der Altstadt in einer Massenschlägerei mit zwei Toten geendet hatte, und mich schloss er konsequent aus seinen Gedanken aus.

Ich war frustriert und beschloss daher, wenigstens eine Sache voranzutreiben, für die ich Martin nicht brauchte: Die Sache mit der Platine. Ich checkte Birgits Handy, stellte erleichtert fest, dass es eingeschaltet war, düste in meinen Schrank und schrieb Birgit eine SMS: *Die Kaffee-Fee im Altenheim ist eine Ausreißerin. Haust im Keller. Kannst du ihr helfen?*

Birgit simste zurück: *Wer bist du?*

Hol Gregor aus dem Knast, dann erfährst du es.

Birgit legte ihr Handy aus der Hand und wandte sich wieder ihren Zehen zu. Ich hatte sie beim Lackieren der Fußnägel unterbrochen. Sowieso Schwerstarbeit für eine Hochschwangere, wenn der Babyballon einem die Sicht versperrt, außerdem war sie jetzt auch nicht mehr richtig

bei der Sache. Zweimal rutschte ihr das Pinselchen ab und sie lackierte einen ganzen Zeh statt nur den Nagel. Hektisch rubbelte sie daran herum und bekam die Farbe fast vollständig wieder ab, aber dafür musste sie auch den Nagel noch mal lackieren. Unkonzentriert schielte sie dabei immer wieder zu ihrem Handy, das in Reichweite neben ihr lag. Endlich griff sie danach.

Wer ist sie?

Lila.

»Lila wer? Mann, ist das hier heiteres Namenraten oder was?«, rief sie genervt aus, aber dann tippte sie: OK.

Bitte, geht doch!

Etwas später hockten die beiden zusammen an einem Tisch im Park und tranken Milchkaffee. Birgit hatte außerdem einen Teller mit drei Stücken Kuchen vor sich stehen, die sie langsam und systematisch in sich hineinschaufelte.

»Woher wissen Sie das?«, fragte die Platine gefühlt zum siebzigsten Mal.

Birgit mampfte einfach weiter.

»Sind Sie vom Sozialamt?«

Birgit schüttelte den Kopf.

»Von der Polizei?«

»Nö.« Das war das einzige Wort, eigentlich mehr ein Geräusch, das um die Schokotorte herumpasste.

»Mein Vater hat Sie geschickt.«

Birgit schluckte mehrmals. »Ich habe keine Ahnung, wer du bist, aber deine Reaktion zeigt mir, dass meine Ausreißertheorie stimmt. Du versteckst dich hier im Heim. Clever von dir. Aber kein Dauerzustand. Ich möchte dir helfen.«

»Warum?«

Birgit zeigte lächelnd auf ihren Bauch. »Ich mag Kinder.« Zum ersten Mal, seit ich sie kannte, ließ die Platine den

winzigen Hauch eines Lächelns sehen. Ziemlich süß, ehrlich gesagt.

»Sie schicken mich aber nicht zurück, oder?«

Birgit schüttelte den Kopf und hob die Hand. »Großes Indianerehrenwort.«

»Ich heiße Lila Weiz. Mein Vater ist der Typ, der das Schülerprogramm ins Leben gerufen hat.«

Birgit stoppte die Kuchengabel auf halbem Weg zum Mund. »Lila Weiz? Aber ... ich habe doch in den Nachrichten gehört, dass du ...« Birgit wurde rot.

Lila nickte. »Dass ich tot bin. Hat mich auch gewundert.«

Birgit starrte das Kuchenstück auf ihrer Gabel an, als könne sie sich nicht erklären, wie es dorthin gekommen sei, steckte es sich dann aber entschlossen in den Mund und kaute gemächlich. Birgit ist eine der wenigen Frauen, die wissen, dass sie mehr erfahren, wenn sie selbst die Klappe halten.

»Ich habe mein Portemonnaie und mein Handy einem Mädchen geschenkt, das mir ähnlich sieht. Sie hängt immer mit ziemlich kaputten Typen auf so einem total abgeranzten Spielplatz in der Nähe meiner Schule herum.«

Die Tussi sollte ihr ähnlich sehen? Wenn ich mich richtig erinnerte, war die Tote ein Gruftie gewesen. Alles schwarz gefärbt, also Haare, Augen, Lippen, Fingernägel. Dazu haufenweise Blechpickel im Gesicht. Ich betrachtete die Platine genauer und fand tatsächlich winzige Löcher in den Augenbrauen und in der Nase. Okay. Dazu schwarz gefärbte längere Haare, dann konnte das schon passen. Außerdem hatten beide Küken eine auffallend schmale Nase und ein spitzes Kinn.

»Wenn mein Vater mich gesucht hätte, wäre er bei ihr gelandet. Geldabhebungen vom Konto, Handylokalisierung und so.«

Sie war höchstens dreizehn, aber verdammt clever. Haare abgeschnitten und von Schwarz auf Platinblond gefärbt, das Gesicht vom Schrott befreit, falsche elektronische Spuren gelegt, die würde mal eine glänzende Karriere machen. Die Frage war, ob diesseits oder jenseits des Gesetzes.

»Aber er hat mich offenbar nicht gesucht.« Ihre Stimme war so leise, dass ich mich sehr anstrengen musste, den Satz zu hören.

Birgit nahm das dritte Stück Kuchen in Angriff.

»Warum bist du überhaupt von zuhause abgehauen?«, nuschelte sie.

Die Platine schwieg eine ganze Weile. Sie schien mit sich zu ringen, wie viel sie Birgit erzählen sollte, aber dann zuckte sie die Schultern und seufzte. »Das Übliche.«

Na toll, in ihrer Mitteilungsfreude unterschied sie sich leider nicht maßgeblich vom Papa.

»Du musst die abgelöffelten Seniorenresidenzler exhumieren lassen«, brüllte ich, sobald ich bei Martin war. Er ließ das Hirn fallen, das er gerade aus einem der Bandidos herausgesägt hatte. Verdächtig klein, übrigens. Das Hirn, nicht der Bandido.

»Durchschnitt«, korrigierte Martin mich. »Deins war nicht größer.«

Pisser.

»Das habe ich gehört.«

Martin hatte inzwischen das Hirn gewogen, ein Scheibchen abgesäbelt, das als Histoprobe in einem Einmachglas landen würde, und den Rest wieder in die Schädelhöhle zurückgestopft.

»Also, der Reihe nach«, forderte er mich auf.

»Dazu servierst du eine glaubhafte Theorie«, erklärte ich. »Krämpel hat die Alten kaltgemacht, Paulina hat es

kapiert. Sie hat ihn erpresst und Sahne hat Wind davon bekommen.«

Martin überlegte einen Moment, während das Skalpell über der Leiche des Bandidos schwebte. Der Kollege, der an der anderen Seite des Tisches stand, um die Obduktionsergebnisse zu protokollieren, starrte Martin fragend an.

»Aber es sieht doch gar nicht so aus, als ob Krämpel seine Hände im Spiel hatte. Viel wahrscheinlicher ist, dass die Patienten aufgrund von mangelhaften Medikamenten ...«, murmelte Martin.

»Die Tatsachen sind jetzt erst mal völlig egal«, sagte ich.

»Ja, das ist genau dein Stil«, erwiderte Martin gehässig.

»Quatschklappe zu und Horchlöffel auf«, entgegnete ich. »Wichtig ist: Mit dieser Theorie schaffen wir es, dass die drei Kripos zusammenarbeiten.«

Martin stellte schockiert fest, dass die Idee genial war, auch wenn er sich Mühe gab, diese Erkenntnis vor mir zu verbergen. Aber er musste zugeben, dass wir aktuell das Problem hatten, dass es drei Kripos gab, die vollkommen aneinander vorbei vor sich hin wurschtelten. Die Düsseldorfer, die für den Mord an Sahne zuständig waren und ihren Verdächtigen bereits eingedost hatten, die Kölner im Fall Paulina und die Sauerländer im Fall Jagdhütte, wie sie ihn nannten.

»Ich werde sehen, dass ich anhand von Susannes Daten eine einigermaßen plausible Verdachtssituation begründen kann«, sagte Martin.

Keine Ahnung, warum er es so kompliziert ausdrücken musste, aber Hauptsache, er brachte Bewegung in die Sache.

Abends arbeitete Martin einen Bericht aus, in dem er Sahnes Daten als eigene Recherche darstellte und darauf hinwies, dass die Mortalität in der Seniorenresidenz Son-

nenschein auffällig erhöht war. Er schrieb weiter, dass es nun auch im Umfeld des Heims zu weiteren Todesfällen gekommen sei, nannte namentlich Susanne Hauschild als Tochter eines Heimbewohners und Krämpel als Beschäftigten und wies dezent darauf hin, dass alle diese Fakten eine genauere Untersuchung der Umstände der Todesfälle des letzten Jahres mehr als rechtfertigen würden. Schließlich schickte er seinen Bericht als E-Mail an seinen Chef, an die Soko Sahne, an Jenny, an die Sauerländer Bullen und an den Kölner Staatsanwalt. Dann erklärte er mir, dass er für den Rest des Abends nicht gestört werden wolle, und ließ die Jalousien runter.

Ich war begeistert. Damit hing ich ja mal wieder total in der Luft. Martin und Birgit auf der Couch vor der Glotze mit einem Lehrfilm für junge Eltern, Katrin verschwunden und Gregor immer noch im Knast. Yuri hing immer noch auf der Intensivstation an den Geräten, die einen Geisteralarm auslösten, als ich nach ihm sah. Voll peino, aber nicht überraschend. Die Interferenzen mit den Überwachungsfunktionen auf der Intensivstation hatte ich immer gehabt. Für mich jedes Mal ein schöner Beweis dafür, dass ich noch am Leben war.

Als ich Yuri verließ, kam gerade Offermann um die Ecke. Er erkundigte sich nach dem werten Befinden des Opfers, das er niedergeballert hatte, aber die Krankenschwester machte einen auf Auster und berief sich auf ihre Schweigepflicht. Auch Offermanns verzweifelt Gesicht, als er erklärte, dass er zwar korrekt gehandelt habe, sich aber trotzdem gräme, erweichte sie nicht. So schwätzte er eine Zeit lang mit der Uniform, die vor Yuris Tür Wache hielt, verpisste sich bald darauf nach Hause und verbrachte den Abend allein.

12. Juli, Tag 15 nach Gregors Festnahme

Am Montagmorgen erwartete ich von Martin ein Geburtstagsständchen oder ein Jahresabo für Filmstreaming oder irgendeine andere Aufmerksamkeit, aber er hatte mich vollkommen vergessen. Mich und meinen sechsundzwanzigsten Geburtstag. Vorausgesetzt, dass man meine Lebensjahre weiterzählen konnte, obwohl ich tot war. Aber ganz tot war ich ja nicht.

»Ich finde das sehr, sehr traurig«, eröffnete ich Martin beim Frühstück. »Seit Monaten redet ihr über den Geburtstag eures Sohnes, aber dass andere Leute auch Geburtstag haben und sich vielleicht über eine kleine Aufmerksamkeit freuen würden, das geht dir natürlich völlig am Arsch vorbei.«

»Mäßige deine Ausdrucksweise«, rüffelte Martin.

»Ich möchte meinen Geburtstag mit dir feiern«, forderte ich.

»Keinesfalls«, wiegelte Martin ab. Er hatte die Feier vom letzten Jahr noch in ausreichend schlechter Erinnerung. Dabei waren die wirklich schlimmen Dinge erst danach passiert.

»Dann wenigstens ein Geschenk.«

»Ich denke darüber nach«, sagte er, dann ließ er die Jalousien runter, weil Birgit sich zu ihm an den Tisch setzte.

»Ich platze«, jammerte sie. »Und immer noch eine Woche.«

»Mindestens«, unkte Martin, woraufhin Birgit stöhnte.

»Das Erste kommt ja gern auch ein paar Tage später.«

Martin fuhr ins Institut und ich gondelte nach Düsseldorf zur Soko Sahne. Martins Mail hatte den Laden aufgemischt.

»Warum haben wir das nicht selbst festgestellt?«, keifte Lili Leuchtfée, während Keller, Stein und der Schnösel

an ihren Pappbechern mit verbranntem, saurem Kaffee saugten.

»Ja, warum hast du denn nicht?«, ätzte Stein zurück.

»Warum hat uns niemand darüber informiert, dass dieser Krämpel tot ist?«, brabbelte Keller. Hätte er vorher den Kaffee, den er im Mund hatte, geschluckt, wäre seinem Hemd nicht viel passiert.

»Weil ihr zwei Rindviecher euch von Anfang an auf den Kollegen Kreidler eingeschossen habt«, krähte die Emanze. »Eure lächerliche Eifersucht auf einen Kollegen mit einem hervorragenden Ruf war von Anfang an euer größtes Problem.«

»Weder auf dem Handy noch in ihrer Wohnung fand sich ein Hinweis auf irgendwelche seltsamen Vorgänge in dem Heim«, schnöselte der Gelkopf.

»Genau«, erwiderte Lili Leuchtfee. »Es fand sich kein Hinweis, weil sich kein Laptop fand. Aber auch danach habt ihr nicht gesucht.«

»Genauso wenig wie du«, erwiderte Stein.

»Falsch«, erklärte die Leuchtfee. »Und ich habe nicht nur gesucht, sondern sogar gefunden.«

Jetzt sackten alle Kauleisten runter. »Was hast du gefunden?«

»Die Cloud, auf der Susanne Hauschild Sicherungskopien ihrer digitalen Dokumente gespeichert hat.«

»Und, was hat sie dort gespeichert?«

»Wir haben die Herausgabe der Daten beantragt, was allerdings über die bürokratischen Kanäle mehrere Tage dauern wird. Parallel dazu versuchen die Kollegen von der Technik, das Passwort zu knacken.«

Okay, dann würden sie einfach das, was Martin ihnen geschickt hatte, noch mal in weniger wissenschaftlicher Form finden. Das half Gregor nicht weiter, daher verließ ich Düsseldorf und düste zurück nach Köln.

Birgit zeigte deutliche Anzeichen von Ungeduld. Sie watschelte ziellos in der Wohnung auf und ab, nahm ein Buch, legte es wieder weg, schaltete das Radio an und wieder aus, kochte sich einen Kaffee, trank ihn aber nicht und biss schließlich in eine Möhre, als wolle sie sie für etwas bestrafen. Schließlich traf sie eine Entscheidung, quälte sich in ihre Schuhe, schnappte sich den Autoschlüssel und verließ die Wohnung.

Ich folgte ihr zum Seniorenheim, wo sie zwei Stücke Kuchen auswählte, sah Lila Kaffee und Kuchen hin und her schleppen und beobachtete dann, wie sie sich zu Birgit setzte und anfang zu reden. Über einen erfolgreichen Vater, der nie da war, eine lebensfrohe Mutter, die der Mittelpunkt der kleinen Familie war, immer fröhlich und zufrieden, bis sie vor fünf Jahren an Krebs elend zugrunde ging. Über einen Onkel, der von einem Junkie umgebracht wurde, und darüber, dass ihr Vater seit diesem Zeitpunkt überhaupt nicht mehr gelacht hatte. Lila erzählte Birgit von ihren Rebellionen. Piercings, Gothic-Look, Punk ... Die Kleine tat mir leid und Birgit war eine tolle Zuhörerin, aber dieses Hühnergegacker hatte mich schon immer ins Koma gesabbelt. Ich verlor den Faden und fischte stattdessen nach dem Gedanken, der wie eine Taschenlampe eben in meiner Denkschüssel aufgeblitzt, aber direkt wieder verloschen war. Dabei verlor ich die beiden Kaffeetanten aus den Augen.

Ich schaltete mich zu Jenny, um zu sehen, welchen Effekt Martins Schreiben auf sie hatte, aber leider sah es nach überhaupt keinem Effekt aus. Sie stand hinter ihrem Schreibtischstuhl, in dem Offermann saß, dem sie den Nacken massierte.

»Du brauchst dir doch keine Sorgen zu machen«, sagte Jenny gerade, als ich eintraf. »Diesen Termin muss jeder absolvieren, der im Dienst eine Waffe abgefeuert hat.«

»Aber keiner geht gern zum psychologischen Dienst und ich mache da keine Ausnahme.«

Jenny knetete weiter seine ausgeprägte Nackenmuskulatur. »Wirst du um Urlaub bitten?«

»Keinesfalls.« Offermann klang so entrüstet, als hätte sie ihn gefragt, ob er in die Frührente gehen wollte. »Ich brauche Arbeit, keine Langeweile. Ich habe mir nichts vorzuwerfen, aber zuhause zu sitzen und die Ereignisse immer wieder vor meinem geistigen Auge ablaufen zu lassen, ist kein besonders erfreuliches Programm.«

»Und Arbeit haben wir ja genug«, bestätigte Jennymaus. »Ich habe da einen neuen Ansatz, was dieses Altenheim betrifft ...«

Offermann legte seine Hände auf ihre und hielt sie fest. »Jennyschatz, lass gut sein. Mach dich nicht unglücklich mit einer fixen Idee.«

Jenny erstarrte und krauste die Stirn. Sie zog ihre Hände zurück und sah auf die Uhr. »Du gehst besser, sonst kommst du zu spät zu deinem Termin bei der Psychologin.«

Offermann sprang dynamisch auf, beugte sich zu Jenny hinunter, stupste sie auf die Nase, flüsterte »Bis später, Kleines« und verschwand.

Jenny starrte ihm mit eiskaltem Blick hinterher.

Was hatte sie jetzt wieder für ein Problem?

Natürlich bekam ich keine Antwort, aber es war klar, dass etwas in Jennymaus brodelte. Sie war so wütend, wie sie es auf dem Friedhof gewesen war, als sie Weiz bei der inszenierten Beerdigung störte. Ihre Wirbelsäule streckte sich, ihre Augen wurden zu schmalen Schlitzern und ihre Bewegungen erinnerten nicht länger an ein Unterschlupf suchendes Nagetier. Jenny mutierte plötzlich zum Tiger. Na ja, mindestens zur Katze.

Sie setzte sich an ihren Computer, las Martins Mail

noch einmal aufmerksam, nahm die Akte Weiz zur Hand und öffnete dann ihren Internetbrowser. Ich beobachtete, wie sie den Namen Weiz Pharma AG in die Suchmaske eingab und seine persönlichen und geschäftlichen Daten einschließlich aller Klatschspaltenlügen und Nachrichten über seine verstorbene Frau und die Tochter abrief. Das erschien mir wenig spannend, deshalb schaltete ich mich weg.

Als ich Birgit und Lila wieder im Heim suchte, saßen sie nicht mehr an ihrem Tisch. Ich gondelte ein bisschen herum und entdeckte die beiden auf dem Parkplatz. Sie stellten eine große Tasche auf den Rücksitz des Cabrios, stiegen in den BMW und schnallten sich an.

»Wohin?«, fragte Birgit.

»Nach Hause.« Lila nannte eine Adresse.

»Ist dein Vater da?«

»Ich denke, nicht. Der ist bestimmt arbeiten.«

Birgit passte mit ihrem riesigen Bauch kaum noch hinter das Lenkrad, aber mit ganz viel Luftanhalten schaffte sie es doch. Bis zu Lilas Zuhause würden sie mindestens zwanzig Minuten fahren, da konnte ich zwischenzeitlich versuchen, den blöden Gedanken wieder zu fassen, der herumflutschte wie ein Stück Seife in der Badewanne.

Natürlich hätte ich es vorgezogen, dass die Erdlinge alle blieben, wo sie waren, damit ich Zeit hatte, in meiner Denkschüssel für Ordnung zu sorgen, aber nein, dauernd wuselten sie durcheinander und ich musste sehen, wie ich hinterherkam. Okay, also volle Konzentration.

Die Taschenlampe blitzte wieder auf und ich wäre vor Schreck fast gegen einen Ampelmast gerast. Was ja nicht schlimm gewesen wäre, weil ich da eigentlich einfach so durchsause, aber viele von den Dingen sind nachlässig verdrahtet. Sie werden durch mein Kraftfeld gestört und

dann geht an der betreffenden Kreuzung stundenlang nix mehr. Auch das hätte mich nicht gestört, ich hätte es vermutlich nicht mal zur Kenntnis genommen, aber wenn ich durch eine nachlässige Verdrahtung einen gewischt bekomme, kann es passieren, dass in meiner Denkschüssel die Lampe ausgeht. Das wäre unterirdisch gewesen, denn die Erleuchtung, die mir gerade gekommen war, nahm mir echt den Atem. Weiz!

DREISSIG

»Es ist Weiz«, brüllte ich schon von Weitem.

Martin stockte mitten im Satz. Er saß auf dem Zeugenstuhl im Gericht, wo er als Gutachter in einem Mordfall auftreten musste, und ließ einfach den Mund offen stehen. Die Luft, die er für seine ausführliche Antwort geholt hatte, entwich nutzlos aus seinen Lungen. Sowohl der Anwalt als auch der Richter, die auf die Fortsetzung der Antwort warteten, wirkten leicht irritiert.

»Herr Doktor Gänsewein, würden Sie bitte die Frage beantworten?«, hakte der Anwalt nach einigen Sekunden nach.

»Nein!«, sagte Martin laut und deutlich.

»Nein?«, fragte der Anwalt fassungslos.

»Entschuldigung, ich meinte nicht Sie«, stammelte Martin.

»Birgit ist auf dem Weg zu ihm!«, schrie ich.

»Nein!« Dieses Mal brüllte Martin.

Der Anwalt, der Richter und alle weiteren Anwesenden glotzten Martin entgeistert an.

»Entschuldigung, ich muss weg«, rief Martin, während er aufsprang und aus dem Gerichtssaal stürzte. Vierundzwanzig Augenpaare folgten seinem Abgang, teils entsetzt, teils amüsiert. Ich blieb dicht an seiner Seite.

»Weiz Pharma ist der Schlüssel«, sagte ich. »Die Pillen hatten keinen Wirkstoff ...«

»Das waren nicht die von Weiz Pharma«, korrigierte Martin mich.

»Ich glaube doch! Weiz wird als Shooting Star der familiengeführten Pharmaunternehmen bezeichnet, der in den letzten Jahren aus einer kleinen Auftragsfertigung mehrere Unternehmen entwickelt hat, die unter eigenen Marken selbst entwickelte Medikamente und Generika herstellen und vertreiben. Und seine verstorbene Frau hieß, jetzt halt dich fest, Melina!«

»Die Pillen im Haus Sonnenschein ...«, murmelte Martin. Ihm ging gleich eine ganze Batterie Lichter auf. Logo, die medizinischen Themen liegen ihm einfach.

»Meine Theorie lautet, dass Paulina die Todesfälle im Heim mit den Pillen von MelinaMed in Verbindung gebracht hat. Immerhin hat Herr Hauschild mehrmals betont, dass sie in ihrer früheren Heimat Ärztin war. Sie hätte den Zusammenhang kapieren können.«

»Und dann?«

»Äh ...«

Ja, ich weiß, was Sie jetzt sagen wollen. Als Erklärung für den Tod von Paulina und Sahne reichte das nicht, aber ich hatte ja auch noch gar keine Zeit gehabt, eine vernünftige Theorie zu entwickeln, weil Birgit nicht die Füße still halten konnte.

Wir hatten das Gebäude verlassen und steuerten den Parkplatz an. Martin hatte endlich sein Handy wieder eingeschaltet und versuchte, Birgit anzurufen. Die Ansage erzählte uns, dass der Gesprächsteilnehmer leider gerade nicht erreichbar sei. Scheiße!

»Und jetzt?«, fragte Martin verzweifelt. »Ich muss da hin.«

»Bis du mit deiner Schunkelbüchse am anderen Ende der Stadt angekommen bist, läuft von diesem Actionfilm schon längst der Abspann«, stellte ich fest.

Martin ließ ein Geräusch hören, das dem Aufheulen eines Wolfes glich. Eines kleinen, ängstlichen Wolfes. Eines Wolfswelpen, genauer gesagt.

Martin tippte die Eins-Eins-Null, aber ich stoppte ihn mit einem kurzen Befehl. »Wie willst du der Notrufsäule erklären, dass der hoch geachtete Hausherr des Anwesens, zu dem du die Bullen rufst, der Bösewicht ist? Bekannt aus Funk und Fernsehen als Wohltäter, aber leider heute in einer anderen Rolle?«

Das Fellbaby heulte wieder, lauter diesmal.

»Ruf Jenny an und sag ihr, sie soll Verstärkung mitbringen.«

Martin wählte Jennys Nummer, aber das Freizeichen läutete ungefähr acht Mal, bevor jemand den Hörer abhob.

»Kripo Köln, Offermann.«

Ich reckte die Daumen hoch – virtuell, natürlich. Offermann war von seinem Psychogesabbel zurück, offenbar wieder im Dienst und natürlich noch besser als Jennymaus. Die hatte zwar kapiert, dass im Hause Weiz irgend etwas nicht in Ordnung war, aber sie war halt eine Frau. Offermann war ein Kerl. Martin erklärte ihm die Situation und Offermann sagte die Worte, die jemand wie Martin von der Ordnungsmacht hören will, um sich wieder sicher zu fühlen: »Ich kümmere mich darum.«

Bastian Weiz fiel fast aus den Schuhen, als er Lila und Birgit vor der Tür stehen sah.

»Hat dich jemand gesehen?«, fragte er seine Tochter, während er die beiden so heftig hereinzernte, dass sie strauchelten. Lila fing sich schnell, aber Birgits Bonsaibal-

lon brachte sie aus dem Gleichgewicht. Sie fiel auf Hände und Knie. Weiz zerrte sie grob von der Türschwelle und schloss die Haustür.

»Urg!«, machte Birgit und hielt sich den Bauch.

»Papa, was soll das?«, fragte Lila mit Panik in der Stimme.

»Los, aufstehen!«, kommandierte Weiz.

Lila straffte die Schultern. »Papa, ich will jetzt wissen, was eigentlich los ist. Was hast du mit Paulina Plevé zu tun? Und was mit ...«

Weiz blickte zu Birgit, fasste sie grob unter den Armen und stemmte sie hoch. Dann drängte er sie ins Wohnzimmer.

»Das war keine gute Idee, Lila.«

»Was?« Die Stimme der Platine zitterte.

»Gerade jetzt hierherzukommen. Und dann auch noch mit einer Fremden.«

Lila begann zu weinen.

Birgit knickte in der Hüfte ein und stützte sich mit den Händen auf den Knien ab. »Tut mir leid, Leute, aber ich muss mich setzen«, presste sie hervor.

Weiz schob sie auf ein Sofa und drückte seine Tochter neben Birgit in die Kissen. Dann fuhr er sich mit beiden Händen durchs Gesicht. »Wer weiß, dass ihr hier seid? Los, raus mit der Sprache!«

Ich schaltete mich zurück zu Martin, der endlich bei seiner Ente angekommen war und umständlich mit dem Schlüssel hantierte.

»Lass die Ente stehen und nimm dir ein Taxi. Jetzt. Sofort«, befahl ich ihm.

Er gehorchte. Ging auf den Taxistand vor dem Gerichtsgebäude zu und setzte sich in die erste Karre in der Reihe.

»Expresszustellung«, sagte ich. »Zwanzig Euro Trinkgeld, wenn ihr innerhalb von fünf Minuten da seid.«

Martin wiederholte brav die Anweisung, der Fahrer handelte ihn auf den Zwanni plus die Übernahme eventueller Bußgelder hoch, ich nannte die Adresse und schon schoss der Wagen los.

Ich hatte keine Ahnung, was Lila und Birgit bei Weiz blühte. War Weiz gewalttätig? Würde er seine eigene Tochter und eine fremde, junge Frau als Geiseln nehmen, um ... Ja, um was? Um allein abzuhausen? Ohne seine Tochter? Oder würde er Birgit als Geisel halten, um gemeinsam mit seiner Tochter die Biege zu machen? Oder war er verzweifelt und plante einen Selbstmord, bei dem er möglichst viele Menschen mit sich nehmen würde? Oder hatte er eigentlich mit der ganzen Sache nichts zu tun, außer der Tatsache, dass seine Pillen irgendwo auf dem Handelsweg durch Fälschungen ersetzt worden waren? Aber was war dann mit Paulina geschehen? Und wer hatte Sahne umgebracht? Und was hatte Yuri von Krämpel gewollt ... Ich kam einfach auf keine Lösung.

Hatte eigentlich irgendjemand einen Durchblick, was hier lief? Ich nicht, so viel war sicher. Martin und Jenny auch nicht. Aber vielleicht gab es jemanden, der den Zusammenhängen inzwischen auf der Spur war, weil die Sache einen seiner Angestellten betraf. Und weil er neugierig war. Und weil er freundschaftliche Beziehungen zu Birgit und, wenn ich mich nicht allzu sehr getäuscht hatte, zu Katrin unterhielt. Wir brauchten jede Hilfe, die wir bekommen konnten. Vielleicht traute ich ihm zu viel zu und er konnte oder wollte uns nicht helfen, aber dadurch würde sich unsere Situation nicht verschlechtern.

»Ruf Karpi an«, verlangte ich und nannte Martin die Nummer, die Karpi Birgit in dem Rätsel aufgegeben hatte.

Martin weigerte sich.

»Er ist unsere letzte Chance«, sagte ich. »Los, ruf an.«

»Er hat uns aber sehr unfreundlich rausgeschmissen«, fing Martin an zu lamentieren.

Ich musste erst mal überlegen, was Martin meinte, dann fiel mir ein, dass er von seinem ersten und bisher einzigen Zusammentreffen mit Karpi sprach, das inzwischen knapp zwei Wochen her war. Mein Gott, wenn der wüsste, dass Karpi nicht nur ein waschechter Gangster war, sondern Birgit inzwischen auch seine beste Freundin ...

»Wie bitte?«, entfuhr es Martin laut.

»Häh?«, fragte der Taxifahrer.

»Was hast du mit Birgit gemacht?«, fragte Martin mich zwar mit hysterischem Unterton, aber auf unsere übliche, geräuschlose Kommunikationsart.

»Ich habe sie vor dem Tod durch Langeweile bewahrt«, erklärte ich. »Und jetzt ruf Karpi an.«

»Er weiß doch gar nicht, wer ich bin, wenn ich ihn anrufe. Immerhin haben wir uns erst einmal gesehen und da hat hauptsächlich Birgit gesprochen«, wandte er ein.

»Melde dich mit ›Schlafanzug‹, dann weiß er Bescheid.«

Martin schnappte nach Luft, zierte sich noch zwei oder drei Sekunden, gab seinen Widerstand aber auf, als ich ihn mit der größten mentalen Lautstärke anbrüllte, die ich zustande brachte.

Martin stammelte Karpi den Text ins Ohr, den ich ihm vorgab. Als er fertig war, trennte Karpi die Verbindung wortlos.

»Siehst du, es interessiert diesen Gangster nicht die Bohne ...«, jammerte Martin, während er sich mit beiden Händen festkrallte, um nicht durch den Wagen geschleudert zu werden. Der Fahrer hatte entweder Rallyeerfahrung oder eine Ausbildung als Stuntman. Die Bußgelder würden astronomisch werden.

EINUNDdreissig

»Was läuft hier eigentlich?«, flüsterte Lila unter Tränen.

Weiz legte kurz die Hände vor das Gesicht, dann stand er auf und ging zum Telefon. Er kramte Jennys Visitenkarte aus einer Schublade und wählte. Die Quakbox sprang an. »Frau Gerstenmüller, hier Weiz. Meine Tochter ist wieder zuhause, ich wollte Ihnen die ganze Geschichte erzählen, aber ... na ja. Ein anderes Mal.« Er legte auf, blieb mit dem Rücken zum Sofa stehen und flüsterte: »Ich bin nicht der, für den du mich hältst.«

Lila schluchzte auf. Weiz kam auf sie zu und sie zuckte zurück. Weiz stoppte, als wäre er gegen eine Wand gelaufen, dann lief auch ihm eine Träne über die Wange. »Aber Lila, Liebling, du musst doch vor mir keine Angst haben.«

Lilaliebling zog lautstark die Nase hoch und blickte Birgit an, die mit schmerzverzerrtem Gesicht zurückstarrte. »Ich habe überhaupt keinen Plan, was hier eigentlich abgeht«, presste Birgit hervor. »Aber wenn dein Vater gerade die Kripo angerufen hat, mache ich mir schon deutlich weniger Sorgen als bisher.«

Weiz ließ sich in den Sessel neben Lila sinken und holte Luft. »Warum bist du weggelaufen?«

Er versuchte, Lilas Hand zu nehmen, aber sie drehte sich weg und presste die Hände zwischen die Knie.

»Ich habe das Gespräch belauscht an dem Abend, bevor ich abgehauen bin.«

Weiz wurde blass. »Das hatte ich befürchtet.«

Lila zitterte, aber sie hielt die Tränen zurück und den Rücken gerade. »Also, was hat das alles zu bedeuten?«

»Ich habe deinen Onkel umgebracht.«

Lila wurde weiß, Birgit krümmte sich zusammen. Moment mal, dachte ich, wovon redete der Typ denn da? Ich erwartete eine Geschichte, in der falsche Pillen, Paulina und Sahne vorkamen und da sabbelte der Kerl etwas von der peinlichen Verwandtschaft?

Weiz' Stimme unterbrach meine Gedanken. »Er hatte mich angerufen und zu sich in die Apotheke bestellt, weil er mit mir reden wollte. Ich konnte mir denken, worum es ging, und ich hatte recht. Er machte mich darauf aufmerksam, dass unser Grippe-Impfserum nicht wirkte, aber bei vielen Leuten Nebenwirkungen verursachte. Es lag an einem verunreinigten Rohstoff, den wir aus Asien bezogen hatten.«

Birgit stöhnte, aber ich bezweifelte, dass das etwas mit der Geschichte von Lilas Onkel zu tun hatte, denn sie hielt ihren Bonsaiballon fest und machte nicht den Eindruck, dass sie dem Gespräch überhaupt noch folgte.

»Ich bat ihn, mit offiziellen Schritten noch ein wenig zu warten, denn ich verhandelte gerade mit der Bank über einen neuen Kredit«, fuhr Weiz fort. »Bei einer Rückrufaktion hätte die Bank den Kredit abgelehnt, damit wäre die Firma insolvent gewesen. Dein Onkel wollte nicht hören, wir haben uns heftig gestritten. Er griff nach mir, wir haben miteinander gerangelt, dabei habe ich meinen Siegelring verloren. Ich riss mich los und stieß Stefan weg, er stolperte und fiel über den Hocker. Den Rest kennst du.«

Lila starrte ihren Vater mit großen Augen und offenem Mund an.

Birgit hatte Schweißtropfen auf der Stirn, aber sie hatte offenbar zugehört. »Ich kenne den Rest nicht«, presste sie zwischen zusammengebissenen Zähnen heraus. »Was passierte dann?«

»Mein Schwager brach sich das Genick. Ich fühlte seinen Puls, als ich hörte, dass das Glas der Eingangstür zerbrach. Ein Junkie hatte die Scheibe eingeschlagen und dadurch den stillen Alarm ausgelöst. Er war auf der Suche nach Morphinum und er hatte offenbar eine Ahnung, wo er schauen musste, denn er steuerte direkt auf das richtige Regal zu. Mich bemerkte er nicht. Ich verschwand durch die Hintertür und beobachtete noch von schräg gegenüber, wie die Polizei kam. Sie fanden den Typen mit Stefans Portemonnaie in der Hand und seinen Fingerabdrücken an Stefans Hals.«

»Aber ... der Junkie hat Onkel Stefan umgebracht«, flüsterte Lila.

»Nein«, sagte ihr Vater. »Als der Junkie in die Apotheke einbrach, war Stefan bereits tot. Er hatte nur das Pech, zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein.«

Birgit kniff die Augen zusammen und stöhnte wieder. Weder Weiz noch Lila beachteten sie.

»Aber was hat das alles mit Paulina zu tun?«, fragte Lila schluchzend.

»Stopp«, sagte Birgit und machte mit den Händen das Time-out-Zeichen. »Könnten Sie mir bitte ein Taxi rufen? Ich glaube, das Kind kommt.«

»Hier ruft niemand ein Taxi.«

Die Stimme aus dem Off kam mir bekannt vor und natürlich: sie gehörte Offermann, der in der Wohnzimmertür lehnte. Er hatte beide Hände in den Taschen seiner Jacke vergraben.

Endlich kommt die Kripo, dachte ich, aber im gleichen

Moment kam mir die Situation doch ein bisschen seltsam vor. Wie war Offermann hier hereingekommen? Und wie so benahm er sich so überhaupt nicht professionell?

»Wie bist du hereingekommen?«, stammelte Weiz.

Du?

Offermann lachte verächtlich. »Die Code-Nummer an deinem elektronischen Türschloss ist das Geburtsdatum deiner Tochter, du Idiot. Eins-Zwei-Drei-Vier wäre schwerer zu knacken gewesen.«

Moment, Moment, dachte ich, was läuft denn hier gerade ab?

»Das ist die Stimme ...«, flüsterte Lila. Sie war leichenblass geworden und zeigte mit einem zittrigen Finger auf Offermann.

Offermann blickte das Perlhuhn an. »Hatte ich mir doch gedacht, dass du uns belauscht hast. Wo, zum Teufel, hast du dich versteckt, du Miststück?«

»Ich muss ins Krankenhaus«, flüsterte Birgit.

»Lila hat nichts damit zu tun«, rief Weiz.

»Natürlich hat Lila damit zu tun«, zischte Offermann mit mühsam unterdrückter Wut. »Sie hat uns belauscht, als ich dir sagte, dass ich die Erpresserin gefunden habe und sie zum Schweigen bringen würde.«

Jetzt hatte ich völlig den Anschluss verloren. Offermann und Weiz hatten über eine Erpresserin geredet, die Offermann zum Schweigen bringt? War hier etwa unsere Paulina gemeint?

Aber was hatten Offermann und Weiz miteinander zu tun? Wieso wollte der Bulle eine Erpresserin zum Schweigen bringen, die den Pillendreher bedrohte? Und womit erpresste sie ihn eigentlich? Mit unwirksamen oder gefälschten Medikamenten? Also, Paulina erpresst Weiz, der ruft Offermann zu Hilfe und der bringt Paulina um. Verdammte Hacke.

Weiz blickte seine Tochter mit Tränen in den Augen an.

»Er hat gesagt, es sei eine Pflegerin im Haus Sonnenschein«, schluchzte Lila. »Also bin ich dahin und habe versucht, sie zu warnen.«

»Aber du hast sie nicht gewarnt«, sagte Offermann zufrieden.

»Ich kannte ja ihren Namen nicht.« Lilas Worte waren kaum mehr zu verstehen. Sie heulte inzwischen geradezu hysterisch. »Und dann kam plötzlich die Polizei und sagte, Paulina wäre tot.«

»O Gott, Lila, warum bist du nicht nach Hause zurückgekommen?«, fragte Weiz mit kaum hörbarer Stimme.

»Du hast doch mit dem Mörder unter einer Decke gesteckt!«, brüllte Lila.

Birgit streckte die Hand nach der völlig aufgelösten Göre aus, zuckte aber im selben Augenblick zusammen und krümmte sich keuchend.

»Kran-ken-haus«, quetschte sie heraus.

Okay, mir waren die Zusammenhänge zwischen Weiz und Offermann noch nicht ganz klar, aber darüber würde ich später nachdenken. Jetzt musste hier etwas passieren, und zwar ganz schnell, bevor Offermann ein Familiendrama inszenierte und die Anwesenden abschlachtete.

Wo blieb Martin? Und, viel wichtiger: Wo bleiben Karpis Truppen? Martin hatte Karpi ausgerichtet, dass Birgit bei ihren Nachforschungen in eine Falle geraten sei und befreit werden müsste. Er hatte ihm die Adresse von Weiz gegeben und war von Karpi abgehängt worden, bevor er sich verabschieden konnte. War das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen? Wenn es ein gutes war, musste die Rettung inzwischen nahen.

Ich schaltete mich ungeduldig raus und traute meinen Augen nicht.

ZWEIUNDREISSIG

Martin war zwar noch nicht eingetroffen, auch sonst stand auf der Straße kein Auto, von dem ich mir Hilfe erwartet hätte, und bei einem Blick nach links und rechts war auch kein anrückendes SEK zu sehen. Aber stattdessen nahm ich eine Bewegung am Haus wahr. Jemand machte sich am Badezimmerfenster zu schaffen. Dieser Jemand kam mir mit seiner »Verpiss dich, du Wichser«-Attitüde verdammt bekannt vor, auch wenn die kurzen, blonden Haare weiterhin gewöhnungsbedürftig waren. Die Person, die da am Badezimmerfenster herumwurstelte, war – Katrin.

Das Badezimmerfenster war gekippt, Katrin stand auf einem umgedrehten Eimer davor und hebelte an dem offenen Fensterrahmen herum. Die Brechstange machte einen professionellen Eindruck, und mit einem sehr leisen Quietschen kippte das Fenster in Zeitlupe ins Badezimmer, wo es vermutlich gleich in Tausend Stücke zer springen und einen Heidenlärm veranstalten würde. Aber nein! Katrins Reaktionsgeschwindigkeit war durch jahrelanges Volleyballspiel trainiert. Sie bekam den Rahmen in letzter Sekunde zu fassen und kugelte sich fast die Schulter aus, als sie das Fenster aus dem letzten noch haltenden Beschlag herausdrehte und außen an die Hauswand stellte. Sie stieg vom Eimer herunter und erstarrte.

Vor ihr stand Jenny und hielt ihr die Knarre ins Gesicht.
»Katrin? Wie siehst du ... Was machst du hier?«, flüsterte Jenny perplex.

»Pssst!«, machte Katrin mit einem verzweiferten Gesichtsausdruck. »Da drin ist ein Geiselnnehmer.«

Jenny stutzte, bewegte sich vorsichtig einige Schritte seitwärts und warf dann aus der Tarnung eines hässlichen Strauchs mit dicken, glänzend grünen Blättern heraus einen kurzen, vorsichtigen Blick ins Wohnzimmer.

»Ich sehe keinen«, sagte Jenny.

»Du siehst ihn, Jenny. Es ist Offermann.«

Jennys Gesichtszüge entgleisten nicht. Sie wurden nachdenklich, vielleicht auch ein bisschen entschlossen, so wie vorhin, als Offermann sie im Büro Jennyschatz genannt hatte, aber jedenfalls nicht ungläubig. »Hast du Beweise?«

Katrin nickte grimmig. »Nicht hier.«

»Ich geh da jetzt rein.« Jennys Stimme klang eindeutig trotzig.

Katrin machte einen Ausfallschritt nach vorn, schlug Jenny die Dienstwaffe aus der Hand, warf sich mit einem Hechtsprung darauf und stand schneller wieder auf den Beinen, als ich gucken konnte.

Und ich hatte Volleyball immer für langweilig gehalten!

»Was machst du überhaupt hier?«, fragte Katrin.

Jenny zog eine Schnute. »Weiz hat mir auf den AB gequatscht, dass er mir jetzt alles erklären will. Als ich hier ankam, habe ich dich durch die Büsche bei deinem Einbruchversuch gesehen, aber nicht erkannt.«

»Vielleicht hältst du dich da besser raus, wenn du glaubst, Offermann ist unschuldig«, sagte Katrin hart.

Jennymaus hatte nicht etwa Tränen in den Augen, sondern ein Glitzern, das ich bei ihr noch nie gesehen hatte.
»Ich bin keine Praktikantin und ich habe die Schnauze voll davon, dass alle mich so behandeln. Also, wenn sich hier

einer raushält, dann sind das die Zivilisten. Gib mir meine Waffe!«

Katrin schüttelte den Kopf. »Nicht, solange du Offermann für den Guten hältst.«

Jenny verschränkte die Arme vor der Brust. »Dann überzeug mich.«

»Wann hat Offermann sich an dich rangeschmissen? Als du den Fall Paulina Pleve bearbeitet hast? Er hat sie getötet und ihren Tod als Selbstmord inszeniert. Über dich hat er die Ermittlung verfolgt und manipuliert. Er hat immer wieder darauf gedrungen, dass du den Fall als Selbstmord abschließt, richtig?«

Jenny war über diese Deutung der Fakten offensichtlich nicht schockiert.

»Susanne Hauschild hat er ebenfalls auf dem Gewissen und die Indizien gegen Gregor hat er in ihre Wohnung gebracht. Die Kaffeetasse aus dem Büro, zum Beispiel.«

Okay, jetzt wurden Jennys Augen erst größer, dann verengten sie sich zu Schlitzern. »Seit wann weißt du das?«

Irgendetwas war mit ihr geschehen, seit ich sie im Präsidium verlassen hatte. Sie hatte sich über Offermann geärgert und selbst schon zwei und zwei zusammengezählt. Ich glaubte nicht, dass sie bei ihrer Rechenübung auf vier gekommen war, aber die Drei hatte sie mindestens erreicht.

Katrin sprach derweil hektisch und leise weiter. »Mir war von Anfang an klar, dass Gregor gelinkt worden war, und zwar von einem Kollegen. Wer sonst hätte den Tatort so penibel herrichten können, dass alle Indizien auf Gregor wiesen? Und warum verteidigte Gregor sich nicht? Weil er nicht wusste, wem er trauen konnte. Ich habe also, wie Gregor verlangt hat, die Füße still gehalten, aber dann habe ich die Geduld verloren. Deshalb habe ich mich selbst ein bisschen umgehört und ich kann dir versichern: Offermann ist der Mörder.«

Jenny wurde rot, aber dann reckte sie das Kinn vor.
»Hast du auch dafür Beweise?«

»Jede Menge.«

Jennymaus überlegte mehrere Sekunden, aber sie brach angesichts der Wendung, die das Geschehen nahm, nicht etwa in Tränen aus, sondern nickte kurz und entschlossen.

»Gib mir die Waffe zurück.«

Die Waffe tauschte die Besitzerin, dann tuschelten die beiden sich einen Plan zurecht, während ich mich wieder ins Wohnzimmer schaltete.

Ich war nur wenige Minuten weg gewesen, aber die Situation hatte sich grundlegend verändert. Birgit lag auf der Couch und schrie, Lila hockte neben ihr und hielt ihre Hand und Offermann hielt Weiz eine Knarre an den Kopf.

»Die Kombination«, ordnete Offermann an.

Mich interessierte keine Kombination, mich interessierte Birgit. Sie sah aus, als hätte ihr letztes Stündlein geschlagen. Weiß wie die Wand, nass geschwitzt und mit riesigen, fiebrigen Augen. Das sah nicht gut aus.

Nur aus dem Augenwinkel bekam ich mit, dass Offermann und Weiz zu dem riesigen Kamin an der Wand gingen, dass Weiz zwei Hebel umlegte und dann den ganzen Brennraum nach vorn zog. Er klappte den gusseisernen Kasten wie eine Tür seitlich weg. Dahinter war nun eine große Nische in der Wand, in der der Kaminofen gesteckt hatte. Weiz kniete sich davor und beugte sich in die Nische, die sicher fünfzig Zentimeter tief war.

Lila redete derweil beruhigend auf Birgit ein, die in regelmäßigen Abständen nach Martin rief. Ich fand, dass es endlich Zeit für den Auftritt der zwei Engel für Charlie war, die die dritte im Bunde, also Birgit, retten wollten. Ich stellte mir vor, wie eine von beiden, vorzugsweise Katrin, in knielangen, schwarzen Lackstiefeln mit Stiletto-

absätzen an einem langen Seil hängend durch die große Glasschiebetür brach und ...

Etwas brach durch die große Glasschiebetür im Esszimmer, aber es war nicht Katrin am Seil, sondern ein Aufsitzrasenmäher Marke »Vorstadthanseltraum«. Samstags saßen die großen Jungs darauf wie auf einem Holzpferdchen, mit einer Flasche Bier in der Hand, und dann mähten sie den Rasen sieben Mal rauf und runter, um den Tag mit einem Gefühl von Freiheit und Abenteuer zu verbringen, anstatt mit Mausi shoppen zu gehen. Aber hier saß niemand drauf.

Trotzdem hatte Offermann sich zu dem Rasenmäher gedreht, hatte seine Knarre von Weiz' Kopf genommen und auf das knatternde Teil gerichtet. Damit war Weiz aus der Schusslinie.

Jenny sprang aus der Diele in das Zimmer, richtete ihre Kanone auf Offermann und schrie: »Runter mit der Waffe!«

Offermann wirbelte herum, kam aber nicht weit. Eine Bratpfanne auf seinem Hinterkopf stoppte die Drehbewegung abrupt. Stattdessen verdrehte er die Augen und sackte zusammen.

»Scheiße, das war nicht abgesprochen«, maulte Jenny.

»Ich war mir nicht sicher, ob du auf deinen Lover schießen könntest«, erklärte Katrin, während sie ihr rechtes Handgelenk vorsichtig ausschüttelte. »Ich glaube, ich habe mir die Hand verstaucht.«

Lila hatte beim Splintern der Scheibe angefangen zu kreischen und hörte immer noch nicht auf. Katrin ging zu ihr, fasste ihre Hände, die sie auf die Ohren gepresst hielt, und zog sie daran hoch. Weiz kam angetaumelt und nahm seine Tochter in die Arme. Katrin wandte sich an Birgit. »Wie geht es dir?«

Die Antwort war ein gellender Schrei.

Jenny legte Offermann Handschellen an, fesselte seine Füße zur Sicherheit noch mit einem Springseil, das Lila aus ihrem Zimmer geholt hatte, und ging vors Haus, um die Kollegen zu rufen.

Katrin, Weiz und Lila brachten Birgit in Lilas Zimmer und wollten sie dort auf das Bett legen, aber Birgit deutete auf einen Hocker, auf den sie sich sinken ließ. Katrin und Lila zitterten, Birgit hechelte, schrie und stöhnte abwechselnd, nur Weiz war plötzlich die Ruhe selbst.

»Keine Panik, ein Kind kommt ganz von allein. Der ganze Hokuspokus drumherum ist eigentlich totaler Quatsch. Also entspannen Sie sich, Sie müssen nur im richtigen Moment mitmachen. Die Regie führt Ihr Kind. Okay?«

Katrin wurde immer blasser, aber Birgit lächelte Weiz an. »Oka-iiiiih.«

Weiz beauftragte Lila mit diversen Botengängen. Mineralwasser für Birgit, ein paar Bettlaken, einen Tennisball.

»Tennisball?«, fragte Katrin.

»Den kann sie drücken, ohne jemandem die Finger zu brechen.«

Katrin blickte auf ihren Handrücken, auf dem Birgits Finger rote Abdrücke hinterlassen hatten. »Gute Idee.«

Draußen war nun Martin endlich aus dem Taxi gestiegen und hopste ungelenk auf Jenny zu. Er fiel hin, rappelte sich aber sofort wieder auf und rannte – sofern man die hektische Fortbewegung bei ihm so nennen konnte – auf die Eingangstür zu. Wenige Sekunden später hockte Martin vor Birgit auf dem Boden und fühlte mit beiden Händen auf Birgits Bauch.

»In welchen Abständen kommen die Wehen?«

Lila holte eine rosafarbene Stoppuhr und checkte die Abstände.

»Hey, das wird ein Schnellstart«, sagte Weiz lässig.
»Was fahrt ihr für ein Auto?«

»Ente«, sagte Martin, aber Birgit schrie »BMWeeeeh« mit einer Wehe, die ziemlich schmerzhaft aussah.

Weiz hatte inzwischen die Laken über den Hocker, auf den Boden und das Bett gelegt. »Such dir den Platz, der dir am liebsten ist.«

»Ich heiße übrigens Birgit«, flüsterte Birgit.

»Bastian«, entgegnete Weiz grinsend.

Birgit trank einen Schluck Wasser und bat Martin, ihr beim Ausziehen zu helfen.

»Ist es euch lieber, wenn ich rausgehe?«, fragte Weiz.

Birgit schüttelte den Kopf. Katrin war inzwischen ziemlich blass und Lila starrte mit weit aufgerissenen Augen auf Birgit.

»Jetzt«, flüsterte Birgit bei der nächsten Wehe und Martin, der vor ihrem Hocker auf dem Boden hockte, sperrte Mund und Augen auf. Seine Hände zuckten vor und hielten eine schleimige Kugel in der Hand.

Weiz hockte neben ihm und berichtete Birgit, was gerade passierte. »Der Kopf ist schon da. Nur noch einmal ein bisschen drücken ...«

Der Kopf? Das war der Kopf? Igitt, sah das eklig aus! Ich hatte doch bei der Geburt gar nicht dabei sein wollen, so eine Sauerei will man doch nicht sehen, wenn es nicht unbedingt sein muss. Aber jetzt ... Ich starrte fasziniert auf die Szene unter mir. Birgit bäumte sich noch einmal auf, dann gab es einen fiesen, glibberigen Laut und auf einmal lag da ein Minimensch in Martins Händen.

»Es ist ein Mädchen«, hauchte Martin. Birgit keuchte zwar noch wie nach einem Hundert-Meter-Sprint, aber sie brachte bereits wieder ein Lächeln zustande.

In der Tür des Kinderzimmers entstand Unruhe und plötzlich standen zwei Sanis da und glotzten.

»Okay, wir sollten die Nabelschnur schnell durchtrennen. Wer möchte?«, fragte der große Sani und hielt ein Skalpell in den Raum. Niemand riss sich darum, daher nickte Martin dem Mann zu. Er legte das glibberige, zuckende Menschlein, das noch keinerlei weibliche Schönheit erkennen ließ, vorsichtig in Birgits zitternde Hände und griff nach dem Skalpell. Mit Schneid- und Schlitzwerkzeugen kennt er sich ja aus. Der zweite Sani nahm Birgit das Menschlein wieder aus den Händen, haute ihm ordentlich auf den faltigen Arsch und freute sich an dem Gebrüll, das augenblicklich einsetzte.

»Kindesmisshandlung«, murmelte Katrin, die ihre Farbe noch nicht wiederbekommen hatte, dann heulte sie los.

Weiz half Martin und Birgit, das Kind in eine ganze Menge Tücher zu wickeln, und flüsterte Birgit zu: »Herzlichen Glückwunsch, das hast du super hinbekommen!«

Birgit strahlte vor Glück, was bei ihrer ziemlich abgefrühstückten Erscheinung eine echte Leistung war. Katrin schaffte es, zwischen zwei Schluchzern »ein Mädchen, ein Mädchen« rauszuschwaddeln, und Lila starrte völlig hypnotisiert auf das Bündel Mensch, das jetzt auf Birgits Bauch lag und langsam ruhiger wurde.

Martins Konzentration auf Birgit und das Baby ließ einen winzigen Moment nach, in dem er mir vorwarf: »Du hast mich die ganze Zeit belogen.«

Ich antwortete lieber nicht. Hätte ich auch gar nicht gekonnt. Ich war hin und her gerissen zwischen dem Ekel, den dieses glibberige, schleimige Etwas mit verklebten Haarsträhnen, rotziger Nase und Sabberfäden aus dem Mund in mir auslöste, und, ich muss es jetzt einfach sagen: einem absolut unangemessenen Gefühl von Rührung.

»Sonja«, hauchte Martin.

Birgit stutzte und wurde rot. »Äh, Martin ...«

»Was?«

Na, kam jetzt die Beichte über den Deal mit Karpi, bei dem Birgit den Namen ihres Kindes verhökert hatte?

»Nichts«, hauchte sie.

Gute Entscheidung. Die raue Wirklichkeit würde die kleine Familie schon noch früh genug einholen. Immerhin war das Schicksal gnädig gewesen: Eine Katharina war hundertmal besser als ein Anatol.

DREIUNDREISSIG

Protokoll Jürgen Gernot

Frage: »Warum haben Sie Till Krämpel entführt?«

Gernot: »Ich dachte, dass er es war, den Paulina erpressen wollte.«

»Erpressen? Wie kommen Sie darauf, dass Frau Plevé jemanden erpressen wollte?«

»Sie hat es mir erzählt. Sie sagte, sie sei einer Schweinerei mit den Medikamenten im Altenheim auf der Spur. Ich sagte, sie solle zur Polizei gehen, aber sie wollte lieber reich werden.«

»Und Sie wussten nicht, wen sie erpressen wollte?«

»Nein. Ich dachte, es sei jemand aus dem Heim.«

»Sie haben also versucht, sie zu einer Anzeige zu überreden.«

»Ja. Aber sie wollte nicht. Da habe ich die Beziehung beendet. Ich will nichts mit kriminellen Machenschaften zu tun haben – und auch nicht mit einer Erpresserin.«

»Und nach ihrem Tod haben Sie geglaubt, dass Ihre Freundin Till Krämpel erpresst hätte und dass der sie daraufhin umgebracht hat?«

»Genau.«

»Aber das stimmte nicht.«

»Nein. Er hatte gar nichts damit zu tun.«

»Warum haben Sie ihn dann erschossen?«

»Aber das habe ich doch gar nicht! Der Polizist, der in die Hütte gestürmt kam, hat Krämpel getötet. Und dann hat er auf mich geschossen.«

Protokoll Gregor Kreidler

»Herr Kreidler, warum haben Sie nichts zu Ihrer Verteidigung gesagt?«

»Ich war gewarnt worden: Halt die Klappe, denk an Katrin. Das habe ich mir zu Herzen genommen.«

»Sie hätten aber die Ermittlungen mit Ihrer Aussage deutlich beschleunigen können«

»Ihre Ermittlungen waren mir scheißegal. Es ging um die Sicherheit meiner Freundin.«

»Wie ist eigentlich Ihr Schlüsselanhänger in die Wohnung von Frau Hauschild gekommen?«

»Er war kaputt. Die Öse, mit der ich das Ding am Schlüsselring befestigt hatte, war ausgerissen. Susanne hat mir angeboten, das Schild von ihrem Freund reparieren zu lassen, deshalb habe ich es ihr gegeben.«

»Und die Kaffeetasse?«

»Die hatte ich schon vor Wochen aus meiner Wohnung mit ins Büro genommen. Offermann muss sie von meinem Schreibtisch genommen und in Susannes Wohnung gestellt haben.«

»Alles das hätten Sie uns sagen müssen.«

»Eine ganze Menge davon hätten die Kollegen selbst herausfinden können.«

»Es gibt Überlegungen, Sie wegen Behinderung polizeilicher Ermittlungen anzuzeigen.«

»Kein Problem«, sagte Gregor. »Dann leite ich ein Dienstaufsichtsverfahren wegen Verletzung der Sorgfaltspflicht ein.«

»Nun, zum Glück ist ja alles gut ausgegangen.«

Das folgende Geräusch wurde nicht ins Protokoll übertragen, aber ich hatte es gehört, als es aus Gregors Nase kam. Todesverachtung ist nix dagegen.

Protokoll Katrin Zang

»Frau Zang, warum sind Sie nicht zur Polizei gekommen?«

»Machen Sie Witze? Der Mörder von Paulina Pleve und Susanne Hauschild ist ein Bulle. Und die Idioten aus Düsseldorf haben den Kollegen Kreidler in den Knast gesteckt und alle sonstigen Spuren vernachlässigt. Mein Vertrauen in die Kripo war gleich null.«

»Wie sind Sie darauf gekommen, dass Offermann der Mörder von Paulina Pleve und Susanne Hauschild ist?«

»Er ist Gesellschafter der Firma MelinaMed und somit maßgeblich am Gewinn beteiligt.«

»Was ist daran ungesetzlich?«

»Nichts. Aber woher hatte Offermann eine halbe Million, um diese Firmenanteile zu kaufen?«

»Nun, woher hatte er sie?«

»Er hatte sie gar nicht. Der Inhaber, Bastian Weiz, hat ihm die Anteile überschrieben. Mit anderen Worten: geschenkt. Und zwar nur einen Monat, nachdem Kommissar Offermann den Mord am Schwager von Bastian Weiz bearbeitet hatte.«

»Mit diesen Informationen hätten Sie zur Polizei gehen können.«

»Hätte ich. Wollte ich aber nicht.«

»Stattdessen sind Sie in ein Gebäude eingebrochen ...«

»Herr Weiz hat keine Anzeige erstattet.«

»Sie haben polizeiliche Ermittlungen behindert ...«

»Schwachsinn.«

»Und Sie haben Andreas Offermann niedergeschlagen. Er hat eine schwere Gehirnerschütterung.«

»Mein Mitleid hält sich in Grenzen.«

»Der Anwalt von Herrn Offermann erwägt eine Klage gegen Frau Gerstenmüller und Sie wegen tätlichen Angriffs.«

»Der Anwalt von Herrn Offermann kann mich mal.«

Protokoll Bastian Weiz

»Was ist an dem Abend, nachdem Ihr Schwager starb, passiert?«

»Ich fuhr in Panik nach Hause. Etwa zwei Stunden später klingelte es an der Haustür. Andy stand vor der Tür.«

»Andy?«

»Andreas Offermann.«

»Sie kannten ihn?«

»Wir waren früher im selben Tennisclub, spielten beide im Vereinsteam. Er war ein armer Schlucker, hatte kaum Geld für einen Schläger, aber ein unglaubliches Naturtalent.«

»Was geschah also weiter, als Offermann an dem Abend bei Ihnen klingelte?«

»Er sagte: ›Ich weiß, was du heute Abend getan hast.‹ Grinsend. Als würde er sich nur einen kleinen Spaß erlauben. Aber ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er etwas wollte. Er hatte diesen gierigen Blick wie früher vor einem wichtigen Spiel. Er wollte gewinnen. Um jeden Preis.«

»Und was taten Sie?«

»Ich bat ihn herein, wir gingen in mein Arbeitszimmer. Er legte wortlos zwei Dinge auf den Tisch: meinen Siegelring und seinen Polizeiausweis.«

»Und dann haben Sie eine Vereinbarung getroffen.«

»Ja. Er hat mir angeboten, mich aus der Sache rauszuhalten, wenn ich ihn entsprechend bezahle. Ich habe ihn ausgelacht. Meine Firma stand kurz vor der Insolvenz.«

»Aber irgendwie haben Sie sich doch einigen können.«

»Ich habe ihm das Problem mit den minderwertigen Rohstoffen erklärt, das zu dem Streit mit meinem Schwager geführt hat. Er hat ein paar Minuten nachgedacht und vorgeschlagen, billige Rohstoffe zur Geschäftsgrundlage zu machen. Auf die Art kommt beim gleichen Umsatz ein Vielfaches an Gewinn heraus.«

»Den Sie ihm ausgezahlt haben.«

»Ja.«

»Warum haben Sie sich auf diesen Deal eingelassen?«

»Damit ich nicht ins Gefängnis musste, natürlich. Meine Tochter war Halbwaise. Hätte ich sie auch noch allein lassen sollen?«

Protokoll Lieselotte Berger

»Sie sind sich ganz sicher, dass Sie diesen Mann an dem Tag gesehen haben, als Ihre Nachbarin Frau Hauschild in ihrer Wohnung ermordet wurde?«

(Anmerkung: Frau Berger betrachtet das Foto von Andreas Offermann.)

»Ganz sicher.«

»Warum haben Sie vorher nichts davon gesagt?«

»Sie haben nur nach dem anderen Mann gefragt. Dem, der an Frau Hauschilds Tür geklingelt hat.«

»Und dieser hier? Hat der nicht geklingelt?«

»Nein. Ich dachte, er gehörte zu der jungen Frau, die an dem Tag in die Dachgeschosswohnung eingezogen ist.«

VIERUNDREISSIG

14. Juli, Tag 1 nach Gregors Freilassung

»Wir sind dir auf ewig zu Dank verpflichtet«, sagte Katrin und umarmte Karpi, der rot anlief wie eine Jungfrau in der Männersauna. Die fette Qualle trug heute hellblau und sah mit den geröteten Bäckchen aus wie die Leuchtreklame eines Schwulenclubs in Miami Beach.

»Wenn du Birgit nicht unterstützt und mich nicht zu Weiz geschickt hättest ...«

Karpi räusperte sich und widmete sich seinem bunten Drink, der vor ihm auf der Theke der Clubbar stand. Es war das erste Mal, dass ich ihn oben in seiner Hüpfburg statt im Keller des Bunkers sah, und ich fand, dass er in dieser Umgebung viel weniger kriminell wirkte. »Gern geschehen, Liebelein.«

Die rheinische Koseform klang aus seinem Mund wie ein Kinderlied aus einem Löwenmaul, aber Katrin und Gregor grinsten breit.

»Woher hattest du eigentlich so schnell kapiert, was da lief?«, fragte Katrin.

Karpi saugte sein Glas leer und bestellte mit einem Grunzlaut ein weiteres. Der Barmann, der die blonden Girls und die goldkettenbehängten Möchtegerngangster am anderen Ende der Bar bedient hatte, wuselte heran

und goss Karpi nach. Dann schlug er mit seinem Boss die Fingerknöchel aneinander, nickte ihm zu und ging wieder zum Kindergarten zurück.

»Zu viel der Ehre, meine Hübsche. Ich war mir nur absolut sicher, dass Gregor unschuldig war. Damit war klar, dass ihn jemand ziemlich professionell gelinkt hatte. Und dass Gregor schwieg, sagte mir, dass er selbst das auch bemerkt hatte und nicht mehr wusste, wem er noch trauen konnte. Deshalb war ich ganz erfreut, als diese Birgit plötzlich hier auftauchte.«

»Und mich hast du darin bestärkt, so zu tun, als ob ich mich von Gregor lossage«, warf Katrin ein.

»Zu deiner Sicherheit«, bestätigte Karpi nickend.

»Aber als Martin dich anrief, wusstest du doch schon, dass Offermann der Mörder ist, oder?«

»Nach dieser Schießerei im Sauerland habe ich Offermann ein bisschen unter die Lupe genommen. Immerhin kommt es selten vor, dass ein Bulle aus Köln mit einem Toten und einem So-gut-wie-Toten in einer Jagdhütte im Sauerland angetroffen wird. Ich habe herausgefunden, dass er bis zu einer schwerwiegenden Verletzung ein begnadeter Tennisspieler gewesen war, dass er ein erfolgreicher Polizist ist und dass er auf ziemlich großem Fuß lebt. Daraufhin habe ich mir seine Konten angeschaut, auf denen größere Summen von einer Firma namens MelinaMed eingingen. Ich wunderte mich zwar über diese hochlukrativen Anteile an einer Pharmafirma, aber nichts deutete darauf hin, dass er ein Mörder ist.«

»Bis zu dem Tag, an dem er bei Weiz auftauchte, um ihn endgültig zum Schweigen zu bringen ...?«

Ich musste grinsen. Gregor hatte die Geschichte schon von Martin und von Katrin gehört, aber er konnte sie einfach nicht glauben. Oder wollte nicht. Oder wollte zumindest die Bestätigung von Karpi, dass Martin einen stadt-

bekannten Kriminellen angerufen hatte, um die Mutter seines Kindes aus den Fängen der Polizei zu befreien. Und dass der daraufhin eine Geheimwaffe namens Katrin loschickte.

»Dieser Martin rief mich an und sagte, Birgit sei bei einem gewissen Herrn Weiz zuhause und dort in Gefahr. Da klingelte bei mir die Alarmglocke. Ich hatte den Namen im Zusammenhang mit dieser Pharmafirma gelesen, an der Offermann beteiligt war. Außerdem waren die beiden vor vielen Jahren im selben Tennisteam gewesen, aber ich fand nichts Verdächtiges dabei und habe Weiz nicht weiter durchleuchtet. Das habe ich erst getan, als der Anruf von eurem Freund Martin kam. Dabei bin ich auf die Geschichte mit Weiz' Schwager gestoßen.«

»Der Überfall auf die Apotheke«, sagte Gregor. »Aber der Junkie hat damals gestanden.«

»Klar. Aber er starb vor der Verhandlung an einer Überdosis. Und die Übertragung der Firmenanteile von MelinaMed an Offermann fand einen Monat nach dem Tod des Apothekers statt.«

Gregor nickte langsam, als ihm klar wurde, dass die Kripo diese Informationen auch hätte haben können.

»So kommt man von einer Information zur nächsten«, fuhr Karpi fort. »Kontakte, Finanzen, Immobilien, seltsame Mordfälle und so weiter. Plötzlich war das Bild ziemlich klar. Also habe ich Katrin angerufen und ihr die ganze Geschichte im Schnelldurchgang erzählt.«

»Du musstest doch damit rechnen, dass sie selbst loszieht und sich in Gefahr begibt«, brummte Gregor.

Katrin verdrehte die Augen.

»Natürlich«, sagte Karpi. »Aber was hättest du an meiner Stelle getan?«

»Was hat eigentlich Susanne bei dir gewollt an dem Mittwoch, bevor sie ermordet wurde?«, fragte Katrin.

Astreines Ablenkungsmanöver, denn sie hatte mit Gregor schon stundenlang darüber gestritten, dass er schweigend im Knast gehockt hatte, um sie zu schützen, und sie nichts Besseres zu tun hatte, als Offermann persönlich zur Strecke zu bringen. Inzwischen hatte Katrin das Thema satt.

Karpi lachte. »Sie wollte Recherchen kaufen. Keine Ahnung, woher sie von meinem kleinen Nebenerwerb wusste. Vielleicht von diesem Bengel, dessen Oma neben ihr wohnte.«

»Recherchen kaufen?«, fragte Katrin. »Nebenerwerb? Habe ich da was verpasst?«

Gregor und Karpi grinsten sich an.

»Karpi hackt Computer«, sagte Gregor. »Professionell.« Katrins Kinnlade fiel herunter.

»Alles ganz legal«, fügte Karpi hinzu. »Im Auftrag der Opfer. Wir suchen Sicherheitslücken, dokumentieren die Schwachstellen und flicken die Löcher.«

»Machst du dem Chaos Computer Club Konkurrenz?«, fragte Katrin.

Karpi nickte. »Keine Konkurrenz. Ich bin im Club ganz vorn dabei, aber anonym.«

Ich fragte mich, wie eine Gestalt wie Karpi irgendetwas anonym machen konnte, aber vermutlich trat er persönlich gar nicht in Erscheinung. Musste er ja nicht in einem Computerclub.

»Die Kids, die sich hier ihr Taschengeld aufbessern, glauben, dass mein Business total illegal ist. Die würden nie zum Club gehen, weil der inzwischen etabliert und fast ein bisschen spießig ist. Die reizt die Grenze zur Legalität oder auch der Schritt auf die andere Seite. Dadurch hab ich die Bengel unter Kontrolle.«

»Trotzdem ist es Kinderarbeit«, murmelte Katrin.

»Du glaubst nicht, wie clever diese kleinen Scheißer

heute sind. Manche von denen überholen unsere Profis auf der Außenspur. Wir lernen Tricks von denen, die sie dir niemals verraten würden, wenn sie wüssten, auf welcher Seite du stehst. Aber so protzen sie mit ihrem Wissen, jeder will der größte Gangsta sein, und kaum haben sie sich wieder einen neuen Wurm ausgedacht, wird er von uns neutralisiert.«

»Dann bist du gar nicht kriminell?«, hauchte Katrin.

»Enttäuscht?«, fragte Karpi.

Katrin hatte ihr breites Grinsen wiedergefunden. »Ich fürchte, ich muss die Aussage verweigern.«

FÜNFUNDREISSIG

24. Juli, knapp zwei Wochen nach der Geburt

Katrin, Gregor, Martin und Birgit saßen in der Küche und füllten sich mit Nudeln ab. Überhaupt aß Birgit, seit sie ihr Kind outgesourct hatte, praktisch nur noch Nudeln. Sie hätte da einiges aufzuholen, erklärte sie, dabei hatte sie neun Monate lang abwechselnd gegessen und geschlafen. Aber ich machte mir keine Sorgen um Birgit. Sie war noch ein bisschen moppelig, aber nicht fett, und ich vermutete, dass die Nudeln ohne Umweg über Birgits Magen oder Darm sofort in die Milchdrüsen geschleust und dort verflüssigt wurden. Sonja Katharina jedenfalls, denn das war der Name des stinkenden Lautsprechers, soff Milch wie ein Hummer Spirit. Und natürlich musste alles, was oben reinging, unten wieder raus, und so wechselten Martin und Birgit Windeln wie die Weltmeister. Ich suchte jedes Mal panisch das Weite, wenn wieder so ein Kacksack geöffnet wurde.

Jetzt allerdings war ich dabei, denn es war das erste Mal seit Sonjas Geburt, dass alle Beteiligten an einem Tisch saßen. Und das wollte ich mir nicht entgehen lassen, immerhin hatte es wochenlang so ausgesehen, als würde das nie wieder der Fall sein.

»... dass du einen kriminellen Hacker als Freund hast, der Kinder für sich arbeiten lässt, finde ich allerdings nicht in Ordnung, so sehr er in diesem Fall auch geholfen haben mag«, sabbelte Moralmartin missbilligend in Gregors Richtung.

»Karpi ist nicht kriminell«, korrigierte Katrin. »Nur dürfen die Kids das eben nicht erfahren, deshalb tut er so, als ob.«

»Und Weiz sitzt jetzt in Haft?«, fragte Birgit. Auch sie gehörte zum Karpi-Fanclub, was Martin besonders nervte.

»Nein.« Gregor schnappte die letzte Nudel aus der Schüssel. Birgit stand auf und setzte einen Topf Wasser auf den Herd. Mein Gott, die wollte doch nicht etwa noch mehr füttern?

»Der Haftbefehl gegen ihn wurde ausgesetzt, weil weder Flucht- noch Verdunkelungsgefahr besteht«, sagte Gregor. »Und mit viel Glück bekommt er eine Bewährungsstrafe. Es war schließlich kein Mord, sondern Totschlag, und er kooperiert vollständig mit den Behörden.«

»Wie ist Paulina Pleve ihm eigentlich auf die Schliche gekommen?«, fragte Birgit. Sie sabberte fast in den Topf, so gierig war sie auf die nächste Ration Nudeln.

»Sie hatte die seltsame Häufung von Todesfällen im Altenheim bemerkt und durch Abgleichen der Patientendaten offenbar herausgefunden, dass besonders viele Patienten starben, wenn ihre alten Medikamente gegen Arzneien von MelinaMed ausgetauscht wurden.«

»Und was hat Susanne damit zu tun?«

Gregor seufzte. »Offermann hat Jenny und mich nach dem Mord an Paulina Pleve beobachtet, um über die Ermittlungen auf dem Laufenden zu bleiben. Aus demselben Grund hat er sich auch an Jenny rangemacht. Bei einer dieser Schnüffeleien sah er vermutlich, wie Susanne mit mir sprach. Vielleicht wusste er da schon, dass sie den

Todesfällen auf der Spur war, vielleicht hat er sich aber auch erst für sie interessiert, nachdem er kapierte, dass wir uns kennen.«

»Und indem er dich als Susannes Mörder hinstellte, war er euch beide los«, schlussfolgerte Birgit.

»Genau.«

»Hat Offermann eigentlich irgendetwas von all dem zu- gegeben?«, fragte Birgit.

»Er schweigt wie ein Grab«, brummte Gregor.

Drei Augenpaare richteten sich auf ihn.

»Ja, ich weiß, dass ich auch geschwiegen habe. Trotzdem kotzt mich Offermanns Schweigen an. Wir alle wissen, was er wie getan hat, aber die Frage ist, ob wir ihm das wirklich alles lückenlos nachweisen können. Wir haben zwar DNA-Spuren von ihm bei Paulina und Susanne gefunden, aber die beweisen noch lange keinen Mord.«

»Und Susannes Laptop ...«, fragte Martin.

»Ist nicht wieder aufgetaucht.«

Eine Weile schwiegen alle. Katrin strich Gregor über den Rücken, Martin kratzte die letzten Saucenreste von seinem Teller und Birgit glotzte gierig in den Nudeltopf. Nur Gregor regte sich nicht und starrte vor sich hin.

»Seit wann ist Offermann eigentlich korrupt und kriminell?«, fragte Martin.

Gregor seufzte. »Weiz glaubt, dass Offermann damals im Tennisclub Gefallen an einem teuren Lebensstil fand und auf seine Art für mehr Wohlstand sorgte. Wir untersuchen jetzt alte Fälle, in denen er ermittelt hat. Eine ganze Reihe davon sind aus heutiger Sicht sehr verdächtig. Aber noch schlimmer ist ... wir sind auf eine schreckliche Fährte gestoßen ...«

Katrin legte ihre Hand auf Gregors Arm.

»Es sieht so aus, als hätte Offermann auch die Tochter meiner Cousine umgebracht, weil sie ihn bei einem Dro-

gendeal erwischt hat. Aber auch in diesem Fall bezweifle ich, dass wir es jemals beweisen können.«

Die Nudeln waren gut, wie Birgit durch das geräuschvolle Einsaugen und vorsichtige Kauen auf einem Stückchen feststellte. Sie goss das Wasser ab und nahm den Topf mit zum Tisch.

In diesem Moment klingelte es an der Tür.

Martin verließ die Küche und kam kurze Zeit später mit einem dicken, wattierten Briefumschlag in der Hand zurück. Birgits Name stand darauf. Sie legte das Besteck aus der Hand und öffnete den Umschlag. Ein Bündel Geldscheine fiel heraus und eine kleine Klappkarte, auf der nur ein Wort stand: Katharina.

»Was soll das denn?«, fragte Martin.

Birgit war knallrot geworden. »Äh, ich vermute, dass das Geld von Karpi ist.«

»Schon wieder dieser ...«, begann Martin.

»Kleine, gebrauchte Scheine, nicht fortlaufend nummeriert«, verkündete Gregor, der Birgit das Bündel abgenommen hatte. »Das kannst du guten Gewissens annehmen.«

»Das geben wir zurück«, entschied Martin und nahm Gregor das Geld ab.

»Kommt gar nicht in Frage«, widersprach Birgit. »Ein Geschenk zur Geburt lehnt man nicht ab, das bringt Unglück. Das ist für Katharina und für sie werden wir es anlegen.« Sie nahm das Geld wieder an sich und stürmte aus dem Zimmer.

»Gegen deine zwei Frauen hast du keine Chance«, sagte Gregor grinsend.

»Aber du hast doch mich an deiner Seite, es steht also unentschieden«, rief ich Martin zu.

Sein Seufzen wurde von Gregor, Katrin und der zurückkehrenden Birgit mit hämischem Gelächter quittiert.

EPILOG

»Martin?«, flüsterte Birgit abends unter dem Elektrosmog-netz, nachdem Sonja Katharina nach der obligatorischen Stillerei endlich friedlich schnarchte. »Wer ist Pascha?«

»Nein«, brüllte ich, »sag es ihr nicht!«

Ich hatte mich immer noch nicht entschieden, ob mein Frust über Birgits Unwissen oder der Schiss vor ihrer Reaktion überwog.

Martin schwieg einen Moment und ich hoffte schon, dass er mich gehört hatte, aber das Netz war dicht geschlossen und ich konnte nicht zu ihm durchdringen.

»Tja, also, das ist eine lange Geschichte.«

»Viel zu lang für eine Gute-Nacht-Geschichte, wenn Birgit schon die Augen zufallen«, rief ich.

»Aber irgendwann erzählst du sie mir?«, flüsterte Birgit.

»Versprochen«, flüsterte Martin zurück.

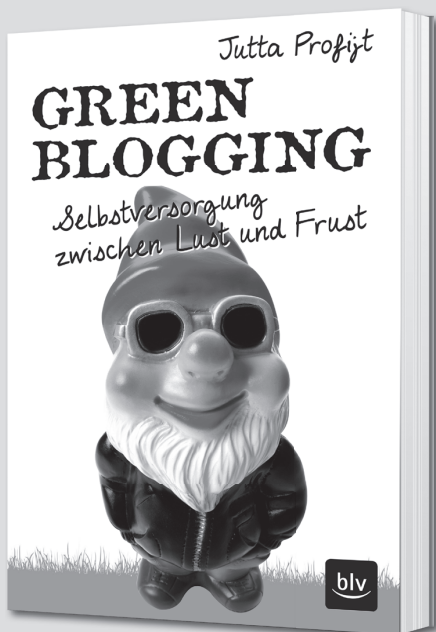
Ich blieb, bis Birgit eingeschlafen war, dann folgte ich dem Blaulicht, das vor dem Schlafzimmerfenster vorbeiraste.

DANK

Auch für diesen neuen Fall stehe ich in der Schuld von Doktor Frank Glenewinkel, der sein rechtsmedizinisches Fachwissen großzügig mit mir teilt, damit Martin wenigstens beruflich souverän wirkt. Klaus Dönecke von der Düsseldorfer Polizei ist viel professioneller und sympathischer als seine fiktiven Kollegen, und Ludger Rath von der Kreispolizeibehörde des Hochsauerlandkreises steht ihm in nichts nach. Markus Kröll von der Kreidler-IG Altstadt schickte mir sein Typenschild als Muster und half mir bei der Modellwahl auf die Sprünge. Weiter danke ich Stephan Immen, Pressesprecher des Kraftfahrtbundesamtes, für eine Richtigstellung über die Rückverfolgbarkeit von Fahrgestellnummern auf Typenschildern sowie Petra Sommerhäuser, Leiterin des Seniorenhauses Korschenbroich, für einen Einblick in Verwaltungsfragen. Mechthild Wintgens klärte mich über Wohl und Wehe der letzten Schwangerschaftswochen auf. Joe Bausch danke ich für sein Buch KNAST, das mir einige Anregungen für Gregors unfreiwilligen Aufenthalt im »Landgasthof« gab. Regierungsdirektorin Charlotte Narjes, stellvertretende Anstaltsleiterin der JVA Düsseldorf, ergänzte weitere Details, besonders zur Untersuchungshaft. Unrichtige Darstellungen gehen auf mein Konto – entweder als unbeabsichtigte Fehler, für die ich um Verzeihung bitte, oder als bewusste Verfremdung im Dienste der Dramaturgie.

Jutta Profijt

Das Gartenbuch von Jutta Profijt – spannend wie ein Krimi!



Green Blogging. Selbstversorgung zwischen Lust und Frust

Die perfekte Mischung aus Garten-Know-how und Unterhaltung ·
Selbsterfahrung Monat für Monat, authentisch und humorvoll
protokolliert · Einfach nachmachen – mit Mut zum Unperfekten!
ISBN 978-3-8354-1258-3

www.blv.de



